

10 931

Fach 2
N. 20

Magis

Der Reiberjäger vom Gran Chaco

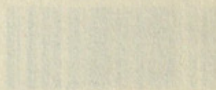
Ein Bericht von Dr. Carl von Süssmilch, dem Verfasser des "Lebens im Gran Chaco"

Der Reiberjäger vom Gran Chaco



DEPOS. LE. T. 1000/1000

NO. 1000/1000



J. H. Hoffmann / Leipzig / 1881

Der Reiherjäger vom Gran Chaco

Als Jäger und Goldsucher vom Amazonas zum La Plata

Von

Walter Burkart



CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168553

F. A. Brockhaus / Leipzig / 1931

*Amerýke Pádn.
Lw. Kachow*

U m f a ß l a g n a c h E n t w u r f v o n F r i e d r i c h R o d

Der Reichsjäger vom
Stamm Erbes

Die Jäger und Förster von Thüringen zum 1. März

1891

Walter Förster



10931



F. v. Steinhilber / Leipzig 1891

Inhalt

	Seite
1. Ausreise	7
2. Eine sterbende Stadt	10
3. Känke unter Tag	13
4. Gold und Menschen	16
5. Auf dem Silberstrom nach Paraguay	21
6. Mein erster Jagdzug	25
7. Freundliche Indianer	30
8. Jagd auf den Tiger	37
9. Auf der Suche nach den Reiher	41
10. Mancherlei Jagdverlebnisse	48
11. Die Reiherinsel	57
12. Der Verrat des Gefährten	61
13. Fuerte Olimpo, eine lächerliche Jagd und ein wilder Kommandant	65
14. Allein unterwegs	72
15. Mangaveros	76
16. Noch einmal der weiße Reiher	86
17. Auf den Spuren der Konquistadoren	99
18. Von der Regenzeit überrascht	121
19. Auf dem Amazonas in die Summstadt	131
20. Eine Eisenbahn durch den Urwald	138
21. Einiges von den Indianern Südamerikas	141
22. Eine erfolgreiche Erkundungsfahrt und ihr schlimmes Ende	145
23. Eine Musterfarm	155
24. In den Sümpfen des Territoriums Beni	160
25. Von Riesengürteltieren, Affen und Krokodilen	166
26. An den Ufern des Rio Napulo	180
27. Von den Quellflüssen des Amazonas zum La Plata	187

Ausreise

Ein Jubeln geht durch die Fahrgäste unseres Südamerikadampfers. Wir sind an Fernando-Noronha, den brasilianischen Verbrecherinseln, vorbeigefahren, Pernambuco entgegen. Das Land der Sehnsucht ist in Sicht. Was wird die neue Heimat bringen? Wünsche und Hoffnungen tauchen auf. Der eine denkt an gute Geschäfte, der andere an Landkauf, jener will ein neues Leben beginnen, und die meisten glauben, nun öffne sich das Schlaraffenland. Wir beide — Schulkameraden und gerade neunzehn Jahre alt geworden — wünschten uns Gesundheit und Abenteuer.

Tropischer Hauch weht uns entgegen. Wir fahren ein in die Flußmündung. Ein hoher, geschlossener Palmenwald drängt sich bis hart an die Ufer. Der Anblick löst stille Befriedigung aus. So hat man es sich geträumt. Der erste Eindruck ist günstig, und jahrelanges Sehnen wird gestillt. Pernambuco, die östlichste Stadt Brasiliens, liegt unter dem achten Grad südlicher Breite und ist dementsprechend sehr heiß. Es ist eine rege Handelsstadt mit etwa 170 000 Einwohnern. In der Umgebung wird viel Baumwolle gepflanzt, und das Hinterland ist reich an Farb- und andern Nuzhölzern. Eigenartig muten einen die bunten Straßen an. Rot, gelb, grün, blau sind die Häuser; sie passen zu ihren Bewohnern. Dreiviertel davon sind Farbige: Neger, Mulatten, Mestizen, Terzeronen, alle in bunte Kleider gehüllt. Wir taten uns gütlich an den unbekanntten Früchten. Für ein paar Pfennige kaufte man die größte Ananas, die bei uns ebensoviel Mark kosten würde. Zum erstenmal genossen wir hier den Cachaß, den brasilianischen Zuckerrohrschnaps, der uns aber nicht gut bekam. Noch am gleichen Abend fuhren

wir weiter und erreichten nach zwei Tagen Bahia, die drittgrößte Stadt Brasiliens. Die Einfahrt in die Bucht, eine der herrlichsten Südamerikas, bietet dem Auge reiche Abwechslung. Über 200 Inseln liegen in der großen Bucht zerstreut. Hier wohnen viele Fischer und haben unter den Palmen ihre leichten, malerischen Hütten aufgeschlagen. Einige aneinandergeflochtene dicke Bambusstangen dienen ihnen als Boot, mit dem sie sich bis weit ins Meer hinauswagen, denn untergehen kann ein solches Fahrzeug nicht.

Gesundheitlich läßt Bahia viel zu wünschen übrig. Besonders die Unterstadt, die sich etwa sieben Kilometer lang am Flusse entlang zieht, ist nie frei von ansteckenden Krankheiten: Typhus, Pocken und Fieber sind hier ständige Gäste. Die Oberstadt, etwa 80 Meter höher gelegen, ist gut gepflastert und reinlich, hat viele 4—5stöckige Häuser, Krankenhäuser, Theater, prächtige Kirchen und einen wundervollen Park. Die Küste in der Nähe Bahias, bis zu 70 Kilometer ins Innere, ist gut bevölkert. Auf sehr fruchtbarem Boden dehnen sich stundenweit Tabak-, Kaffee-, Reis- und Baumwollpflanzungen aus, und viele Fabriken verarbeiten an Ort und Stelle die Erzeugnisse, oder sie werden als Rohware nach der ganzen Welt verschifft.

Ein Drittel der Bevölkerung sind Weiße, zwei Drittel Farbige aller Gattungen; besonders Neger und Mulatten, ein fröhliches Völklein. Musik, Tanz und Zuckerrohrschnaps lieben sie mehr als die Arbeit. Sie sind kriechend unterwürfig gegen den Europäer, können aber nicht vergessen, daß ihre Vorfahren einst aus den reichen Jagdgründen Afrikas in die Sklaverei zu unfreiwilliger Arbeit geschleppt wurden. So schlummert in ihnen ein tiefer Haß, dem schon viele Weiße auf heimtückische Weise zum Opfer gefallen sind.

Würde sich der Weiße gegen die Farbigen so verhalten, wie diese unter sich, je nach der Abstammung, so wäre ein gegenseitiges Auskommen unmöglich. Mulatten, Mestizen, Quarteronen und wie die Mischlinge alle heißen, achten genau darauf, wieviel weißes Blut in ihren Adern fließt. Ein Quarterone stellt sich weit über den Mestizen oder Mulatten, und dieser verachtet wieder den Neger, von dem er doch abstammt. In dens begüterten Kreisen wird mit Salbe und Puder nach-

geholfen, um die Haut so weiß wie möglich erscheinen zu lassen und dem verräterischen Wollhaar wird die größte Sorgfalt gewidmet.

Über die Benennung der Mischlinge dürfte eine kurze Erklärung am Plage sein, denn der Anteil des weißen oder farbigen Blutes spielte und spielt in manchen südamerikanischen Staaten auch heute noch eine große Rolle im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben. Kreolen heißen die in Südamerika Geborenen rein weißer — meist spanischer oder portugiesischer — Abstammung, im Gegensatz zu den weißen Einwanderern von heute, denen man das Schimpfwort Gringo angehängt hat. Die Mischlinge teilt man meist in zwei große Gruppen ein mit einer Unzahl von Untergruppen, die zu verfolgen heute kaum mehr möglich ist. Die Mestizen sind Abkömmlinge von Weißen und Indianerinnen, während die Nachkommen von Weißen und Negerinnen Mulatten heißen. Terzeronen sind Abkömmlinge von Weißen mit Mulatten, Quarteronen die von einem Weißen und einer Terzeronin oder Mestizin. Die Quinteronen als Nachkommen von Weißen und Quarteronen besitzen nur noch ein Zweiunddreißigstel farbiges Blut und werden den Weißen gleichgestellt. Während der Mulatte noch das Wollhaar und die Kopfbildung des Negers hat, nähert sich der Terzerone in Haar und Gesichtsschnitt schon mehr dem Europäer, nur die Haut ist noch ein wenig dunkler gefärbt.

Auch die Mischungen der farbigen Rassen unter sich haben jede ihre eigene Bezeichnung erhalten. So bezeichnet man z. B. die Abkömmlinge von Negern und Indianern als Zambos. Weitere Namen für farbige Mischlingstypen sind: Zambaigos, Zamboclaros, Zambopretos, aber die Möglichkeiten der Mischung zwischen den drei großen Rassen — Weißen, Indianern und Negern — sind fast unendlich groß, da die Kreuzung sich sehr oft und in sehr verschiedener Richtung wiederholt hat. Es ist daher heute sehr schwer und in vielen Fällen unmöglich, bei Einzelpersonen den Anteil des Blutes und die Zugehörigkeit zu einer Rasse festzustellen.

Am 28. Tage unserer Fahrt erreichten wir die Hauptstadt Brasiliens, Rio de Janeiro. Unzählige Male ist sie schon als die schönste Stadt der Welt gepriesen worden. Umgeben von hohen Gebirgs-

zügen liegt sie, zu deren Füßen angeschmiegt, an der gleichnamigen Bucht. Die etwa 1000 Meter breite Einfahrt beschützen mehrere starke Befestigungen. Von dem 700 Meter hohen Corcovado aus, auf den eine Zahnradbahn führt, genießt man eine herrliche Rundsicht bis weit hinaus auf das Meer. Lange Jahre galt Rio als ungesund, da es oft vom gelben Fieber heimgesucht wurde, das viele Opfer forderte. Zielbewußtem Wollen gelang es aber in Jahren harter Arbeit die Stadt feuchenfrei zu machen. Man übergoß die Sümpfe, die Brutstätten der die Fieberkeime übertragenden Mücken, mit Erdöl, zündete sie an und füllte sie nachher aus. Gerade zu meiner Zeit wurde ein großer Teil der alten Stadt eingerissen, und aus den Trümmern erwuchs die prächtige Hauptstraße, die sich jetzt von einem Ende zum andern der Stadt erstreckt.

Die große Hitze des Lages lockt wenig Spaziergänger ins Freie. Erst am Abend strömt alles heraus. Mehr als zwanzig öffentliche Anlagen, geschmückt mit den herrlichsten und seltensten Tropenpflanzen, laden zum Spaziergang ein. Gesichter aller Nationen sind vertreten. Weder in Paris noch in London habe ich je eine solche Entfaltung von Luxus gesehen. Die ganze vornehme Welt gibt sich in den Parks ein Stellbischein, und die Festlichkeiten beginnen der großen Hitze in den Häusern wegen meist erst um Mitternacht und dauern bis in den Morgen hinein.

2.

Eine sterbende Stadt

Schon am zweiten Tage nach unserer Ankunft lösten wir Fahrkarten nach Duro Preto, dem Mittelpunkt der Goldfelder von Minas Geraes. Spät abends verließ der Zug die Halle, und diese Nachtfahrt gehört zu dem Schönsten, das ich je erlebte. Als die Dunkelheit sich ganz herniedersenkte, begann ein unvergleichliches Schauspiel. Ein ungeheures Heer von Leuchtkäfern schwirrte durch die Luft, jeder einzelne größer als ein Maikäfer, rot, grün und weiß erstrahlend. Es

war, als ob die Sterne vom Himmel fielen. Wortlos drückten wir uns die Hand und genossen die Wunder der ersten Tropennacht.

Nach zweitägiger Fahrt durch wenig bebauten Hügelland erreichten wir Ouro Preto, d. h. schwarzes Gold. Diese frühere Hauptstadt der Provinz Minas Geraes und Mittelpunkt der einst reichen Goldfelder ist heute nur noch ein Schatten ihres früheren Seins. Von den 70000 Einwohnern während der Blütezeit sind kaum 15000 zurückgeblieben, und die sieben großen, auf sieben Hügeln erbauten Kirchen stehen verwaist. Der Grund dafür ist leicht zu finden. Als im Jahre 1889 in Brasilien die Sklavenbefreiung endgültig durchgeführt wurde, verzogen sich diese billigen Arbeiter und zerstreuten sich im ganzen Staate, jeder auf eigene Rechnung Gold suchend. Den Minenbesitzern fehlten plötzlich die fleißigen Hände der Sklaven. Auch die Folgen jahrzehntelangen Raubbaues machten sich bemerkbar.

Die Stadt selber steht auf goldhaltigem Gestein. Noch jetzt sind viele Häuser vorhanden, von deren Innerem ein Gang in die Mine führt; denn auch damals waren die Leute argwöhnisch und verbargen ihre Schätze voreinander. Wie gesagt, die halb ausgestorbene Stadt gewährt einen traurigen Anblick. Zurückgeblieben sind nur noch die Nachkommen der reichen Sklavenhändler und Minenbesitzer, die von Zeit zu Zeit eine Flasche mit Goldkörnern aus ihrem Versteck ausgraben und verkaufen. Nie mehr später habe ich so viele nichtsturende Menschen gesehen. Es sind meist Kreolen.

Auch später habe ich mich noch öfters in dieser aussterbenden Stadt aufgehalten. Ganze Straßen gehen dem Zerfall entgegen. Dächer sind eingestürzt, Läden und Fensterläden zum Feuerraum geholt worden. Niemand kümmert sich darum.

Hier erkundigten wir uns nach der nächsten noch in Betrieb stehenden Mine. Unser Gepäck ließen wir zurück und wanderten zu Fuß weiter. Der Weg führte bergauf, bergab durch ödes Hügelland. Kein Baum bedeckte, soweit das Auge reichte, die Bergrücken. Schwarz wie riesige Schildkröten liegen die Berge da. Kein Vogel belebt die Luft, und kein Tierlein kreuzt unsern Weg. Wir sind wohl enttäuscht, müssen uns aber sagen, daß sich in dieser Einöde freiwillig kein Tier aufhält.

Eine eigenartige Form von Goldvorkommen war der Grund, daß diese früher vollständig bewaldete Gegend heute in eine Einöde verwandelt ist. Jetzt entdeckt das Auge nur einen zwei Meter dicken Eisenpanzer (Eisenstein) wie aus einem Guß. Früher lag fruchtbarer Boden darüber, aber er war reich an Gold. Mit Hilfe des Regens und mit Wasserleitungen wurde er in die Talsohle nach den Bächen und Flüssen geschwemmt und dort mit der sogenannten Wiege und Filzdecken durchgewaschen.

Das Waschgold hat alle möglichen Formen. Bald ist es fein wie Sand, dann finden sich dünne Blättchen, manchmal auch Körner bis zu Haselnußgröße. Der Eisenpanzer ist gleichfalls goldhaltig, doch lohnt sich die Ausbeute nicht. Unter der Eisensteindecke aber ziehen sich die goldreichen Quarzadern hin. Sie auszubeuten war früher Sklavenarbeit. Bald meterdick, bald fußbreit durchkreuzt dieser Stein die Berge. In kleinen Stollen, nur den Quarz gewinnend, auf den Knien, auf dem Bauche liegend mit Hammer, Meißel, Brecheisen zu arbeiten, das war das harte Los der Sklaven. Auf Holzstößen wurden die gewonnenen Quarzstücke ausgebrannt, und das auslaufende Gold wurde in der Asche gesammelt.

Mein Freund und ich stöberten später tagelang in den verlassenen Minen herum, Hunderte von Metern nur gebückt und kriechend zurücklegend. An den verlassenen Arbeitsstätten fanden wir noch verrostete Werkzeuge vor. Wir hämmerten da und dort herum und steckten die im Kerzenlicht glänzenden Steine zu uns. Uns hatte so recht das Goldfieber gepackt. Wir achteten nicht darauf, daß uns die Streichhölzer ins Wasser fielen, bis auf einmal ein fallender Stein das Licht auslöschte. Nun war guter Rat teuer. Nach allen Seiten hin lange, lange Stollen; wir waren in einem Labyrinth. Die Orientierung hatten wir bald gänzlich verloren. Mit der einen Hand befühlte ich stets die Wand, die andere hielt ich vor mir ausgestreckt, um mir nicht den Kopf einzurennen; zeitweise wateten wir bis zu den Knien im Wasser. Viele Stunden irrten wir so umher, das Goldfieber war verschwunden und hatte einem Angstgefühl Platz gemacht. Wir sagten uns schließlich, daß wir immer rechts gehend, Gang für Gang abschreitend, zuletzt wieder an unsern Ausgangspunkt zurückkehren mußten. Wieder vergingen lange

Stunden, bis plötzlich ein Geflimmer und Blinken über unsern Häuptern uns stillestehen und staunen ließ. „Du“, sagte mein Freund, tastete nach mir und aus seiner Stimme heraus hörte ich, daß er an alle Wunder aus Tausendundeiner Nacht glaubte. Ich fühlte gleichzeitig einen kühlen Luftzug, und es wurde mir klar, daß das Leuchten und Glänzen über uns die Sterne waren. Tief aus dem Dunkeln heraus betrachtet ist der Glanz viel stärker. Wir waren an einen senkrechten Luftschacht geraten, der gleichzeitig auch zum Fördern der losgehackten Quarzstücke gedient hatte. Links und rechts in den Wänden waren kleine Löcher geschlagen, die ein Auf- und Niedersteigen erlaubten. So gelangten wir wieder unter freien Himmel; die Sterne deuteten auf Mitternacht, und wir blieben an Ort und Stelle, um nicht beim nächtlichen Wandern in einen ähnlichen Schacht zu stürzen.

3.

Ränke unter Tag

Passagem Marianna hieß die englische Goldmine, bei der wir Arbeit fanden. Lächelnd schaute der Direktor uns an. „Arbeit gibt's schon, aber wie lange sie euch gefällt, ist eine andere Frage. Fast alle Arbeiter sind Neger und Mulatten.“ Am andern Tag konnten wir anfangen.

Seit über 100 Jahren ist diese Mine ununterbrochen in Betrieb. Tag und Nacht wird in drei Schichten gearbeitet, mit je einer Belegschaft von etwa 150 Mann. Drei mächtige Schächte führen mit 20 Prozent Gefälle in die Tiefe, sich strahlenförmig verteilend. Gearbeitet wird nur noch in einer Tiefe von 400 bis 600 Metern. Die oberen Schichten sind längst ausgebeutet. Eines frühen Morgens also stiegen wir mit der Berglampe versehen in einen dieser Schächte ein. Je tiefer wir kamen, desto dumpfer, heißer und drückender wurde die Luft. Der Atem ging immer schwerer. Auf 500 Meter Tiefe angelangt, sind wir in Schweiß gebadet und entledigten uns, wie die andern, unserer Kleider bis auf die Hose. Der Aufseher oder Steiger, ein Engländer, nimmt

uns mit und erklärt uns den Abbau. Er zeigt uns die ganz verschiedenartigen goldführenden Gesteinsarten, warnt uns vor den Gefahren, den schweren, unaufhörlich rollenden Wagen, den arsenhaltigen Quellen, die zum Trinken einladen, und vor den Lücken der Neger und Mulatten. So kommen wir durch ein Labyrinth von Gängen in eine weite hohe Kammer, Largo genannt, in der etwa 20 Neger mit Bohrarbeiten beschäftigt sind. Von den schwarzen nackten Gestalten rinnt der Schweiß, mit wuchtigen Schlägen treiben sie die Bohrer in das eisenharte Gestein. In acht Stunden muß jeder ein zwei Meter tiefes Loch gebohrt haben. Der Stein ist Quarz, schneeweiß anzusehen, wie geronnene Milch. Zwei Meter breit zieht er sich quer durch die Kammer in die Tiefe. Das Gold darin ist sehr fein verteilt und mit bloßem Auge kaum zu sehen. In einer andern Kammer hämmern schwarze Gestalten auf eine schwarze Wand, in dem spärlichen Lampenlicht kaum von ihr zu unterscheiden. Hier sind die Häuer auf den weichen, schwarzen und reichhaltigen Goldstein gestoßen, von dem die Stadt Duro Preto, schwarzes Gold, den Namen erhalten hat. Einzelne Goldnester sind anzusehen wie eine Handvoll Graphitstängelchen aus Bleistiften. Erst durch einen chemischen Prozeß wird dieses Golderz zu gelbem glänzendem Metall. In einer andern Kammer bleiben wir geblendet stehen und sehen uns bedeutsam an. Vor uns dehnt sich eine Wand wohl 20 Meter lang und 4 Meter hoch, weiß, schwarz und grün sind die Steine und mitten hindurch ziehen sich armdicke, in Gold und Silber leuchtende Zickzacklinien. Am Boden liegen ganze Haufen in allen Farben schimmernde Metallklumpen. „Das sind die ärmsten Gesteinsarten“, sagte unser Führer und las gewiß in unsern Gesichtern unsern Unglauben. Aber es stimmte, die gleißenden Erze bestanden zum größten Teil aus Kupfer oder Schwefelkies, dem sogenannten Pyrit. Ihre Ausbeutung ist am schwersten und kostspieligsten, und nur die Nebenausbeute von ziemlich viel Silber lohnt die Verarbeitung.

Nach Beendigung der Schicht strömt alles dem Ausgang zu, und dann setzt in den unterirdischen Gewölben ein tausendfaches Donnern ein. Hunderte von Dynamitschüssen, jeder mit zwei bis vier Kilogramm geladen, lassen den ausgehöhlten Berg erzittern. Giftige

Dämpfe wälzen sich dem Ausgang zu, wo schon wieder die nächste Belegschaft bereit steht, hinabzusteigen, um die gesprengten Steine zu zerkleinern und zu verladen. Das gebrochene Gestein wird auf Hundeböden, das sind kleine eiserne Kollwagen, zutage gefördert. Die tägliche Leistung in dieser Mine war etwa 100 Tonnen gutes Gestein. Auf seinem weiteren Weg kommt es zunächst in das Stampf- oder Klopfwerk und wird dort zu Pulver zermahlen. In riesigen Pfannen werden ihm verschiedene Säuren zugesetzt, und das Gold löst sich vom Gestein. Die Flüssigkeit wird abgezapft und dann durch einen Niederschlag das Gold und Silber gewonnen.

Nach einem Monat waren wir eingearbeitet, bohrten unsere Löcher und beluden die Wagen mit Steinen wie jeder andere. Unglücksfälle waren an der Tagesordnung. Einmal fanden wir beinahe den Tod. Die Kammer, in der wir arbeiteten, stürzte plötzlich ein. Nur ein kurzes, knirschendes Geräusch, und ein großer Haufen Gestein bedeckte neun Mann unserer Belegschaft. Mich rettete ein Sprung von gewiß fünf Metern unter einen geschützten Bogen. Mein Freund drückte sich an die Wand unter einen vorspringenden Felsbrocken und kam so mit einer Schramme am Rücken davon. Die zum Teil schwer Verwundeten wurden zutage gefördert. Die großen Steinblöcke, unter denen die neun Mann begraben lagen, mußten erst angebohrt werden, bevor die zerfetzten Überreste geborgen werden konnten. „In diese Hölle hinunter bringt mich niemand mehr“, sagte mein Freund und reiste acht Tage später nach Rio de Janeiro zurück.

Ich rückte von diesem Tage an eine Stufe höher. Ich hatte die Bohrlöcher abzumessen, zu laden und zur Explosion zu bringen, eine Tätigkeit, die mir sehr gefiel. Aber die Herrlichkeit dauerte leider nicht lange. An einer der tiefsten Stellen der Mine wurde ein Versuchsstollen gebaut, d. h. es wurde ein senkrecht Loch, ähnlich einem Sodabrunnen, in die Tiefe getrieben. Stößt man dabei auf eine neue Goldader, so wird von dort aus ein neuer Gang eröffnet. In diesem senkrechten Stollen mußten täglich vier Schüsse zur Explosion gebracht werden. Als ich einmal wie gewöhnlich die Zündschnur angebrannt hatte und auf der Strickleiter in die Höhe steigen wollte, löste sie sich

plötzlich und fiel zu mir herunter. Ein furchtbares Gefühl, ein sekundenlanges Durchzucken der Vergangenheit, hundert Bilder kreuzten sich im Geiste, ich gab mich bereits verloren. Da, ich glaubte, Minuten seien vergangen — drei brauchte die Zündschnur bis zur Explosion — fühlte ich in der Hosentasche mein Messer. Dicht oberhalb des Bohrlochs schnitt ich die Schnur ab, und noch waren die verderbenbringenden Funken nicht in die Tiefe gedrungen, sondern verpuffeten harmlos unter meinen Fußsohlen. Nach wenigen Minuten gingen in den oberen Schichten, wo ein anderer Feuemeister waltete, die Sprengungen los. Der Luftdruck pflanzte sich bis zu mir herunter fort und löschte mein Licht aus. Der Berg dröhnte und stöhnte unter den gewaltigen Schlägen. Steinmassen hörte man fallen, und dann war alles totenstill. Nach einer halben Stunde kamen die Leute der zweiten Schicht und befreiten mich mit Leitern aus meiner nicht beneidenswerten Lage. Die Strickleiter mußte von einem rachsfüchtigen Eingeborenen gelöst worden sein, aber es stellte sich nie heraus, wer mich diesem Tode ausliefern wollte. Wie die schönste Musik klang mir der Höllenlärm der Stampfwerke in den Ohren, als ich den tiefen Schacht verließ und an die Sonne trat. Auch mich brachten jetzt keine Versprechungen mehr hinunter in die schwarzen Tiefen, wo neben hartem Ringen mit den Lücken des Berges noch Menschen ihre Nebenmenschen aus Haß und Rachsucht zu verderben suchen.

4.

Gold und Menschen

Wie neugeboren wanderte ich nach einigen Tagen, versehen mit einer Batea, das ist eine Goldwäschschüssel, und einer langhaarigen Filzdecke den Schluchten der Gebirgszüge zu. Ich wollte jetzt auf eigene Rechnung Gold waschen. Die ganze Gegend war voll von einzelnen selbständigen Goldwäschern. Viele davon waren ehemalige Sklaven, bei denen noch eingebrannte Nummern oder Buchstaben auf der Schulter zu sehen waren. Einzelne dagegen hatten an dieser Stelle große Narben.

Es sind Tapfere, die sich nach Aufhebung der Sklaverei die tief eingebrennten Eigentumsmarken ihrer früheren Besitzer mit dem Messer aus dem Fleisch geschnitten hatten. Tagelang blieb ich bei diesem und jenem. Ihr mürrisches Wesen verflog meist bald durch Anbieten eines Stückes Kautabak und eines Schluckes Schnaps. So lernte ich die Kunst des Goldwaschens, allerdings in ihrer einfachsten Form.

Der Boden ist auf viele 100 Kilometer im Umkreise goldhaltig, meist allerdings schon zerwühlt und durchsucht, aber immer wieder bringen die Bäche neues Material, und da heißt es dann, die besten Stellen aufzufinden. Die Filzdecke wird auf dem Grund des Baches ausgespannt und befestigt. Dann wühlt man mit einer Haue den Boden des Bachbettes auf und läßt Sand, Schlamm und Gestein langsam über das Tuch laufen. Das schwere Gold, Silber oder Platin, das hier auch vorkommt, sinkt in die Haare des Leppichs. Nach drei bis vier Stunden Arbeit wird die Decke langsam gehoben und in einem Gefäß ausgewaschen, worauf mit der Waschplatte durch kreisende Bewegungen das Edelmetall gesäubert wird. Der Ertrag eines Tages betrug etwa zwei bis acht Gramm Gold im Werte von etwa 5—20 Mark. Ich sah bald ein, daß so nicht viel zu verdienen war, trotzdem ich in den Schluchten die noch unberührte Erde von den steilen Hängen und Bändern in das Bachbett beförderte und auswusch.

Ich kehrte deshalb bald zur Mine zurück, kaufte mir ein starkes Maultier mit Packsattel und Zubehör, belud es mit bunten Stoffen, Handwerkszeug und Getränken. Monatelang zog ich so umher, von Tal zu Tal und tauschte gegen meine Waren von den Goldwäschern ihre Metalle ein. Meist fand ich gute Aufnahme und war ein willkommenener Mann. Manchmal wurde ich verhöhnt, sogar verfolgt und mußte flüchten. Die halb nackten, bei der Arbeit manchmal bis zu der Brust im Wasser stehenden Gestalten sind kaum nach ihrer Nationalität zu unterscheiden. Hin und wieder trifft man auch Europäer, meist verkommene und bössartige Elemente. Manche mögen dem Zuchthaus entsprungen sein und fühlen sich hier sicher vor den Armen der Gerechtigkeit.

Der Goldsucher führt ein armseliges Leben. Da er nur wenige Monate am gleichen Orte arbeitet, genügt ihm eine Hütte aus Reisern

und Zweigen. Als Dach dienen einige darübergeworfene, breite Bananenblätter. Bananen, Fleisch, schwarze Bohnen und Mais sind seine tägliche Nahrung. Ein echter Goldwäscher läßt sich aber nicht entmutigen. Wenn er auch jahrelang nur eine kärgliche Ausbeute erntet, so hofft er doch immer auf den großen Fund. Jeder weiß davon zu erzählen, in dieser oder jener Gegend hätte einer einen kopfgroßen, reinen Goldklumpen gefunden. Ein anderer weiß von meterlangen, armdicken Barren zu reden, die einer unter einem Wasserfall herausgeholt hätte. Das sind natürlich Märchen, und könnte man der Sache nachgehen, so waren es vielleicht faustgroße Stücke, mit einem Gewicht von höchstens 20 Kilogramm. Solche Funde sind aber so selten, daß sie als Besonderheit in den Museen ausgestellt werden.

*

*

*

Eines Tages stieß ich auf meinen Wanderungen auf ein ganz verlassenes Minendorf. Die Gebäude waren zerfallen, Pflanzungen und Gärten verwildert. Ein zehn Meter hohes, aus riesigen Steinen errichtetes Kreuz schien die einsame Gegend zu behüten. Später hörte ich, daß ein furchtbares Unglück diese reiche Goldmine heimgesucht hatte, worauf sämtliche Überlebenden die Gegend für immer verlassen hatten. Die Mine war schon über 100 Jahre in Betrieb gewesen. Als Förderschacht diente ein einziger senkrechter, über 300 Meter tiefer Stollen, in den die Belegschaft mit dem Förderkorbe einfuhr. Heute wäre eine solch einseitige Anlage verboten, aber früher gab es weder Bergbau-gesetze, noch einen staatlichen Schutz für die Arbeiter. Überall wurde Raubbau getrieben, und das Leben des Mineiro war einen Pfifferling wert. Eines Tages, als der größte Teil der Belegschaft, an die 400 Mann, in der Tiefe weilte, stürzte der Schacht in sich zusammen, den einzigen Ausgang mit gewaltigen Steinblöcken ausfüllend. Berechnungen ergaben, daß man mindestens drei Monate Tag und Nacht hätte arbeiten müssen, um den Weg zu den Verschütteten freizumachen. Die Telephonleitung, die durch eine Röhre ging, war unverfehrt geblieben, und man konnte sich mit den lebendig Begrabenen verständigen. Durch die kleine Röhre, in der der Telephondraht lief, wurde ihnen an Milch, Wein und

Schnaps zugeleitet, was in der Umgebung aufzutreiben war. In der zweiten Woche aber kam der Bericht von unten, mehrere seien getödet worden, um den Hunger der andern zu stillen. Um dem furchtbaren Greuel ein Ende zu machen, bat der Obersteiger, ein Engländer, der ebenfalls unter den Verschütteten war, man möge den Bach, der das Werk betrieb, in den Schacht leiten. Ein anderer Ausweg war nicht möglich, und, um die Leiden der mit dem Hungertode Kämpfenden zu erleichtern, geschah dem so. Noch lange wird dieser Ort von den Menschen gemieden werden.

Am Heiligabend, einem tropisch heißen Tage, näherte ich mich einem Blockhause. Ich gedachte hier den folgenden Tag, Weihnachten, in Ruhe zu verbringen. Mein Maultier band ich an der Umzäunung an und trat ins Innere. Eine geräumige Stube tat sich auf, angefüllt mit einer Schar verwegener Gestalten. Gruppenweise spielten sie mit schmutzigen Karten, andere ließen die Würfel rollen. Kleine Häufchen Goldstaub und Goldkörner lagen auf den Tischen und wurden als Gewinn bald diesem, bald jenem zugeschoben. Es waren die Goldsucher der Umgebung, die in die Schenke gekommen waren, um neue Borräte zu kaufen, zu trinken und zu spielen. Der Wirt, ein vierschrotiger, großer Mensch mit offener Hemdbrust und rotem Halstuch, schaute mich, ohne meinen Gruß zu erwidern, giftig an und gab mir die verlangte Erfrischung.

Die reisenden Goldaufkäufer, wie ich einer war, sind diesen Schankwirten, die mit allen möglichen Waren handeln, ein Dorn im Auge, denn die Wirte betrachten es als ihr gutes Recht, dem betrunken gemachten Goldsucher um ein Geringes seinen mühsam erworbenen Goldstaub abzunehmen. Solche Wirtshäuser, meist rohgefügte Blockhäuser, Politche oder Almaceng genannt, findet man in ganz Südamerika. Sie sind bezeichnend für spärlich bewohnte Gegenden und Karavanenstraßen, und ihre Besitzer, schlau wie die Füchse, wissen überall dunkle Geschäfte zu machen. Sie spielen die Fehler, handeln mit gestohlenen Pferden und Vieh, und mancher einsame Reisende wird das Opfer ihrer Habsucht.

Ich hatte nicht bemerkt, daß der Wirt mit einigen seiner sonder-

baren Gäste verschwunden war. Als sie wieder eintraten, merkte ich, daß sie, auf Anstiftung des Wirtes, etwas gegen mich ausgeheckt hatten. Ich brauchte auch nicht lange zu warten. Ein hochaufgeschossener Kerl mit langem Don-Quijote-Bart trat auf mich zu und sagte kurzerhand, er hätte gehört, daß der Gringo fechten wolle. — Gringo ist ein Spitzname für Ausländer. Auf den alten Segelschiffen mußten die Anker von Hand aufgezo-gen werden, was eine schwere Arbeit war. Die Matrosen sangen im Takte dazu: „Grin-hoi, Grin-hoi“ (Anker auf). Die staunenden Ureinwohner nannten deshalb die ankommenden Europäer „Gringo“, und dieser Name ist ihnen bis auf den heutigen Tag geblieben. — Alles stand auf und bildete einen Kreis. Das herumliegende Gold verschwand in den Ledergürteln. Der Lange hatte vom Leder gezogen und fuchtelte mit seinem ellenlangen, alten, französischen Bajonett vor meinen Augen herum. Auch andere boten sich an, nach ihm den Kampf mit mir aufzunehmen. Ich kannte zur Genüge die Regeln der Fechtkunst und griff deshalb nicht nach meinem Revolver, denn sonst hätte ich von links und rechts die Messer zu spüren bekommen. Immer mehr wurde ich bedrängt. Der Lange drückte mir die Spitze seiner Waffe auf die Brust, daß sich mein Hemd mit einigen Blutstropfen rötete. „Wenn du nicht fechten willst, so stoß ich zu“, sagte er. Das war kein Spaß mehr, jetzt wurde es bitter ernst. „Gut“, antwortete ich und zog mein breites Jagdmesser aus der Scheide. Meine Ruhe hatte ich nicht verloren, im Gegenteil, aber einen unbändigen Haß empfand ich gegen diesen fremden Menschen. Ich hatte mich auf ein Knie niedergelassen und wehrte seine Stöße ab, aber ich war im Nachteil, denn er hatte eine doppelt so lange Waffe. Anfangs hatte ich das Gefühl, er spiele mit mir, aber einige meiner Ausfälle gegen seinen Unterleib ließen seine Stöße immer rascher werden, und sein Stahl bohrte sich zuletzt durch meine rechte Hand. Ich faßte mein Messer schnell mit der linken Hand, tat einen Sprung und verwundete ihn schwer. Mit einem Fluch sank er hintenüber. Totenstille, dann rasender Beifall. „Que vivo el gringo!“ „Hoch lebe der Ausländer!“ Die Schnapsgläser wurden ergriffen, ein jeder wollte mir das seinige auf-nötigen, keiner aber machte Miene, mich weiter zu belästigen. Ich

ging von einem zum andern, bis ich an die Tür kam, riß sie auf, zog blitzschnell den Revolver und rief: „Wer vor zehn Minuten das Haus verläßt, ist ein toter Mann.“ Mein Maultier fand ich noch angebunden, ich band es los und verschwand in der inzwischen eingebrochenen Dunkelheit.

Nach fast drei Monaten kam ich auf meiner Rückreise wieder an dieser Politché vorbei. Von weitem kam mir ein an Krücken gehender Mann entgegen. Ich erkannte in ihm den Langen. Er streckte mir die Hand entgegen und rief: „Patroncito como V. me has hetche.“ „Herr, was hast du aus mir gemacht. Lange werde ich nicht mehr arbeiten können.“ Ich tröstete ihn und lud ihn zu einem Glase ein. Der Polichero oder Wirt grüßte mich mit falscher Unterwürfigkeit, verzog sich aber bald aus meinem Gesichtskreise.

In der Mine tauschte ich meinen Goldstaub gegen gutes Geld ein und bestieg in Duro Preto, der zerfallenen Goldstadt, den läutenden, pfeifenden Zug. Blicke zum letztenmal über die öde Landschaft und fuhr der glänzenden Weltstadt Rio de Janeiro zu, um von dort aus auf dem Seeweg nach den La-Plata-Ländern zu gelangen. Vom Goldsuchen hatte ich genug, nun wollte ich mein Glück als Jäger versuchen.

5.

Auf dem Silberstrom nach Paraguay

In Montevideo, der Hauptstadt von Uruguay, bestieg ich einen Flußdampfer, der mich in das Innere Südamerikas bringen sollte. Ich hatte mich als Jäger ausgerüstet und fuhr ohne bestimmtes Ziel den Rio de la Plata aufwärts. Der erste Tag auf dem riesig breiten Strome, dessen Ufer man kaum sehen konnte, verlief eintönig. Bald aber steckten wir mitten in dem Inselgewirr des Rio Parana. Die niedersten Inseln sind mit Weidenwäldern und Grasflächen angepflanzt und bieten großen Viehherden die prächtigsten Weideplätze. Auch die höher gelegenen Inseln sind sehr fruchtbar. Auf ihnen wurden Gärten

mit prächtigen Landhäusern angelegt. Ganze Wälder von Pfirsichbäumen wurden hier gepflanzt und liefern wundervolle Früchte, die man auf dem Markt von Buenos Aires wiederfindet. Einen kurzen Aufenthalt gibt es in Rosario, dem Hauptausfuhrhafen für Mais, Leinsamen und Weizen. Bis hier herauf gelangen noch die großen Dzeandampfer. Nach der Stadt Parana verändert sich das Landschaftsbild. Die bebauten, fruchtbaren Ebenen verschwinden. Hier beginnen die Weideplätze der ausgedehnten Viehzüchtereien, der „Estancias“. Prachtige Landsitze wird man gewahr, auf niedern Hügeln erbaut und eingeschlossen von großen Drangenswäldern. Nach Tausenden und Zehntausenden von Stück Vieh zählen hier die Herden, die an den vielen Wasserläufen und Sümpfen reiche Nahrung finden. Stellenweise sind die Ufer dicht bewaldet mit haushohem Bambus, aus dessen Holz die Eingeborenen ihre Hütten und Flöße bauen. Moorsche, moosbedeckte Bäume ragen über das Wasser, umrannt und beladen mit allen möglichen Schlingpflanzen, deren rote, gelbe und weiße kelchförmige Blumen abends und morgens ihren bezaubernden Duft ausströmen. Die ersten Papageien werden sichtbar und fliegen kreischend über das Schiff hinweg. Auf einer Sandbank sonnt sich ein Krokodil, ein Kaiman. Der Kapitän steuert das Schiff ganz nahe heran, und die Passagiere dürfen ihre Mordwaffen darauf abfeuern. Auch nachher wird zur großen Freude aller die Erlaubnis gegeben, vom Schiff aus nach Belieben zu schießen. Am fünften Tage der eindrucksvollen Fahrt erreichen wir Corrientes.

Die wenigen Reste der früheren Bewohner der Provinz Corrientes, Gauchos genannt, sind hochgewachsene, stolze Leute mit dunkelgebräunter Gesichtsfarbe. Die blauschwarzen Haare werden auf dem Scheitel lang getragen und sind mit kleinen Kämmen kunstgerecht aufgesteckt. Ein grellfarbiges Hemd und seidenes Halstuch gehören zu ihrer Lieblingskleidung. Über die weiten Hosen, den Bombachas, wird der bis an die Knöchel reichende, unten ausgefransste und reich mit Silbermünzen verzierte Lederschurz, Tirador, geschnallt. Im breiten Gürtel steckt die Pistole oder ein Revolver und das viel mehr gefürchtete fußlange Messer, Facon, mit schön gearbeitetem Silbergriff. An den Füßen baumeln leichte farbige Luchpantoffeln, und die ebenfalls bunten

Soeken sind bis zu den Knöcheln über die Hosen gezogen. Über der Schulter hängt malerisch der Poncho, eine gute Wolldecke, die in der Mitte geschlitzt ist. Bei Regen wird der Kopf durch den Schlitz gesteckt, und die Schlafdecke dient somit zugleich als Regenmantel.

Das höchste Gut des Gaucho ist sein Reitpferd. Er geht nie zu Fuß, auch die kleinste Entfernung legt er zu Pferd zurück, und der Gaucho ergreift keinen Beruf, den er nicht vom Rücken des Pferdes ausüben kann. So trifft man ihn nur als Pferdehändiger, Viehtreiber und Karawanenbegleiter. Ich will hier ein Erlebnis einflechten, an dem ich später in der Pampa als Zuschauer beteiligt war und das mir einen tiefen Eindruck hinterließ.

Drei weitgestreute Bäume erheben ihre Wipfel in die dämmernde Abendluft. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchten matt die weite Pampa. Ein schwerer, mit acht Pferden bespannter Transportwagen nähert sich langsam den drei Bäumen. Die Art und Weise wie das Ausspannen der Pferde geschieht, zeigt die Ermüdung der zwei Gauchos, die seit dem frühen Morgen auf schlechten Wegen die Fuhre begleiten. Mit wenig Holz und schnell zusammengesuchtem, trockenem Pferdemit wird ein Feuer angefacht. Ein großes, halbtrockenes Stück Fleisch wird an einem Spieß über die glimmende Glut gehalten. Die Pferde, mit Fußfesseln versehen, entfernen sich langsam, das beste Futter suchend. Wir befinden uns an einem Kreuzwege. Bald tauchen weitere Wagen auf, und bevor es vollständig Nacht geworden ist, lagern die Leute von zehn Wagen an dem Feuer unter den Bäumen. Alles scheint ermüdet, und in größter Ruhe wird der „Asfado“ oder Spießbraten mit Mandiokamehl verzehrt, und dann macht der unvermeidliche Mate seine Runde. Bald zieht einer aus der Satteltasche eine Pfeife hervor, eine Handharmonika gesellt sich dazu. Ein Paar fängt an zu tanzen, und alle übrigen folgen. Die am Lederschurz und Gurt befestigten Silbermünzen und die großrädigen Sporen klirren den Takt zu der beliebten Musik. Eigenartig sind die Tänze; weite Sprünge, ein Rück- und Vorwärtsbiegen des Körpers, ein Auseinander- und Zusammenfahren, graziöse Bewegungen der Arme und dann wieder blitzschnelle Drehungen. Mit der Zeit kommt auch eine Flasche des beliebten

Cachazes (Zuckerrohrschnaps) zum Vorschein und macht brüderlich die Runde. Tanz auf Tanz folgt; zum Tango wird mitgesungen.

Schon ist die Nacht weit vorgerückt, aber der Vollmond und die in diesen Breiten helleuchtende Milchstraße erzeugen fast Tageshelle. Plötzlich halten Musik und Tänzer; ein Paar ist in Streit geraten. Warum, wer weiß? Vermittler treten auf, auf beiden Seiten wird geschrien, die Flasche macht die Runde, und man trinkt auf ewige Freundschaft.

Wieder folgt Tanz auf Tanz, die Gemüter erhitzen sich, und bald bricht der Streit von neuem los. Die langen Messer, immer lose im Gürtel steckend, fahren heraus. Ein Kreis wird gebildet, und der Zweikampf beginnt. Jeder hat seinen Poncho zur Abwehr um seinen linken Arm geschlungen. Stoß auf Stoß folgt, beides sind geübte Kämpfer. Lautlos mit verschlungenen Armen verfolgen die Companieros den Kampf. Bald sind beide verwundet, das Blut rötet die Kleider, da, ein kühn geführter Stoß und durchs Herz getroffen stürzt der eine. Der Sieger läßt sich seine Wunden verbinden. Langsam werden die Pferde zusammengetrieben, die Wagen bespannt, und in der Morgendämmerung verfolgt jeder seinen Weg. Das Opfer liegt wie es gefallen, das Feuer verglimmt. Heute oder morgen kommen andere Wagen des Beges, und die Companieros bestatten den Toten in der Nähe.

Zimmer weiter stromaufwärts führt uns der Dampfer. Wir sind längst im Rio Paraguay. Linker Hand liegen die riesengroßen Urwälder des Gran Chaco, die Argentinien seit Jahrzehnten wertvolle Hölzer liefern. Auf der rechten, paraguayischen Seite folgt Ortschaft auf Ortschaft, schön bestellte Felder, Bananen- und Orangenpflanzungen ziehen an meinen Augen vorüber.

Paraguay ist heute ein armes Land. Ein vierjähriger Krieg, den der Diktator Lopez gegen die zwanzigmal größeren Staaten Brasilien, Argentinien und Uruguay führte, brachte es zum gänzlichen Zusammenbruch. Und heute lassen kleinere und größere Bürgerkriege, die sich alle paar Jahre wiederholen, das an sich reiche Land nicht wieder in die Höhe kommen.

Der furchtbare Krieg hatte fast alle Männer ausgerottet. Als die

Frauen sich wieder aus den Wäldern hervorwagten und ihre früheren Bohnstätten aufsuchten, fanden sich auf 100 Frauen kaum zwei bis drei Männer. Bald aber kamen aus den Urwäldern die Indianer, aus Brasilien flüchteten Negerklaven zu Tausenden in das leere Land, und auch die Europäer fanden es vorteilhaft, in Paraguay, wo zehn Frauen für einen Mann arbeiteten, ihr Glück zu versuchen. So erhielt Paraguay sein heutiges Mischvolk.

Die Ureinwohner Paraguays, die Guaraniindianer, sind ein hübscher, gutmütiger Menschenschlag, aber die Männer sind faul und gehen der Arbeit möglichst aus dem Wege, die meistens die Frauen verrichten müssen. Ein grazioser Wuchs, prächtige Haare und kleine Füße zeichnen die Paraguayer vor vielen andern Stämmen aus, und eine eigentümliche Gewohnheit verleiht ihren Frauen eine würdevolle und stolze Haltung. Jeder Gegenstand, sei er noch so klein, wird auf dem Kopfe getragen. Will sie ihrer Gevatterin über die Straße weg ein winziges Täßchen Kaffee bringen, so steht es bis an den Rand gefüllt auf ihrem Kopfe, daneben vielleicht zwei Zigaretten und einige Streichhölzer. So geht sie auch mit einer Orange, einem Kürbis oder irgendeinem andern beliebigen Gegenstand auf dem Kopfe durch das Gewühl auf dem Markte, ohne je etwas fallen zu lassen. Die melodische Sprache, das Guarani, hat sich vollständig erhalten und wird noch heutzutage im ganzen Lande gesprochen, nur ist sie nicht Amtssprache.

In Paraguay wird viel guter Tabak gepflanzt. Rauchen tut alles bis hinunter zum Kinde. Die Frauen rauchen viel Pfeife oder große Zigarren, die sie selber wickeln. Weltbekannt sind die wundervoll ausgeführten Klöppelarbeiten, die „Manduti“.

6.

Mein erster Jagdzug

Mit einem kleinen Dampfer fahre ich weiter den Rio Paraguay aufwärts. Noch immer hat der Fluß eine Breite von 400 bis 600 Meter. Zur Linken liegt der Gran Chaco, bis heute noch ein großes unbe-

kanntes Land. Im Innern haufen die wilden und bösertigen Indianerstämme der Lobas, Matacos, Chorotis, Lenguas, Zamucos und andere mehr. Nur ein großer Stamm, die Chamacocos, ist heute sesshaft geworden. Von seinen feindlichen Brüdern war er bis an den Rio Paraguay gedrängt worden, wo er gewissermaßen bei den Ansiedlern Schutz suchen mußte. Der Chamacoco ist einer der unansehnlichsten und häßlichsten Menschen, so daß man sich manchmal fragen muß: Ist das wirklich ein Mensch oder ein Affe? Die Hautfarbe ist dunkelbraun, auf dem mittelgroßen plumpen Körper sitzt ein plattgedrückter, viel zu großer Kopf. Der riesige Mund zeigt wulstige, nach außen gebogene Lippen und ähnelt sehr oft fast dem Rüssel eines Schweines. Der dicke, schwarze und ungepflegte Haarschopf fällt bis auf die Augen und die plattgedrückte Nase herunter. Dazu bilden die kurzen schwachen Beine und der dicke Unterleib einen fast grotesken Gegensatz.

Von Zeit zu Zeit halten wir an einer Niederlassung. Es sind meistens Holzhändler, die hier wohnen. Für die Ausfuhr kommt hauptsächlich der Quebrachobaum in Betracht, ein rotbraunes Eisenholz, das bis zu 70 Prozent Laninharz enthält. Ferner das Guayacan, aus dessen wohlriechendem Harz das Guayacol als Heilmittel gegen die Tuberkulose gewonnen wird.

Das Ufer bietet hier dem Auge ein wunderschönes, ruhiges Bild. Ein geschlossener Palmenwald (Fächerpalmen) zieht sich viele Kilometer weit an dem rechten Flußufer entlang. Auf den grünen Inseln im Fluß tummeln sich Hirsche und Wasserschweine. Tapire liegen in ihren Morastgruben und schauen phlegmatisch auf das vorüberfahrende Schiff. Die sumpfigen Niederungen bilden die Sammelstellen und Brutplätze der Wasservögel. Der gewaltige Marabu stolziert gravitatisch hin und her, während der schneeweiße, scheue Edelreiherr in elegantem Fluge flüchtet.

Aber nicht nur die Tier- und Pflanzenwelt zeigen mir an, daß wir wieder in tropische Regionen gelangt sind. Erbarmungslos brennt die Sonne hernieder, und man sucht auf dem ganzen Schiffe vergebens nach einem kühlen Plätzchen. Ein Heer von Stechmücken treibt schon am frühen Abend die Reisenden unter das Moskitonez.

*

*

*

Endlich ist mein Reiseziel erreicht. Es ist Fuerte Olimpo, eine frühere Befestigung, umgeben von einigen 30 Blockhäusern. Auch heute noch befindet sich hier eine Besatzung von etwa 60 Mann. Prachtvolle Weideplätze in den ausgedehnten Palmenwäldern lockten Viehzüchter heran. Das Fort wurde auch der Mittelpunkt der Jäger und Jagdgesellschaften, die sich hier alle Jahre einmal trafen, ausruhten, die Beute verkauften und sich zu neuen Zügen in die reichen Jagdgründe verproviantierten.

Ich hatte das Glück, mit einem älteren, weidgerechten Jäger näher bekannt zu werden. Juan Velasquez, ein Correntiner aus dem Lande der Gauchos, war von riesigem Wuchse. Ein graumeliertes Vollbart fiel ihm über die breite Brust. Er sprach wenig und einsilbig, und sein Lächeln konnte man fast kindlich nennen. Sanfte Braunaugen gaben ihm ein vertrauenerweckendes Aussehen, und ich ließ mich gern von ihm über die jagdlichen Verhältnisse dieser Landschaften aufklären und belehren. Er bestaunte meine modernen Waffen und mein schönes Zelt. Nach einigen Tagen schlossen wir einen Pakt, um gemeinsam einen sechs Monate dauernden Jagdzug zu unternehmen. In dieser Zeit aber fanden wir so sehr Gefallen aneinander, daß wir fünf Jahre lang unzertrennliche Gefährten wurden.

Das geräumige Jagdkanu wird instand gesetzt. Neben Salz, Zucker und Tee nehmen wir noch Maiskörner, Bohnen und Reis als Mundvorrat mit. Pulver und Patronen vervollständigen die Ausrüstung. Unser Ziel sind die Niederungen und Pampas in Matto Grosso, in die wir so weit wie möglich vordringen wollen.

Auf einem Nebenfluß des Rio Paraguay ruderten wir wochenlang aufwärts, in mond hellen Nächten wird sogar nachts gefahren. Die Ufer sind von undurchdringlichem Buschwerk eingesäumt. Der Tajaçu-vüra (der grausige Vogel), ein großer Nachtreiher, flieht mit unheimlichem Getöse vor dem Boote. Ein merkwürdiger Fisch, bepanzert und hinten am Kopfe mit zwei kleinen Händen mit je fünf Krallen versehen, setzt sich unten am Boden des Bootes fest und beginnt unermüdlich zu quaken. Ganze Familien Carpinchos hocken am Ufer und springen bei unserm Sichtbarwerden mit lautem Bellen ins Wasser.

Überaus reich ist der Fluß an Fischen aller Art. Besonders zahlreich sind die gefürchteten Pirayas oder Karibenfische, die mit ihrem scharfen Gebiß sogar Menschen gefährlich werden können.

In der Morgendämmerung wird unter großen Bäumen haltgemacht. Das Unterholz wird mit dem Buschmesser entfernt, und ein kleiner sauberer Lagerplatz hergerichtet. Ein Feuer flammt auf, und bald trinken wir den unvermeidlichen bitteren Mate. Das Teekraut wird in einen getrockneten und ausgehöhlten Kürbis geschüttet, heißes Wasser darüber gegossen, worauf der Tee durch ein Röhrchen eingesogen wird. Velasquez hat einen Baum bestiegen und sieht mehrere Hirsche, die in der Pampa äßen. Der südamerikanische Hirsch ähnelt dem kanadischen Wapiti, nur ist er nicht so groß, und seine Farbe spielt mehr ins Rötliche. Wir teilen uns und versuchen uns anzupirschen. Auf die Richtung des Windes wird peinlich genau Rücksicht genommen, und unter Umständen schlägt man einen großen Bogen um den Standort des Wildes. So fällt es meist nicht schwer, sich auf 40 Meter zu nähern und die tödliche Kugel anzubringen.

An günstigen Stellen bleiben wir bis zu acht Tagen im gleichen Lager. Die Gegend wird nach allen Seiten hin durchstreift. Das Carpincho, ein Nagetier von der Größe eines mittleren Schweines, treibt sich immer in der Nähe der Flußläufe und Lagunen herum, wo es im hohen Schilf und Niedgras seine Lager hat. Es ist leicht zu erlegen, wenn man sich sorgfältig auf drei bis fünf Meter anpirscht. Seltener begegnet man dem Fischotter, der kostbarsten Beute des Jägers. Stößt man auf Wechsel oder Höhlen von ihm mit frischer Losung, so geht man morgens und abends auf den Anstand, und oft gelingt es, zwei bis drei dieser scheuen, verschlagenen Tiere zu erlegen.

Die Felle aller erlegten Tiere werden im Rucksack in das Lager gebracht, ebenso die saftigsten Teile des Wildbretes. Nachdem man die Felle von allem Fett und Fleischteilchen mit scharfem Messer gereinigt hat, werden sie mit fingerdicken Holzpflocken rings um das Lager herum aufgespannt, mit einer Arsenlösung eingerieben, getrocknet und dann in Bündel zusammengeschnürt im Kanu verpackt. Während der

Arbeit hängt der eiserne Kochtopf über dem Feuer, vollgepfropft mit saftigen Markknochen. Maiskörner werden damit verkocht, und eine schmackhafte Suppe ist fertig. An großen Bratspießen stecken die Rippstücke am Feuer und verbreiten einen angenehmen Wohlgeruch.

Eines Nachts wurden wir durch das Gebrüll eines Jaguars aus dem Schlafe geweckt. Ringsherum husteten die Carpinchos und stürzten sich mit ängstlichem Bellen ins Wasser. Kurz vor Sonnenuntergang machten wir uns dann auf, um den Tiger aufzuspüren. Die Richtung wußten wir mehr oder weniger, da die Carpinchos wiederholt ängstliche Rufe ausstießen. Das Buschwerk am Ufer war aber undurchdringlich, wir fuhren deshalb mit dem Boote in ein seichtes Nebenwasser. Ich saß vorn an der Spitze, mein schweizerisches Militärgewehr schußbereit. Velasquez bewegte das Kanu mit einem Handruder fast unhörbar vorwärts. Eben bogen wir um eine Ecke, als ich ein Geräusch hörte und im gleichen Augenblick kaum fünf Meter vor mir einen gewaltigen Jaguar unter überhängendem Buschwerk daherschleichen sah. Blitzschnell war ich im Anschlag und sandte ihm die Kugel zwischen die grünschillernden Lichter. Zweimal ein fürchterliches Brüllen ausstoßend, tat er noch einen mächtigen Sprung und blieb tot liegen.

Der Jaguar oder Tiger, wie ihn die Südamerikaner nennen, ist viel größer und gefährlicher als man gemeinhin annimmt. Er wird mindestens so schwer wie die größten asiatischen Königstiger, die man in zoologischen Gärten und Menagerien zu sehen bekommt. Unser Fell maß vom Kopf zum Schwanz gemessen 2,75 Meter. Das Präparieren eines solchen Felles erfordert viel Arbeit und Geschick. Zuerst wird der Schädel herausgeschält und von allen Fleischteilen gesäubert. Dann wird er mit Salz, Alaun und Arsenik stark eingerieben und ins Fell zurückgebracht. Mit dürrerem Gras und Blättern wird er dann so lange gepolstert, bis er seine frühere Gestalt wieder eingenommen hat. Aus armdicken Bäumen wird ein Rechteck geformt und darauf die Haut mit Schnüren ausgespannt. Dann erst wird mit haarscharfen Messern die fingerdicke gelbe Fettschicht von dem Felle gelöst. Das Fell wird einige Tage in der Sonne getrocknet und ist dann zum Transport bereit.

Freundliche Indianer

Einmal schoß ich fern vom Lager einen Hirsch und war gerade damit beschäftigt, die Decke und einiges Wildbret im Rucksack zu verstauen, als ich in der Ferne unbekannte Gestalten gewahrte, die sich mir näherten. Zuerst glaubte ich, es wäre ein Rudel Hirsche. Auf einem Termitenbau hielt ich mit dem Feldstecher Umschau. Bald konnte ich erkennen, daß es ein Trupp Indianer war, die, auf Ochsen reitend, auf mich zuhielten. Ich stellte mich hinter dem zwei Meter hohen Termitenhügel auf, und als sie auf 50 Meter herangekommen waren, trat ich hervor und gebot mit dem Arme Halt. Nach einer kurzen Beratung legte einer der Indianer seine Waffen weg und kam, die Hand erhebend, langsam auf mich zu.

Wortlos schauten wir uns neugierig an, bis er auf den Rest des am Boden liegenden Hirschens zeigte und mit einer Bewegung andeutete, daß das sein gehöre. Dann beschrieb er mit ausgestrecktem Arme einen Kreis, den Horizont andeutend, und legte die andere Hand mit einer großen Gebärde auf seine Brust. Ich verstand, daß er sagen wollte, soweit das Auge reicht, gehöre alles ihm. Wieder durch Gebärde gab ich ihm zu verstehen, daß ich Hunger und deshalb den Hirsch erlegt hätte. Bis jetzt hatten wir noch kein Wort gesprochen, aber nun frug er in gebrochenem Portugiesisch: „Wo kommst du her?“ Ich gab ihm Auskunft und erwähnte meinen Companiero Belasquez. Nach langem Nachdenken fragte er: „Hat dein Freund an einem Fuß nur vier Zehen?“ Erstaunt bejahte ich diese Frage, worauf mir der Indianer seine Hand zum Grusse bot. Ohne weiteres winkte er seinen Leuten. Alle legten die Waffen nieder auf die Erde und gaben mir die Hand zum Gruß. Es waren dunkelbraune, schlanke Gestalten mit angenehmen Gesichtern. Die langen Haare trugen sie in einem Knoten aufgesteckt. Um den Hals hingen mehrere Reihen Schmucksachen, aus Zähnen, Krallen und Muscheln. Als Kleidung diente ihnen ein um die Lenden geschlagenes Stück Fell. Der Häuptling fuhr fort zu sprechen:

„Ich kenne deinen Freund mit den vier Zehen, er ist auch der meine. Sage ihm, wir seien auf der großen Jagd begriffen, die zu Ende geht. Nachher gehen wir in unsere Dörfer und feiern Feste. Übermorgen, wenn das große Feuer aufsteht, sind wir beim großen See versammelt. Dort erwarte ich euch als meine Gäste.“ Ich löste mein großes Jagdmesser vom Gürtel und reichte es dem Häuptling als Geschenk, worauf ich nach dem Lager aufbrach.

Velasquez lächelte auf meine Fragen und sagte, daß wir uns schon längere Zeit im Indianerterritorium der „Cadiveos“ befänden, aber nichts zu befürchten hätten, da er mit einem der Häuptlinge fest befreundet sei. Vor bald 20 Jahren verirrt sich Velasquez in diesen Gegenden während der Überschwemmungszeit. Tagelang fuhr er mit dem Kanu umher, ohne festes Land anzutreffen. Als er an einer Baumgruppe, die ebenfalls rings vom Wasser umspült war, vorbeitrieb, wurde er angerufen und entdeckte auf einem Baume einen Indianer. Ein Sturm hatte ihm sein Kanu zerschlagen, und nun saß er schon tagelang in den Zweigen eines Baumes und wäre elendiglich verhungert, hätte ihn nicht Velasquez aus seiner peinlichen Lage gerettet. So wurden sie Freunde.

*

*

*

Wir beschloßen, die Indianer auf ihren Jagden zu begleiten und marschierten am andern Tage zu dem „großen See“. Etwa 200 Indianer mit vielen Jagdhunden waren hier versammelt. Ein großangelegter Jagdplan wurde gerade bekanntgegeben. 50 Käufer mußten etwa 60 Kilometer von hier entfernt im Halbkreise Feuer legen. Links und rechts verhinderten starke Flußläufe eine weitere Ausdehnung des Feuers. Schon vor Monaten hatten die Indianer den Jagdzug vorbereitet und rings um den See das Gras niedergebrannt, so daß sich jetzt ein Band kniehohen, frischgrünen Grases um den See zog. Hier wurden die Leute aufgestellt. Jeder zehnte Mann besaß ein Vorderladegewehr, dazwischen kamen die Bogenschützen und weiter rückwärts verteilten sich die Speerwerfer.

Zuerst erhoben sich in der Ferne vereinzelt kleine Rauchsäulen. Nach einigen Stunden aber hatten sich die verschiedenen Brandherde zu

einer Linie vereinigt. Der ganze Horizont war eine schwarze, rauchende Wand, und ein stetig zunehmender Wind trieb das Feuer vorwärts. Gewaltige Rauch- und Dampfmassen stiegen gen Himmel und bildeten dicke, gelbe Wolken, die der Sonne keinen Durchlaß mehr gewährten. Schon flüchteten sich vereinzelt einige Hirsche und Rehe und wurden erlegt.

Am Ufer des Sees habe ich einen hohen Baum erstiegen, die Krone abgesehritten und mich festgebunden. Mit dem Fernglas kann ich den Brand gut verfolgen. Noch trennen uns 20—30 Kilometer von ihm. Aber mit riesiger Schnelligkeit rückt das Feuermeer näher. Schon hört man das Säusen und Gebrumme der tobenden Gluten. Zwischenhinein tönen die gellenden Rufe der Indianer, wenn ein Wild einen Durchbruch versucht.

In den Lüften haben sich inzwischen Tausende von Raubvögeln gesammelt. Vom kleinsten Falken und Sperber bis zum Adler und mächtigen Geier ist alles vertreten. Beständig stoßen sie hernieder auf das kleinere Getier. Der eine ist Liebhaber von Maus und Ratte, der andere von Hasen und jungen Schweinen. Als größten Leckerbissen trägt sich eine gewisse Geierart Schlangen davon, die sich in der Luft mit allen möglichen Windungen der Krallen ihrer Feinde zu erledigen suchen. Die 50 Indianer, die den Brand gelegt, verfolgen links und rechts der Flüsse den Brandherd, um das Wild, das dort Rettung sucht, am Ausbrechen zu verhindern.

Nun hat das Feuer einen großen Palmenwald erreicht. In den Kronen hängen Büschel von harzigen trockenen Blättern. Turmhoch lodern die Flammen auf, gewaltige Wirbel bildend und ganze Feuerballen rings um sich schleudernd. Man hört nichts mehr als das Tosen des Brandes, es knattert, pfeift und heult, alte Bäume krachen zusammen, andere bersten mit lautem Knall. Ein hundertstimmiges Geheul, ein großes Rudel Hirsche bricht aus dem brennenden Walde aus. Pfeile und Speere schwirren ihnen entgegen, und die Hunde verletzen ihnen den Weg. Abgehetzt und zitternd gelangen einzelne bis ans Wasser, wo sie erschöpft zusammenbrechen. Von einer Meute Hunde gehetzt kommt ein Jaguar daher, zweimal stellt er sich und erledigt mit einem Prankenschlag einen seiner Peiniger. Plötzlich einige mächtige

Sähe und im gewaltigen Sprunge erklettert er meinen Baum und macht sich auf einem dicken Aste breit. Er sichtete mich erst, als ich auf ihn anlegte, und das aufgeregte Tier erschrak so, daß es beinahe seinen Halt verloren hätte. Das war das einzige Mal, daß ich die Lichter eines Jaguars in Todesschrecken erstarren sah; er ist sonst jeder Lage gewachsen und kämpft bis zum letzten Atemzug. Meine Kugel durchbohrte ihm den Kopf, und tot fiel er auf die Erde nieder.

Das Feuermeer rückt immer näher, auch das lichtscheueste Wild verläßt jetzt das schützende, hohe Pampagras und versucht sich durch die Jäger zu drücken. Zwei große, rote, hyänenartige Wölfe werden durch Speerwurf erlegt. Füchse und Schakale werden von den halb-wilden Indianerhunden niedergebissen. Ameisenbären, von niemanden belästigt, weil unbrauchbar, trotten dem Wasser zu. Eine mächtige Riesenschlange bricht durch. Ihr Vorderkörper erhebt sich einen Meter hoch über den Boden. Der Rachen öffnet und schließt sich, und in zickzackförmigen Sprüngen schleudert sie sich vorwärts. Ein grausiger Anblick. Ich schicke ihr eine Kugel nach, aber sie erreicht das schützende Wasser. Wildschweine, wohl an die 100 Stück, eng aneinandergedrängt, sausen mit fletschenden Zähnen daher. Niemand wirft sich ihnen entgegen, denn er wäre ein toter Mann gewesen. Kugeln und Pfeile werden ihnen nachgesandt und die verwundeten Tiere am Ufer des Sees mit dem Speer abgetan. Die andern entkommen schwimmend über das Wasser.

Inzwischen ist die Nacht hereingebrochen. Noch erhellen da und dort vereinzelte Feuerherde das geschäftige Treiben der Indianer. Die Jagdbeute wird zusammengetragen und ausgeweidet. Über 100 Stück Großwild und viele kleinere Tiere wurden zur Strecke gebracht. Für unsere Ansichten ist eine solche Jagd grauenvoll. Für die Indianer mit ihren mehr als einfachen Waffen hat sie aber ihre Berechtigung. Denn bald beginnt die Regenzeit, die Dreiviertel des Landes für fünf Monate in einen ungeheuren Sumpf verwandelt. Dann beginnen die Nahrungs-sorgen für die Indianer, wenn sie nicht genügend Trockenfleisch auf Lager haben.

Das Wildbret wird in Streifen und Fladen geschnitten, gesalzen

und zum Trocknen aufgehängt. Zwei Tage dauert für die Indianer die schöne Zeit des Überflusses. Riesige Stücke Fleisch werden am Feuer gebraten und verschlungen. Das Schönste aber ist das Braten und Ausschlürfen der Markknochen. Der vom Fleisch gelöste Knochen wird auf glühende Kohlen gelegt, bis er springt. Dann wird er vollends entzweigebrochen oder mit dem Messer gespalten, bis der letzte Tropfen Mark und Fett aufgesaugt ist.

Nach zwei Tagen hat die glühende Sonnenhitze das Fleisch gedörret. Es wird in Bündel zusammengeschnürt und den Ochsen aufgeladen. Auch jeder Mann bekommt einen schweren Bund zum Tragen. Wir ziehen unser Kanu an Land, schlagen das Zelt auf und verstauen unsere Vorräte und Felle darunter. Dann folgen wir zu Fuß den abrückenden Indianern.

Nach vier starken Tagesmärschen nähern wir uns ihren Dörfern. Frauen und Kinder kommen uns entgegen und nehmen den Männern die Lasten ab. Ein prächtiger Hochwald nimmt uns auf, und bald kommen die ersten Hütten zum Vorschein. Denkbar einfach gebaut stehen sie willkürlich, ohne Ordnung, im Walde zerstreut. Die Wände bestehen aus Baumästen, und als Dach dienen eine Anzahl ineinanderverflochtene sechs Meter lange Palmblätter. In den Ecken liegen einige Felle als Lagerstätte. Der allgemeine Jubel wird übertönt von einem unbestimmbaren Stimmengewirr. Was der Wald an mannigfachem Getier hervorbringt, fliegt und springt hier durcheinander. Hunderte von zahmen Papageien unterhalten sich in ihrer Sprache; auf Hütten und Bäumen springen Affen herum und bewillkommen uns fremde Gäste mit lautem Grinsen und Gejohle. Sie greifen nach unsern Waffen und Hüten und drohen uns auszuplündern. Wir machten gewiß recht komische Gesichter, als wir diese zudringlichen Herren abwehrten. Angebunden sind die sehr zierlichen, aber diebischen Nasenbären. Auch die Vögel des Waldes spazieren gezähmt umher. Verschiedene Fasanenarten, Truthühner, Pfauen und Enten sind hier zu Hause. Wir sind froh, daß man uns nicht ganz vergessen hat und uns eine ausgeräumte Hütte anweist, wo wir vor den verschiedenen Plagen geborgen sind.

Eine große Rodung dient als Fest- und Beratungsplatz. Hier wird die Jagdbeute ausgebreitet, und jede Familie erhält ihren Anteil an getrocknetem Fleisch und von den Fellen.

Die Cadiveos-Indianer sind heute keine ausgesprochenen Nomaden mehr. Sie haben den Vorteil eines festen Wohnsitzes und einer Pflanzung eingesehen. Überall wachsen Gruppen von Bananenbäumen. Pflege braucht diese Pflanze nicht und liefert doch jahraus, jahrein die köstlichsten Früchte. Die Hauptnahrung neben Fleisch und Bananen ist die Jucca oder Mandioca, eine 30—40 Zentimeter lange armdicke Wurzel. In der heißen Asche gebraten, wird sie ganz mehlig und schmeckt wie unsere Kartoffeln. Auch Mais wird angepflanzt zur Bereitung eines berauschenden Getränkes. Seine Herstellung ist eigenartig genug. Um einen großen Trog herum, einem durch Feuer ausgehöhlten Baumstamme, sitzen etwa ein Duzend der ältesten Weiber, die sonst zu nichts mehr zu gebrauchen sind. Jede hat ein Gefäß mit halb gar gekochten Maiskörnern neben sich. Sie nimmt eine Handvoll davon in den Mund, zerkaut sie zu Brei und spuckt ihn in den großen Trog. Das geht so den ganzen Tag. Ist der Trog voll, werden noch etwas überreife, saure, fast faule Bananen dazugegeben. Der wenig appetitliche Brei wird dann mit Wasser verdünnt und in großen Tongkrügen auf dem Feuer erhitzt. Von hier kommt die Flüssigkeit in noch größere, etwa 150 Liter fassende Tonggefäße, die in die Erde eingegraben sind. Durch den Speichel begünstigt, vollzieht sich hier die Gärung. Vom dritten Tage an kann das Getränk, die sogenannte Chicha, getrunken werden, es bessert sich aber mit jedem Tage und erreicht am sechsten seinen Höhepunkt.

Mein Begleiter und ich erhielten zu unserer Bedienung zwei Indianermädchen. Sie brachten uns Fleisch, Bananen, Mandioca und Chicha in die Hütte und kochten für uns. Leider konnten wir uns nur durch Gebärden verständigen, da wir ihre Sprache nicht verstanden.

Aufmerksam gemacht durch ein gewaltiges Dröhnen, verlassen wir die Hütte und schlendern nach dem Beratungsplatze. Ein hohler Baumstamm, an starken Schlingpflanzen aufgehängt und an beiden Öffnungen mit Fellen bespannt, dient als weithintönende Signaltrommel.

In bestimmten Zeitabschnitten wird mit einer Holzkeule darauf geschlagen und so die Bewohner der zerstreuten Dörfer hergerufen. Die halbwüchsigen Knaben und Mädchen haben rings um den Festplatz Holzstöße aufgerichtet. Sechs Musikanten ziehen heran und verführen auf ihren Instrumenten einen Höllenlärm. Es ist der Auftakt zum Beginn des Festes. Reich geschmückt eilen die Urwaldbewohner heran. In dem aufgesteckten Haar Knoten sind Adler-, Reiher- und Ararafedern befestigt. Um den Hals und auf der Brust hängen die Trophäen der erlegten Tiere, Zähne und Krallen des Tigers, Klauen und Hauer vom Ameisenbär und Wildschwein, bunte Kolibris und Schlangenköpfe. Auch das Lendenfell ist behangen mit Muscheln und Schnecken aus den Seen und Flüssen. Die Frauen erscheinen weniger geschmückt. Auch ihr Körper ist bis auf eine kleine, aus Baumfasern geflochtene Matte, die sie um die Hüfte tragen, nackt. Ihr Schmuck beschränkt sich auf bunte Ringe aus Korallen, Muscheln und Glasperlen an den Armen und den Fußknöcheln. Um den Hals gehängt trägt jedermann eine Art Pinzette, kunstvoll aus zwei Knochensplittern hergestellt. Mit dieser wird jedes am Körper sich zeigende Härchen ausgerissen. Gewiß eine gründlichere aber auch weniger angenehme Kur als alle von unsern modernen Schönheitsinstituten angepriesenen Verfahren. Tatauierungen kommen nur vereinzelt vor. Meistens sind es Weiber, die diesen zweifelhaften Schmuck auf Armen und Körper tragen. Die in rot und blau gehaltenen Zeichnungen weisen zum Teil recht hübsche Figuren auf. Ein altes Weib, das ganz nackt herum lief und anscheinend nicht ganz bei Verstand war, hatte den ganzen Körper voll roter Gravierungen. Hinten hatte sie ein Gesicht tatauiert, das eine grinsende Frage zeigte, wenn sie sich bückte.

Jede Gruppe, Männer und Frauen tanzt zuerst für sich allein. Dann folgt ein langsames Sichnähern und Wiederzurückweichen, ein gegenseitiges Verbeugen und Zunicken, gleichsam ein Werben um Liebesgunst. Erst allmählich bilden sich Paare, die sich aber kaum berühren. Nur an den Fingerspitzen sich haltend, schweben sie dahin, ihre Körper in zierlichen Bewegungen bald vor-, bald rückwärtsbiegend. Stunden-

lang setzen sich diese Tänze fort, aber man wird nicht müde, dem Spiel zuzusehen.

Von Zeit zu Zeit wird gebratenes Geflügel herumgereicht, und die Gefäße mit Chicha machen unermülich die Runde. Auch wir mußten davon trinken, wenn uns auch der Ekel fast übermannte. Besser mundete uns ein aus wildem Honig hergestelltes, süßes Getränk. Inzwischen sind die Feuer heruntergebrannt, der Tag bricht an. Die meisten der Festteilnehmer liegen berauscht am Boden, an den Füßen werden sie unter die schattigen Bäume geschleppt, wo sie vor dem Sonnenbrand geschützt bis am Abend schlafen. Dann sind sie wieder trink- und tanzfähig. Das Fest beginnt von neuem und dauert bis der letzte Tropfen der Chicha durch die durstigen Kehlen geronnen ist.

8.

Jagd auf den Tiger

Einige Tage später wurden uns zu Ehren Tigerjagden veranstaltet. Zehn Indianer begleiteten uns mit einer großen Meute Hunde. Wir verfolgten das Ufer eines mit dichtem Unterholz bestandenen Flußlaufes. Sobald eine frische Tigerfährte ausgemacht war, wurden die Hunde losgelassen, die mit unermüdlichem Geklaffe der Spur folgten. Die Hühnjagd beginnt. Wir haben alle Mühe zu folgen, aber weder mannhohes Schilf noch Dschungeln halten uns auf. Mit dem Buschmesser werden die Lianen und Ranken, die einen zu Fall bringen wollen, durchschnitten. Die nackten Indianer sind weit im Vorteil, wie Schlangenleiber gleiten ihre Körper durch das dichte Unterholz. Auch vor dem Wasser wird nicht haltgemacht, das Gewehr in der Linken werden die kleinen Sumpfflüsse durchschwommen. Die wilde Jagd, das beständige Lautgeben der Hunde und die anfeuernden Rufe der Indianer lassen in uns langsam das Jagdfieber erwachen. Mit Begeisterung stürmen wir nach. Standlaut der Hunde ertönt, der Tiger ist gestellt.

Wir nähern uns im Kreise. In der Gabelung eines Baumes lauert er sich sprungbereit zusammen. Haß, Angst und Wut sprühen seine grün schillernden Augen auf die Verfolger. Ich erhalte die Erlaubnis zum Schießen. Ein wohlgezielter Kopfschuß, und tot liegt das mächtige Raubtier zu unsern Füßen. Es war ein Weibchen. Die Spur des Männchens führte weiter.

Von neuem begann die aufregende Heze. Volle zwei Stunden folgten wir unter den größten Anstrengungen der Meute. Endlich hatte sich der Jaguar, der Flucht müde, in einem Dorngebüsch festgesetzt. Die Hunde heulten und tobten wie besessen. Wieder näherten wir uns in einem Halbkreise, und ich legte zum Schusse an, aber der Häuptling berührte meinen Arm und deutete auf seinen Speer: Mit diesem werde ich ihn töten. Der Speer oder Assagaie besteht aus einem zwei Meter langen, starken Schaft, an dessen Ende ein etwa 25 Zentimeter langes, spitziges Eisen eingelassen ist. Mit dieser Waffe näherte er sich dem Gestrüpp, laute Hohnrufe und Verwünschungen gegen den Tiger ausstößend. Ein gewaltiger Sprung, und das Tier hatte seine Deckung verlassen. Zwei Hunde wälzen sich mit geöffneten Leibern im Blute. Kaum vier Schritte vor dem Häuptling, den Kopf zwischen die Borderpranken gedrückt, liegt er da. Mit dem Schwanz peitscht er die Erde, und ein Zittern und Wiegen geht durch den schlanken, sehnigen Körper. Noch ein Schritt des Häuptlings, und jäh richtet sich der Jaguar mit ausgebreiteten Pranken auf, um sich auf ihn zu stürzen. In diesem Augenblick bohrt sich die Lanze in seine Brust. Ein furchtbares Brüllen ausstößend, greift er mit den Pranken nach dem Schaft, um sich von dem Eisen zu befreien. Aber ein gewaltiges Nachdrängen des Indianers bringt ihn zu Fall. Der Speer saß nicht gut, mit einem schnellen Rucke riß er ihn aus der Wunde zurück, um ihn von neuem zwischen Hals und Brust in das Herz des sich aufbäumenden Tieres zu versenken. Mit Bewunderung sah ich diesem Kampfe zu, und ich nahm mir vor, ihn bei Gelegenheit auch zu wagen.

Da wir alle müde waren, wurde ein Feuer gemacht und an Ort

und Stelle übernachtet. Die fetten Rippstücke und Keulen wurden an der Glut gebraten und verzehrt. Das Raubtierfleisch ist ganz frisch genossen nicht zu verachten. Erst am andern Tag bekommt es einen ekelhaften Wildgeruch, den man nur bei starkem Hungergefühl überwinden kann.

Bei Tagesgrauen zogen wir weiter, und gegen Mittag begann eine neue Heze. Aber kaum nach einer halben Stunde war der Tiger aufgebaumt, d. h. er hatte auf einem Baume vor den Hunden Zuflucht gesucht. Er lag lauierend in den Ästen eines einzelfstehenden Baumes, der rings von dornigem Gestrüpp umgeben war. Vorsichtig nähern wir uns von allen Seiten. Da, wie eine Kugel schießt er aus dem Baume, sämtliche Hunde überspringend, und wirft sich auf den ersten Indianer. Dieser, mit einem Speere bewaffnet, will den Ansturm aufhalten, aber schon fliegt die Waffe von einem Prankenhieb getroffen weit davon. Die Zähne des Raubtieres graben sich in die Schultern des Unglücklichen, und die Krallen ziehen ihm die Kopfhaut vom Nacken bis über die Stirn. In diesem Augenblick gab ich dem Jaguar einen Schuß in den Kopf. Kaum drei Sekunden dauerte der Angriff, und schon war das Unglück geschehen. Der Mann war nicht mehr zu retten, er verblutete an seinen Verletzungen. So fand diese unvergleichliche Tigerheze ihren Abschluß.

Andern Tages verabschiedeten wir uns von den gastfreundlichen Cadiveos. Ein Führer begleitete uns nach unserm Zelt und Kanu, von wo aus wir die Heimreise nach Fuerte Olimpo antraten.

Die Regenzeit begann sich bereits bemerkbar zu machen. Starke Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen gingen nieder und fesselten uns ans Lager. Wir lagen im Zelte und setzten endlich einmal wieder unsere zerschissenen Kleider instand.

Mit der zunehmenden Hitze begann auch die Schlangenplage. Es war gerade, als ob die Sümpfe die Reptilien zu Tausenden austrieben. Auf Schritt und Tritt begegnete man ihnen. Eine Zeitlang hatte ich meine Freude daran. Durch Übung und Unererschrockenheit brachte ich es so weit, daß ich jede Giftschlange lebend mit der Hand ergreifen

Konnte. Mit einem Holz öffnete ich ihnen das Maul und zog die Giftzähne aus, die ich in einem Fläschchen verwahrte. Nachdem ich hier aber sehr bössartige Schlangen wie die Tararacca und Zoperobobo kennengelernt hatte, die einem entgegenschnelles, so daß ich einige Male beinahe gebissen worden wäre, hörte ich mit diesem Sport auf. Einmal lag ich unter Tags neben dem Zelt und schlief. Ich hatte einen so furchtbaren Traum, ein Alpdrücken, daß ich laut stöhnte und mein Companiero aufmerksam wurde. Als er nach mir sah, gewahrte er eine große Klapperschlange, die sich neben meinem Gesicht niedergelassen hatte und halb um meinen Kopf gewickelt war. Er kniete neben mir nieder mit erhobenem Buschmesser und mußte längere Zeit warten, bis der Kopf der Schlange etwas von meinem Gesicht entfernt war, bevor er ihr mit einem gutgezielten Hieb den Kopf abschlagen konnte. Hätte ich die geringste Bewegung gemacht, wäre ich gebissen worden.

Weniger gefürchtet sind die großen Riesenschlangen, die bis neun Meter lang werden, wenn auch sie nicht ungefährlich sind. Jetzt in der Paarungszeit traf man sie an den Ufern der Sümpfe in ganzen Haufen an. Oft lagen zehn, zwanzig und noch mehr dieser Ungetüme in einem unlösbaren Knäuel eng ineinander verflochten zusammen, nur da und dort sah aus dem grausigen, meterhohen Klumpen ein Kopf heraus. Das Ganze bewegte sich beständig auf und nieder, und manch einer hätte hier das Gruseln lernen können. Ich nahm einen schweren Stock und schlug auf die Leiber ein, aber keine Schlange konnte sich aus dem Haufen loswinden. Auch als ich auf die Köpfe einhieb, fauchten sie mich nur wütend an. Selbst als ich mehrere Kugeln in den Haufen schoß, blieb er sich gleich, und ich zog nachdenklich meines Weges.

Nach sieben Monaten Abwesenheit erreichten wir wieder das Fuerte Olimpo. Von allen Seiten waren die Jäger zurückgekehrt. Wieder begann das Festefeiern, man erholte sich von den Strapazen und erzählte sich gegenseitig seine Erlebnisse. Dann rüstete man sich wieder aus für eine neue Reise, um für Monate in den Sümpfen und Urwäldern zu verschwinden.

Auf der Suche nach den Reihern

Unter den vielen zurückgekehrten Jägern fand ich sechs unerschrockene Männer, die es mit mir wagen wollten, einen Vorstoß in den noch ganz unbekanntem aber sagenreichen Gran Chaco zu unternehmen. Im Osten vom Rio Paraguayan, im Süden vom Pilcomayo begrenzt, dehnt er sich bis an die Abhänge der Cordilleren aus und hat etwa den zehnfachen Flächeninhalt der Schweiz. Das Gebiet ist noch eines der dunkelsten, unbekanntesten Länder der Erde. Es wird von Paraguay und Bolivien beansprucht, doch harret es noch der endgültigen Aufteilung. Schon verschiedene größere Expeditionen, die, von der argentinischen oder paraguayischen Regierung auf das Beste ausgerüstet, auf dem Rio Pilcomayo ins Innere zu gelangen suchten, sind gescheitert, und nie mehr ist ein Mitglied einer solchen Expedition zurückgekehrt, um Aufschluß über diese wilden Landschaften zu geben. Erst in allerjüngster Zeit ist einigen kleineren wissenschaftlichen Expeditionen die Durchquerung gelungen. Soweit der Pilcomayo auf Dampfbooten schiffbar ist, hat Argentinien Militärstationen angelegt. Dann aber verschwindet der Fluß und bildet ungeheure Sümpfe, in die einzudringen noch jedem das Leben kostete, und auch die wilden, kriegerischen Indianerstämme der Lobas, Chorotis und Pelagos verteidigen ihr angestammtes Heimatland nur zu gut.

Von größeren Expeditionen konnte bisher nur eine die nördliche Hälfte durchqueren. Durch Versprechungen der bolivischen Regierung angeregt, sammelte in den achtziger Jahren ein gewisser Suarez Arana, ein Karawanenführer und erfahrener Waldläufer, in den seinerzeit blühenden Indianermissionen am Rio Parapiti 200 willige, kräftige Indianer. Ausgerüstet mit den nötigen Instrumenten, Pferden und Wagen, einer ganzen Herde Ochsen, die ihnen als Nahrung dienen sollten, begannen sie ihren Weg nach Osten. Pampas wechselten ab mit fast undurchdringlichem Urwald, durch den sie mit der Art einen drei Meter breiten Weg schlugen. Nach monatelanger, mühevoller Arbeit, wobei

sie sehr unter Wassermangel zu leiden hatten, gelangten sie wieder auf offene Pampa und an einen großen See. Die Freude wurde aber gedämpft. Das Wasser war salzig, und sein Genuß verursachte Leidschmerzen. Hier erfolgte ein größerer Angriff wilder Indianerhorden, die aber durch den Knall und die Wirkung der Feuerwaffen so erschreckt wurden, daß sie nicht wiederkamen. Nach dreizehn Monaten fast übermenschlicher Anstrengungen erreichte die Expedition bei Bahia Negra den Rio Paraguay. Nach Bolivien zurückgekehrt, mußte der tapfere Führer Suarez Arana erleben, daß inzwischen die Regierung gestürzt worden war, und er erhielt für sein gefahrvolles Unternehmen, in das er sein ganzes Vermögen gesteckt hatte, keinen Pfennig. Erst nach acht Jahren, als die Regierung wieder wechselte, wurden seine Verdienste belohnt. Man schenkte ihm tausend Quadratkilometer Land, auf dem er inmitten seiner treu ergebenen Indianer wie ein König lebte.

* * *

Unter den Jägern in Fuerte Olimpo hielt sich hartnäckig das Gerücht aufrecht, im Innern des Chaco befänden sich große Seen mit reichen Reiherkolonien. Der Edelreiherr ist eine kostbare Beute für den Jäger, er wagt alles, um ihn zu erbeuten. Die ansässigen Viehzüchter unterstützten uns, indem sie uns die Pferde zur Verfügung stellten. So verließen wir, gut ausgerüstet und auf mehreren Packtieren Nahrungsmittel und Wasserfäßchen mitführend, unter der Anteilnahme sämtlicher Bewohner das Fort.

Fast mühelos ging es tagelang durch geschlossenen Palmenwald, bestanden mit mannshohem Gras. Überall stießen wir auf ganze Rudel Hirsche. In der Nacht erscholl das mächtige Brüllen der Jaguare und das Bellen der Wölfe. Langsam änderte sich der Pflanzenwuchs. Der Boden wurde sumpfig, und die Palmen hörten auf. Wir gelangten an den ersten Schlammfluß. Das sind stundenlange, tiefe Einsenkungen, die in der Regenzeit angefüllt werden und nie vollständig austrocknen. Sie sind ganz überwachsen mit Binsen und allen Arten Wasserpflanzen. Das Wasser selbst ist schwärzlich und schmeckt faulig. Diese manchmal bis zu hundert Meter breiten und sehr tiefen Wasserläufe zu durchqueren, machte uns viel Arbeit. Im Walde werden

einige umgestürzte, trockene Baumstämme geholt, zusammengebunden, und ein kleines Floß, das zwei Mann trägt, ist fertig. Das Floß wird vorwärts geschoben und links und rechts mit dem großen Buschmesser die Wasserpflanzen zerschnitten, bis ein pflanzenfreier, etwa zwei Meter breiter Wasserarm entsteht. Hier treibt man die Pferde hinein, die jetzt ohne Scheu an das andere Ufer schwimmen. Hinten und vorne am Flosse wird eine Leine befestigt, so daß es bequem von einem Ufer zum andern gezogen werden kann. Auf diese Weise werden Menschen und Gepäck hinüberbefördert. Fast jeden Tag gelangten wir an solche toten Flußläufe. Wir versuchten sie nach Möglichkeit zu umgehen, fanden aber nur selten Anfang und Ende. Dazwischen dehnte sich stundenlang niederer Busch aus, bestehend aus der Mimosa, einem dornigen Strauch, dessen Blätter sich bei der Berührung zusammenziehen und wie well herabhängen. Sie sind überladen mit einer kleinen, gelben Blüte, die einen angenehmen, berauschenden Wohlgeruch ausströmt. In dieser Gegend trafen wir die ersten Edelreihier mit prachtvollen Federn, die uns zu weiterem Vordringen reizten. Schließlich erreichten wir einen finstern Hochwald, und die Wasserläufe hörten auf.

Ein großer Kriegsrat wurde abgehalten. Wir nahmen an, daß dieser Wald nur ein Gürtel sei, den wir in einigen Tagen durchbrechen könnten, und daß sich dann dahinter die gesuchten und begehrten Sümpfe und Reihergegenden befinden würden. Allgemein wird dem Weitermarsch nach Westen zugestimmt. Unsere Fässer füllen wir mit Wasser und nehmen uns vor, recht sparsam damit umzugehen. Bald stellten sich aber dem Vorwärtsdringen immer größere Schwierigkeiten entgegen. Der Boden ist stundenweit bedeckt mit einer über meterhohen, stacheligen Pflanze, der Caraquata. Weder Mensch noch Pferd finden hier ungehinderten Durchgang. Wir müssen uns auf irgendeine Weise helfen. Der Vordermann wird mit einem schweren Aste aus Eisenholz bewaffnet, damit muß er mit gewaltigen Schlägen eine Bresche in die Dornhecke schlagen. Jede halbe Stunde wird abgewechselt, und so können wir wenigstens schrittweise vorwärts.

Allerhand kleinere Tiere dienen uns als Nahrung. Massenhaft finden wir große Schildkröten, die vortrefflich schmecken. Der Nasen-

bär ist unser täglicher, delikater Spießbraten. Doch eines Abends trinken wir unsern letzten Tropfen Wasser. Jetzt kam die Reihe zu dursten auch an uns. Unsere Pferde hatten sich schon seit mehreren Tagen mit den schleimigen dicken Blättern von Kakteen und dem Wasser aus Schlingpflanzen begnügen müssen. Es gibt zwei Arten dieser wasserspendernden Schlingpflanzen, leider aber kommen sie beide nur spärlich vor. Sie sind armdick und hängen aus den Kronen der Bäume herab. Die eine ist hohl und liefert auf einmal bis drei Liter gutes Wasser, von der andern erhält man tropfenweise im Laufe eines Tages ein bis zwei Liter einer schleimigen aber trinkbaren Flüssigkeit.

Die große Hitze und die Masse des Ungeziefers ermüdeten uns sehr. Der Wald wimmelte von Zecken, die zu einer furchtbaren Plage wurden. Zu Tausenden saugten sie sich am Körper fest. Die einen winzig klein, die andern so groß wie Bohnen und ziemlich giftig. Die Kleinen mußte man mit scharfem Messer von der Haut rasieren, doch bleiben dann die Köpfe stecken und erzeugen schmerzhaft, eiternde Wunden. Noch ein Jahr später waren bei mir einige davon nicht ganz geheilt.

Wir beschlossen, einen letzten Versuch zu wagen. Fünf Mann bleiben im Lager und hatten im Umkreise alle Schlingpflanzen nach Wasser abzusuchen, um die Fäßchen wieder zu füllen. Drei sollten in verschiedenen Richtungen vorwärts zu gelangen suchen. Am frühen Morgen machten wir uns auf. Von Zeit zu Zeit schnitt ich Kerben in die Bäume, um den Rückweg wieder zu finden. Gegen Mittag erreichte ich lichterem Hochwald, in dem ich ziemlich rasch vorwärts kam. Schon lange hielt ich Aussicht nach den durstlöschenden Schlingpflanzen, aber nirgends waren sie zu finden. Je mehr ich suchte, desto quälender wurde der Durst. Mindestens 40 Grad betrug die brütende Hitze des ausgetrockneten Urwaldes. Es ging gegen Abend, mir wurde ganz wirr im Kopfe, ich dachte nur noch an ein Wort und das hieß „Wasser“. In einigen großen, leeren Schneckenhäusern befand sich etwas Flüssigkeit. Sie roch zwar entsetzlich, aber es war doch naß und befeuchtete meine ledrige Zunge. Wie veressen war ich nun auf Schneckenhäuser. Kreuz und quer laufend, suchte ich nur nach ihnen.

Dann legte ich mich nieder, fühlte aber sofort, daß ich einschlafen würde vor Entkräftung. Ich setzte mich wieder auf und suchte meine Gedanken zu sammeln. Ein Geräusch machte mich auffahren. Keine 20 Meter von mir entfernt trat eine Hirschkuh aus dem Holze. Im Feuer brach sie zusammen. Ich stürzte auf sie zu, durchschnitt den Hals, um in langen Zügen das entbehrte Raß, um das Blut zu trinken. Mochte meine Gier zu groß oder mein Hals zu trocken sein, das Blut gerann und brachte mich dem Ersticken nahe. Da fiel im letzten Augenblick mein Blick auf das volle Euter der Hirschkuh, noch ein Schnitt mit dem Messer, und reichlich entquoll ihm die rettende Milch. In kurzer Zeit erholte ich mich von meiner Erschöpfung und fühlte mich wieder frisch. Die Sonne war am Untergehen, und an eine Rückkehr ins Lager war nicht mehr zu denken. Ich machte ein Feuer und briet mir die Keulen und Rippstücke. Den auslaufenden Saft fing ich in großen Blättern auf und genoß ihn gegen den Durst. Nachdem ich reichlich gegessen, streckte ich mich neben dem Feuer aus und schlief fest bis am Morgen. Im Zickzack trat ich nun meinen Rückweg nach Osten an, bis ich auf einen Baum mit Kerbzeichen stieß, von dem aus ich mich nun leicht wieder in das Lager zurückfand.

Staunend gewahrte ich hier eine Anzahl Indianer. Der eine der Kundschafter war mit ihnen zusammengestoßen, und sie hatten ihn in friedlicher Absicht begleitet. Mit der Sprache konnten wir uns nicht verständigen, aber ihre Gebärden bedeuteten uns, ihnen zu folgen. Wir erkannten in ihnen Angehörige aus dem Stamme der Chamacocos und schlossen uns ihnen mit Pferden und Paktieren an. Dabei verhehlten wir uns die in Aussicht stehenden Gefahren nicht, dachten aber auch an eine gute Lösung für unsere Expedition. Auf schmalem, dem ungeübten Auge unsichtbarem Pfade kamen wir rasch vorwärts und gelangten nach einigen Stunden auf eine Lichtung. Es war ein großer, klarer See, eine Lagune. Am Ufer lag unter mächtigen Urwaldriesen ein großes Indianerlager. Mit lautem Geschrei stoben die Weiber und Kinder auseinander, die Männer griffen nach Lanze, Bogen und Pfeil und bildeten Gruppen. Als sie uns aber in Begleitung ihrer Späher erblickten, beruhigten sie sich bald. Wir wurden in die Mitte geführt

und waren bald von Hunderten der Wilden umkreist, die uns neugierig betrachteten.

Wir hatten Belasquez, der mehrere Indianersprachen notdürftig verstand, zu unserm Sprecher ernannt. Einige Häuptlinge traten hervor und erkundigten sich nach unserm Woher und Wohin. Der Zweck unserer Reise war bald dargelegt und wurde mit allgemeinem Kopfschütteln beantwortet. Es wurde uns klar gemacht, daß wir monatelang in den Wäldern umherirren müßten, bevor wir in die offene Pampa und die Sumpfsgegenden mit den weißen Vögeln gelangen würden. Wir müßten vor Durst zugrunde gehen, denn selten seien die Seen in den Wäldern und bildeten gewöhnlich die Aufenthaltsorte der wilden, feindlichen Stämme der Zamucos-Indianer, von denen sie selber schwer bedrängt und verfolgt würden. So seien sie jetzt auf einer Wanderung begriffen, um sich irgendwo günstigere Jagdgründe zu suchen. Belasquez erzählte ihnen von den hirsch- und wasserreichen Palmenwäldern, die gegen den Rio Paraguay zu liegen und von den friedlichen Absichten der dort sesshaften Bewohner. Es wurde uns gesagt, wir möchten einige Tage bei ihnen bleiben, sie würden uns dann auf unserer Rückreise begleiten.

Wir schlugen am Rande des Sees unser Lager auf und genossen nach langen Tagen den Genuß eines Bades. Dann erst mischten wir uns unter die lagernden Indianer und betrachteten ihr Leben und Treiben. Es mochten wohl an die 800 Köpfe sein, Männer, Weiber und Kinder. Ihre Körper waren tatauiert oder mit schwarzer Farbe bemalt. Sie trugen große Ohrringe, Hals-, Arm- und Fußbänder aus Muscheln, farbigen Schnecken und Schildpatt. Bewaffnet waren sie mit Lanze, Pfeil und Bogen, mit Lotschlägern und Streitärten aus Eisenholz. Und diese Schar ist auf der Wanderung, und die Jagdbeute muß ihren Hunger stillen. Um große Feuer lagern sich in Gruppen die meist nackten Indianer. Ueberaus reichhaltig ist ihre Speisekarte. Wildbret vom Hirsch, Wildschwein und Reh wechselte ab mit Fischen, Schnecken, gebratenen Affen und Rüsselbären. Auch Kröten, größere Käfer und fette Würmer wurden von den Kindern an der Glut gebraten. Quer über einem Feuer war eine gewiß sieben Meter lange

Riesenschlange an ein Baumstämmchen gebunden und wurde eifrig gedreht, damit der Leckerbissen bald gar werde. Aus einem Haufen glühender Kohlen wurde ein ganzes Krokodil gezogen. Man hatte es in seinem eigenen Panzer gebraten. In gebückter Stellung kauert eine Gestalt neben der andern. Die gierigen Hände tauchten in den Leib des Ungetümes und wurden schwer beladen nach dem Munde geführt, so daß das Fett über Kinn und Brust herabträufelte.

Bei diesen Chamacocos-Indianern bestehen keinerlei Überlieferungen aus einer besseren, vergangenen Zeit. Es ist ein wanderndes Jägervolk und kennt weder Hütten noch irgendeine Art von Pflanzungen. Stets gierig und heißhungrig müssen sie nur darauf bedacht sein, ihre dicken Wänste zu füllen. Von Natur aus friedlich, arbeiten sie zeitweise in den Niederlassungen, um plötzlich wieder für lange Zeit in den Wäldern zu verschwinden.

Nach einigen Tagen erfolgte der Aufbruch. Der lange Zug bewegt sich in einer Schlangenlinie vorwärts, voraus die Kundschafter, in der Mitte die Weiber, auf dem Rücken die kleinsten Kinder in Körben aus Palmblättern. Links und rechts streifen die Männer, um auch während des Marsches so viel wie möglich Wild zu erlegen. Mit großer Geschicklichkeit führen sie Pfeil und Bogen. Hunderte von Papageien, wilden Hühnern und Fasanen werden am Abend an die Bratspieße gesteckt. Uns geht diese Art zu reisen zu langsam, wir verlassen daher den großen Haufen und ziehen unter Begleitung von zwölf Indianern Fuerte Olimpo entgegen.

Nach zweimonatlicher Abwesenheit wurden wir von den Ansiedlern freudig empfangen, die Gesichter zogen sich aber in die Länge, als sie hörten, daß uns noch 800 Wilde folgten. Sie fürchteten für ihre Viehherden. Mitten im Dörfchen wurde ein großes Feuer gemacht und den zwölf Indianern ein Ochse zum Braten gegeben. Sie machten sich mit großem Behagen an die Arbeit. Mit kurzen Unterbrechungen, während welcher sie auf dem Rücken lagen und schnarchten, wurde in einem fort gegessen oder besser gesagt gefressen. Nach 48 Stunden war alles aufgezehrt, die Knochen gespalten und ausgefogen und auch die Därme verschlungen. Inzwischen waren die Ansiedler zu einem

Entschluß gekommen. Fünfzig Mann beritten, von der Garnison unterstützt und bis an die Zähne bewaffnet, begleiteten die Indianer bis zu dem wandernden Stamme, den sie zwangen, eine andere Richtung einzuschlagen. Die Indianer lehrten auch wieder um und verschwanden in den Urwäldern.

10.

Mancherlei Jagderlebnisse

Mit sieben andern Jägern hatte ich ein Abkommen für eine lange Reise in das Innere von Matto Grosso abgeschlossen. Ich hatte für die Waffen und Munition, für Kanus und Zelte sowie für die Verpflegung aufzukommen, sie verpflichteten sich dafür, mir die Hälfte aller Jagdbeute abzuliefern. Von einem Flußdampfer konnte ich ein größeres, leicht gebautes Segelboot kaufen, das uns alle samt Proviant aufnahm. Wir verstauteu darin vier Zentner Munition, einige Säcke Reis, Bohnen und geschroteten Mais, Kaffee, Tee, Zucker und Salz. Gegen den Durst nahm ich ein Fäßchen Essig mit, der mit Wasser und Zucker genossen den Körper sehr erfrischt. Als Jagdkanus führten wir drei Einbäume mit, die hinten am Boot befestigt wurden. Der Einbaum ist das beste Fahrzeug für die Jagd. Im freien Wasser läßt er sich fast unhörbar mit dem Handruder vorwärtsbewegen, durch hohes Schilf und Binsen stößt man sich mit Bambusstangen vorwärts.

Bei günstigem Winde hielten wir das Segel, und bei Flaute halfen uns die sechs Ruder und unsere Arme stromaufwärts. An keine feste Zeit gebunden, lagerten wir uns, wo gute Jagdgründe lockten. Ein sportlicher und nützlicher Zeitvertreib war stets das Fischen. An großen Angelhaken werden bis zwei Pfund schwere Köder befestigt. Der gewaltige Wels beißt gewöhnlich in der Dämmerung. Verzweifelt wehrt er sich an der Leine und will nicht aus der Tiefe herauskommen. Oft sind zwei Mann nötig, um ihn an die Oberfläche des Wassers zu ziehen, wo dann seine Kraft durch einen Schuß gebrochen wird. Über zentnerschwere Exemplare sind nicht selten. Der Surubi, ein schöner, schwarz-

gestreifter Grundfisch mit langen Barteln, wird bis zu 70 Pfund schwer und ist seines gelben, schmackhaften Fleisches wegen sehr beliebt. Ein hechtähnlicher, schlanker, etwa meterlanger Raubfisch hat zwei mächtige Fangzähne. Er beißt beim Aufschlagen des Köders auf die Wasseroberfläche an und ist dann ein wilder Bursche. In weiten Sprüngen schießt er der Leine nach, bis sie locker wird und versucht sie zu zerreißen. In seiner blinden Wut macht er Sprünge bis ans Ufer oder ins Boot hinein und bringt den Fischer in Gefahr, gebissen zu werden. Wenn das Boot vom Winde getrieben langsam stromaufwärts gleitet, wird nach dem Dorado, dem Goldenen, geangelt. Ein etwa pfundschwerer Fisch bildet den Köder, der in weitem Bogen in die Flut geschleudert und dann geschleppt wird. Der Dorado ist eine Lachsart in gelbschimmernden Farben und hat ein köstliches Fleisch. Er beißt am liebsten um die Mittagszeit an klaren, sonnigen Tagen. Ein gewaltiger Ruck nach der Tiefe, und sofort muß der Anhieb und das Einholen der Leine erfolgen. In prächtigem Bogen schnellst er in die Höhe und sucht wieder in die Tiefe zu gelangen, wo er seine ganze Kraft entfaltet, um von der Leine loszukommen. Zwei- bis dreimal überschlägt er sich dann wieder in der Luft, bis er sich ergibt und in das Boot gezogen werden kann. Der Fisch wird in zwei Teile gespalten, gut gesalzen, in der Nacht über den Rauch gehängt und an der Sonne getrocknet. So hält er sich längere Zeit und ist eine stets willkommene Mahlzeit.

Ein riesiger, weißer Vogel, der Tujuju, dem afrikanischen Marabu ähnlich, ist immer häufiger anzutreffen. Seine Flügel haben über zwei Meter Spannweite und liefern ein wertvolles Material für die Modeindustrie. In großen Scharen stehen die Vögel an den flachen Ufern der Sümpfe und durchsuchen mit ihren fußlangen Schnäbeln den Morast nach Fischen und Krustentieren. Im freien Gelände sind sie schwer zu erlegen, wir machen deshalb aus Baumzweigen Verstecke, in denen wir uns morgens früh vor Dämmerung verbergen. Zuerst vereinzelt und dann in ganzen Zügen kommen die Riesenvögel an. In der ersten Stunde übt das Knallen der Gewehre gar keine verschreckende Wirkung aus. Viele werden im Fluge heruntergeholt, andere lassen sich nieder und stolzieren wütend umher, bald diesem, bald jenem in

die Schußlinie kommend. Erst als mehrere flügelahm geschossene Tiere lärmend die Flucht zu ergreifen suchen, hebt sich der ganze Schwarm von dannen. Wie wir dann unser Versteck verlassen, um die Beute zu sammeln, greifen uns mehrere der verwundeten Tuzujus an. Fast mannhoch aufgerichtet, mit schlagenden Flügeln dringen sie auf uns ein und fassen mit so kräftigen Schnabelschlägen nach dem vorgehaltenen Flintenlauf, daß man meint, er müsse entzweibrechen. Durch einen schnellen Schlag mit dem langen Buschmesser nach dem Kopf wird er getötet. Im Lager werden die Bälge mit einer Arseniklösung bestrichen, um sie vor der Verwesung und dem Ungeziefer zu bewahren. Mit Holzstöcken ausgespannt trocknen sie schnell an der Sonne, werden zu Bündeln zusammengeschnürt und in Ballen verpackt. Das Brustfleisch der Vögel wandert in die Küche, es ist fast schwarz und hat einen tranigen Geschmack, gibt aber doch saftige Bissen. Ich hatte Lust, die große, fast ein halbes Pfund schwere Leber dieser Vögel zu genießen und bereitete ein großes Gericht zu, fein geschnitten, gebraten mit etwas Essig. Unter allgemeiner Anerkennung wurde die Platte geleert. Nach einigen Stunden aber kam einer nach dem andern zu mir und beklagte sich über heftige Kopf- und Leibschmerzen, die auch ich empfand. Nur Velasquez, der nie Leber aß, fühlte sich wohl. Da wir sonst die gleiche Nahrung zu uns genommen, konnte es nur die Leber sein, und ich befreite uns durch kräftige Dosen Kalomel von dem Ubel. Auch bei späterem, vorsichtigem Genuß dieser Leber stellten sich wieder heftige Kopfschmerzen ein, so daß man annehmen muß, sie sei giftig.

Immer weiter ging es, den Rio Paraguay aufwärts. Meilenlange, flache Sandinseln waren von unzähligen Möwen bevölkert, die ihrem Brutgeschäft oblagen. Wir machten einen kurzen Halt und sammelten mehrere tausend Eier, ein stets willkommener Leckerbissen auf der Jagd.

In bösem Zustande kam eines Tages ein Mann von der Jagd zurück. Er war von einer Klapperschlange in den Fuß gebissen worden. Die mühsame, dreistündige Wanderung hatte die Vergiftung beschleunigt, und das Bein war bis weit hinauf schon dick angeschwollen. Aber trotzdem wollte er sich nicht behandeln lassen, da er schon kuriert sei.

Sein Begleiter, der die Schlange getödet hatte, sagte ihm, der Biß sei schadlos, wenn man die Leber der Schlange esse. Sie hatten die Leber gesucht, in ihrer Aufregung aber nicht gefunden. Er hatte deshalb die ganzen Eingeweide verschluckt, und fühlte sich trotz seines schlimmen Zustandes vollkommen sicher. Es bedurfte vieler Worte, ihm diesen Aberglauben auszureden. Um die Schmerzen der Operation zu mildern, schnürte ich ihm den Oberschenkel ab und machte ihm um die Wunde unter- und oberhalb des Knies verschiedene tiefe Einspritzungen mit einer einprozentigen Lösung von übermangansaurem Kali. Dann mußte er jede Viertelstunde zehn Tropfen Salmiakgeist einnehmen, bis die Geschwulst anfang, zurückzugehen. Eine Zeitlang blieb eine Lähmung des Fußes zurück, die aber wieder ganz verschwand. Später aber trat eine dauernde Trübung des Augenlichtes ein.

Stehen bei einem Schlangenbiß gar keine Heilmittel zur Verfügung, so hilft nur der alte Jägerbrauch, der sicherer wirkt als das Ausschneiden und Ausaugen der Wunde. Sofort nach dem Bisse wird das Pulver einer Jagdpatrone auf die Wunde geleert und angezündet. Der kleine Feuerkegel brennt bis in die Tiefe der Wunde und vernichtet das Gift. Eine schmerzhaft, aber schnelle Operation, die oft dem Patienten das Leben rettet.

Schließlich erreichten wir die Mündung eines größeren Nebenflusses des Rio Paraguay, des Rio Taquari, dessen Laufe wir folgten. Links und rechts ungeheure, bodenlose Sümpfe. Sechs Tage lang trafen wir kein festes Land. Während der Nacht saßen wir eng aneinandergeschmiegt im verankerten Boote, mit Tüchern um uns schlagend, um der furchtbaren Moskitoplage zu wehren. Als Nahrung verzehrten wir getrocknetes Fleisch und tranken Wasser dazu. Den Wind konnten wir nicht mehr benützen, und wir ruderten aus Leibeskräften, um endlich höher gelegenes Land zu erreichen. Dahinter erstreckten sich weite Grasflächen mit Lagunen durchsetzt. Hier war das Eldorado der Hirsche und Wasserschweine.

Morgens in der Dämmerung verlassen die Jäger in verschiedenen Richtungen das Lager. Jeder besteigt einen hohen Baum, von wo aus er die Tiere beobachten kann. Ist der Wind günstig, so werden sie an-

gepörscht und erlegt. Meine Leute hatten aus den Kopfhäuten von Hirschen Mützen angefertigt, und es gelang ihnen, mit Hilfe dieser Tarnkappen oft bis auf zwanzig Meter an das äsende Wild heranzukommen. Viele Male habe ich so zwei bis vier starke Hirsche im Tag zur Strecke gebracht. Springt aber der Wind plötzlich um, so wird schon auf einen Kilometer Entfernung sämtliches Wild flüchtig. Man versucht dann, einen großen Bogen zu schlagen, aber trotzdem kommt man oft den ganzen Tag nicht mehr in Schußnähe.

Wir führten nur zwei Tigerhunde mit uns, und ich habe sie selten auf die Hochwildjagd mitgenommen. Aber einmal retteten sie mir doch das Leben. An einem Waldbrande erlegte ich einen Achtzehnder und einen Zwölfender, die miteinander kämpften. Ich hielt beide für verendet, da ich aus nächster Nähe gut zum Schuß gekommen war, und näherte mich langsam mit den Hunden dem auf den Knien liegenden Kapitalen. Das weitausladende Geweih hatte er in die Erde gebohrt und den Kopf gesenkt. Plötzlich richtet er sich auf und machte zwei gewaltige Sprünge auf mich zu. Er hätte mich durchbohrt, wären ihm nicht die beiden schweren Hunde in die Flanken gefallen und hätten so den Sprung verkürzt. Zu meinen Füßen brach er zusammen, und ich konnte ihm den Fangschuß geben.

Eine große Plage waren für uns die zahlreichen Nasgeier. Da wir nur die besten Stücke des Wildbrets zu Trockenfleisch verwendeten, zogen die Überreste eine Menge dieser widerlichen Vögel an, die uns von Lager zu Lager begleiteten. Während unserer Abwesenheit rissen sie die Felle, die zum Trocknen am Boden ausgespannt waren, ab, raubten uns getrocknetes Fleisch und hatten selbst vor dem Feuer, über dem unser großer, eiserner Kochtopf hing, keinen Respekt mehr. Sie stahlen die Fleischstücke daraus und beschmutzten das Zelt und das ganze Lager. Zu Hunderten saßen sie rings auf den Bäumen und ließen sich selbst mit Schüssen nicht vertreiben. Velasquez wußte Rat. Mit einer Schlinge wurde einer lebend gefangen. An jedem seiner Füße wurde mit einer zwei Meter langen Schnur ein schneeweißer Reiherflügel befestigt. Dann wurde er wieder losgelassen. Wie ein Pfeil schoß er in die Luft. Die weißen Flügel aber beschriebene Kreise hinter

ihm und jagten ihm eine furchtbare Angst ein. Die ganze Schar der auf den Bäumen und Boden hockenden Geier erhob sich und begleitete ihn umkreisend. Immer höher schwang sich der Geplagte, bis die ganze Bande sich in der Ferne verlor.

*

*

*

Eines Nachts wurden wir durch lautes Stöhnen aus dem Schlafe geweckt. Wir machten Licht und sahen zu unserm Schrecken die Hängematte eines der Jäger von einer mächtigen Riesenschlange umwunden. Sie war eben daran, ihr Opfer durch Zusammenziehen zu erdrosseln. Gerade konnte ich noch den Lauf des Gewehres eines der Jäger beiseite schlagen, denn in der Aufregung hätte er mit der Schlange auch den Freund erschossen. Da halfen nur die scharfen Jagdmesser, und nachdem sie mehrere tiefe Schnittwunden empfangen hatte, fiel die Schlange zu Boden, wo sie vollends getötet wurde. Sie maß acht Meter und hätte den Mann in kurzer Zeit erdrückt.

Einige Tage darauf sonnte sich eine fast gerade so große Schlange neben unserm Lager. Wir fingen sie lebend mit einer Schlinge, die wir ihr um den Hals legten, und banden sie zwei Meter hoch an einem Baumast fest. Ich ließ mich von ihr umwinden. Dreimal schlang sie ihren Leib um meinen Oberkörper, und trotzdem sie um den Hals fest zugeschnürt und angebunden war, entwickelte sie Riesenkräfte. Ich hatte das Gefühl, als ob mehrere Zentner Gewicht an meinem Körper hingen. Sie dehnte sich aus, verkürzte sich und schnürte mich immer fester zusammen. Ihre Kraft war so gewaltig, daß sie mir jetzt noch hätte die Rippen zerbrechen können. Ich gab meinen Leuten einen Wink, worauf zwei Mann sie am Schwanz packten und von mir abrollten. Sie brauchten ihre ganze Kraft dazu. Von nun an schien mir die Riesenschlange nicht mehr so ungefährlich, wie sie aussieht, wenn sie träge in der Sonne liegt.

Jagend und fischend gelangten wir immer weiter stromaufwärts und schlugen in einem schönen Hochwald unsere Lager auf. Bald kam auch ein Jäger von einem Erkundungsausflug mit froher Kunde zurück. Er hatte in einigen Bäumen wilde Bienen entdeckt. Es war kein Zufall, denn die Landstriche, in denen wir jagten, sind reich an Bienen-

völkern verschiedener Arten. Eine gelbberingte, etwa halb so große wie unsere Hausbiene, liefert den besten Honig. Er ist dickflüssig, gelb bis grünlich und von wunderbarem Aroma. Eine andere winzig kleine Art, nicht größer als eine Mücke, ist ganz gelb (Miatii) und liefert einen ganz dicken zuckerigen Honig. Er ist ebenfalls sehr wohl-
schmeckend und gilt als Medizin für alle Krankheiten; leider enthält jeder Stock nur ein bis zwei Pfund. Dann haben wir eine schwarze, fleischfliegenähnliche Biene mit säuerlichem Honig, der aber gleichfalls sehr gut schmeckt. Diese Art hat die größten Völker und liefert am meisten von der süßen Beute, bis zu dreißig Pfund in einem Stock. Das Angenehme bei der Ausbeute ist, daß alle diese Bienen keinen Stachel besitzen. Sie schwirren einem wohl um den Kopf und lassen sich in Haaren, Augen und Nase nieder und beißen einen ein wenig mit ihren Klammern. Das beachtet man aber kaum.

Die Arte werden also hervorgeholt und die Bäume gefällt. Dann wird durch Abklopfen der Hohlraum gesucht und der Stamm geöffnet. Der Honig befindet sich in haselnuß- bis nußgroßen Gehäusen aus Wachs, die traubenförmig in der Höhlung hängen. Sorgfältig werden sie herausgenommen und ausgebrückt. Bei der fast ausschließlichen Fleisch-
nahrung stellt sich von Zeit zu Zeit ein fast unstillbares Verlangen nach Süßigkeiten ein. Dann wird eine Jagd nach Honig veranstaltet, und manchmal haben wir bis 30 Liter an einem Tage gesammelt. Der Gelbe wird mit Mandiokamehl vermischt und mit Löffeln pfund-
weise gegessen. Über dem Honig sind eine große Zahl der Waben mit Blütenstaub in allen Farben gefüllt, zum Teil noch frisch, zum Teil schon in Gärung übergegangen. Dieser wird ebenfalls gesammelt und gegessen oder gibt im Wasser aufgelöst ein aromatisches, sehr er-
frischendes Getränk.

Auf einem Rundgang komme ich zu einem großen Urwaldbaume, der an 15 Meter Umfang haben mag. Es ist der Bivoce oder Lebens-
baum, ein richtiges Gasthaus für mancherlei Tiere. Eine Menge Vogel-
nester der verschiedensten Bauarten und Formen fallen einem zuerst ins Auge. Das Nest des Papageis ist aus lauter Dornen gebaut und hat die Öffnung nach unten zum Schutze gegen Raubvögel und Vogel-

spinnen. Der Arara, die Spechte und andere nisten im Innern von hohlen Ästen. Die meterlangen Nester der Webervögel schaukeln im Winde, nur an einigen Grasshalmen hängend. Im untern Stamm zähle ich acht Bienenvölker, und Termiten wie Ameisen haben ihre Nester aus großen Erdklumpen in den Gabelungen des Baumes. Wie lange Haarsträhnen hängen Lianen und Schmarotzerpflanzen aus der undurchdringlichen Baumkrone des ehrwürdigen Riesen herunter. Ein Nashornvogel, der sich schon längere Zeit an der Frucht des Baumes gütlich tut, fliegt krächzend davon, ein Zeichen, daß er gestört wird. Und richtig, vom nächsten Baume schwingt sich ein großer, schwarzer Affe herüber. Auf seinem Rücken, in den Haaren festgeklammert, sitzt ein Junges. Die Affenmutter sucht die reifste Frucht aus, probiert sie und reicht sie über die Achsel dem Jungen, das daran riecht und dann mit dem Kopf schüttelt. Auch eine zweite Frucht wird abgelehnt. Darauf setzt sich die Affin bequem in einen Gabelast, nimmt das kleine Geschöpf vom Rücken herunter und gibt ihm die Brust.

Dieser Lagerplatz inmitten des prächtigen Hochwaldes, umgeben von reichen Jagdgründen und honigspendenden Bienenvölkern, gefiel uns überaus. Zum erstenmal hatten wir des Nachts Ruhe vor den ewig quälenden Moskitoschwärmen. Wir legten uns deshalb ohne die schützenden Schleier zum Schlafen nieder. Aber welcher Anblick bot sich uns, als wir uns in der Morgendämmerung um das Feuer versammelten. Unsere Gesichter waren mit Blut besudelt und von Ohren, Wangen und Nasen zogen sich vertrocknete, schwarze Blutspuren bis über die Kleider hinunter. Schmerzen hatte keiner, aber beim Abwaschen kamen kleine tiefe Bißwunden zum Vorschein. Wir waren von Fledermäusen heimgesucht worden. Der Biß ist für den Schlafenden kaum fühlbar, und der Vampir kann ungestört in Menschenblut schwelgen. Immerhin wollten wir diese eckigen Viecher verscheuchen und suchten die Umgebung ab. Bald war auch der alte hohle Baum gefunden, in dem sie ihre Nistplätze hatten. Ein unglaublicher Geruch beherrschte die Umgebung. Aus dem Innern des mächtigen Stammes, dessen Höhlung bis zum Boden ging, ertönte ein immerwährendes Gesquietsche. Wir machten Feuer und stießen die Brände in die Öffnung,

um den Baum anzuzünden. In endlosem Schwarm, zu vielen Hunderten, sausten sie nun heraus und schwirten um unsere Köpfe, um sich dann in der Ferne zu verlieren.

Eines Morgen wurden wir durch heftigen Lärm, durch Schnauben und Getöse aus dem Schlafe aufgeweckt. Eine Herde Wildschweine wälzte sich in der Nähe unseres Lagers vorbei. Wir griffen zu unsern Waffen, und schnell war der Jagdplan zurechtgelegt. Es mochte eine Herde von über 200 Stück der gefährlichen Pekaris sein. Wehe dem Jäger, der unbesonnen auf eine solche Herde schießt und nicht auf einem Baume Zuflucht nehmen kann. Er wird von der Masse der erregten Tiere umringt, zertrampelt und aufgefressen. Selbst der starke, gewaltige Jaguar holt sich seine Beute nicht aus der Herde. Lange schleicht er dem wandernden Wilde nach, bis ein ermüdetes Tier oder eine Bache mit ihren Jungen zurückbleibt, um dann mit seiner Beute auf den nächsten Baum zu flüchten, denn auf den Todesschrei des Opfers macht die ganze Herde kehrt und stellt den Feind. Stundenlang belagern sie den Baum, auf dem er Zuflucht gefunden hat, und suchen ihn mit ihren Hauern zu entwurzeln.

Als wir nach einer Stunde der Herde nahe kamen, hatte sie sich weit ausgebreitet. Die Tiere ästen nach ihrer Art, pflügten tiefe Furchen in den Boden und suchten nach Wurzeln oder machten sich mit behaglichem Grunzen über die massenhaft am Boden liegenden Palmfrüchte her. Wir verteilten uns und spähten nach fetten Tieren aus. Unsern ersten Schüssen folgte ein fürchterlicher Lärm. Sämtliche Tiere fingen in ihrer Erregung an, die Kiefer auf- und zuzuklappen, ein Geräusch, das einem durch Mark und Bein geht. Wir hatten uns auf die Bäume geschwungen und feuerten von oben weiter, womit wir erreichten, daß sich die Herde noch mehr zerstreute und nach allen Seiten flüchtete. Plötzlich aber lähmte gellendes Hilfsgeschrei unsern Jagdeifer. Wir eilten, um zu helfen. Gegen einen mächtigen, umgestürzten Baumstamm stürmten etwa 40 der wildgewordenen Bestien an und suchten den auf dem Bauche liegenden und sich festklammernden Jäger zu erreichen. Er hatte sich dort hinauf geflüchtet und mehrere mit dem Speer erlegt, als er ausglitt und vom Stamm herunterrutschte. Trotz-

dem er sich sofort wieder hinaufschwingen konnte, hatten ihn die spitzen, scharfen Hauer an den Beinen stark verwundet und ihm die ganze Wade weggerissen. Erst ein ausgiebiges Schnellfeuer jagte den Rest in die Flucht. Um ein Verbluten zu verhindern, schnürte ich das Bein ab und machte aus dem Hemd einen provisorischen Verband, worauf wir ihn schleunigst in das Lager trugen. Ich war froh, daß er dort bewußtlos ankam, denn die Behandlung der Wunde mit unserm Allheilmittel, einer starken Lösung von übermangansaurem Kali, ist überaus schmerzhaft. Die Wunde wird durch die starke Lösung sozusagen verbrannt, das Blut wird aber sofort gestillt und die Wunde bei Verunreinigungen vor Vergiftung geschützt.

11.

Die Reiherinsel

Den weißen Reiher, die *Garza blanca*, um dessentwillen wir diese Reise unternommen haben, können wir nur wenig erlegen. Zwar fliegen sie morgens und abends in großen Zügen hoch über unsern Köpfen hinweg, aber nur ganz vereinzelt läßt sich einer nieder. Wir beschließen deshalb, nach verschiedenen Richtungen hin die Sümpfe rings um uns zu durchqueren und weiter ins Innere vorzustoßen. Mit dem Kanu durch diesen Morast zu dringen, war unmöglich. Wir versahen uns deshalb nur mit dem allernötigsten Gepäck. Moskitoneß, Mundvorrat und genügend Patronen wurden im Rucksack verstaut. Velasquez und ich zogen zusammen los. Schon am zweiten Tage steckten wir mitten in den Sümpfen. So weit das Auge reichte, nur Binsen, Sumpfgas und offene Wasserflächen. Sehr vorsichtig, einer hinter dem andern gehend, tasteten wir uns vorwärts. Bei jedem Schritt schwankte weit im Umkreise der Boden und man fühlte sich auf eine dünne Eisdecke versetzt. Die Flinten tragen wir auf dem Rücken. In jeder Hand haben wir einen drei Meter langen, starken Stock, der in einer Gabel endet. Wir wandern sozusagen auf vier

Beinen, denn die Gabeln haben in dem morastigen Untergrund viel mehr Halt als unsere Füße. Jeder Schilfstrauch, jedes Grasbüschel wird benützt, um vorwärts zu kommen. Bricht man plötzlich durch, so wirft man sich platt hin und die quergelegten Stöcke verhindern ein tieferes Einsinken. Dann sucht man mit den Gabeln neuen Halt zu gewinnen und weiter geht es vorwärts.

Das Moor ist bodenlos, darüber dunkelblauer Himmel und brütende Sonnenhitze. Kein Lüftchen weht. Der Sumpf scheint zu kochen, schwarze Blasen steigen aus der Tiefe an die Oberfläche und strömen beim Platzen einen fauligen Geruch aus. Häufig sperren uns mächtige Riesenschlangen, die wie tot daliegen, den Weg und zwingen uns, sie zu umgehen. Duzende von Kaimanen stürzen sich bei unserer Annäherung, ein heiseres Brüllen oder Bellen ausstoßend, in den Pfuhl. Wir sprechen kein Wort, unsere Augen sind mit gespanntester Aufmerksamkeit auf den schwankenden Boden gerichtet, um nicht unverhofft bei einer schwachen Stelle zu versinken. Die Richtung weist uns der Kompaß. Nach acht Stunden des anstrengendsten, ermüdendsten Marsches erreichen wir endlich festen Boden. Es ist nur ein 30 Meter breiter Fleck, der durch irgendeine Pflanzenart einen stärkeren Halt gewinnt. Hier beschließen wir, die Nacht zu verbringen. Wir verzehren etwas getrocknetes Fleisch und trinken fauliges Wasser dazu. Bei Anbruch der Dämmerung fliegen Tausende von Reihern an uns vorüber. Sie nehmen die Richtung nach einer großen Baumgruppe, die wie eine Insel am Horizont steht. Wir vermuten dort einen Brutplatz, und die Aussicht auf eine erfolgreiche Jagd ließ uns alle Gefahren des heutigen Tages vergessen. Während sich der eine zum Schlafen ausstreckte, hielt der andere Wache, um unliebsamen Besuch abzuwehren.

Rasch wird es Nacht. Die Totenstille des Tages weicht einem Nachtkonzert von überwältigender Macht. Millionen von Kröten und Unken und unbekanntem Getier lassen ihre Töne hören. Schaurig klingt das heisere Bellen der unzähligen Krokodile. Dann lautes Aufrauschen und Peitschen des Wassers, zwei Gegner liegen im Kampfe. Einen Augenblick lang verstummt der gewaltige Chor, um sofort wieder mit doppelter Macht einzusetzen. Weit aus der Ferne ertönt das dumpfe

Brüllen des Jaguars über die Sümpfe. Längst war Mitternacht vorüber, aber Schlaf fand ich keinen. Ich zündete mir eine neue Pfeife an und horchte weiter auf den Gesang, die Liebeslaute und die Todeschreie einer Welt für sich.

Bei Tagesgrauen setzten wir unsern mühsamen Marsch fort. Bald mußten offene Wasserflächen in weiten Bogen umgangen werden, bald wurde der schwankende Boden zu dünn, daß wir öfters plötzlich durchbrachen und bis an die Brust versanken. Doch immer wieder retteten uns die Gabeln aus den gefährlichsten Lagen. Manchmal überwandnen wir kriechend die unpässierbar scheinenden Stellen. Wieder neigte sich die Sonne dem Untergange zu, als wir endlich die Reiherinsel erreichten. Durch irgendeinen Zufall mögen diese mächtigen Riesenbäume, es waren vier *Bivoces* (Lebensbäume), hier gewachsen sein.

Aber auch hier erwartete uns keine ruhige Nacht. Der Boden war geradezu bedeckt von Schlangen aller Arten und Größen. Die einen lagen noch ruhig zusammengerollt, während andere, die hereinbrechende Nacht fühlend, herumkrochen und auf Beute ausgingen. In den Ästen der Bäume hingen die Riesenschlangen *Anacondas* und *Sucuris* zu Duzenden. An ein Schlafen war unter diesen Umständen nicht zu denken. Wir schnitten uns einige biegsame Stöcke und peitschten das Gezücht aus unserer Nähe fort. Zum Glück fanden wir genügend trockene Äste, um Feuer anzumachen. Dann lösten wir unsern geringen Vorrat von Rauchtobak im Wasser auf und besprengten mit der Lösung zwei Meter um uns den Boden und rieben Hände und Kleider damit ein. Der Geruch bietet wenigstens einen gewissen Schutz gegen die Annäherung der Schlangen! Während dieser Vorbereitungen brach die Nacht ein. In großen Scharen kamen die Reiher gezogen und ließen sich mit viel Geschrei und Gezänke auf die Bäume nieder. Wir hatten sofort gesehen, daß hier die Vögel nicht brüten würden; es war nur eine große Sammel- und Schlafstätte. Rücken an Rücken saßen wir am kleinen Feuer und plauderten leise zusammen. Trotz der großen Moskitoschwärme, die uns weidlich plagten, konnten wir uns kaum des Schlafes erwehren und nickten hin und wieder ein. Aber das Flattern und laute Aufkreischen der Reiher weckte uns immer

wieder und sagte uns, daß die Riesenschlangen an der Arbeit waren, ihre Beute auf den Bäumen zu erfassen. Aber auch diese Nacht fand ihr Ende. Das Kriechen und Schleichen um uns hörte mit Tagesanbruch auf. Unbeweglich hingen die Schlangenleiber in den Bäumen oder lagen lang ausgestreckt am Boden. Erst jetzt gewahrten wir eine ganze Menge Reiherfedern um uns her, die die Vögel abgestoßen hatten. Wir suchten die ganze Insel ab, stiegen über die großen Schlangen hinweg und verscheuchten die kleinen. In zwei Stunden sammelten wir ein Pfund der kostbaren Federn im Werte von über dreitausend Mark. Hierauf traten wir den Rückweg durch die Sümpfe an. Eine zweite Nacht wollten wir hier nicht verleben. Wir nahmen Richtung nach einem entfernten Waldsaum und trafen auf bessere Bodenverhältnisse und erreichten auf weitem Umweg in vier Tagesmärschen wieder das Lager.

Einer der ausgesandten Jäger war noch nicht zurückgekehrt. Wir machten uns wieder auf, um ihn zu suchen. Von Zeit zu Zeit wurde geschossen, und mit Wangen horchten wir auf Antwort. Am zweiten Tage wurden wir auf Nasgeier aufmerksam, die sich weit draußen in den Sümpfen niederließen. Wir versahen uns wiederum mit langen, starken Gabeln und strebten den beständig auf und nieder fliegenden Geiern entgegen. Wie gebannt bleiben wir stehen. Grauenhaft, was vor uns war. Zwei menschliche Arme bis auf die Knochen abgenagt ragten zum Moorboden heraus; es waren die Überreste unseres Jagdgenossen. Wir konnten lange kein Wort sprechen. Jeder dachte an die eben überstandenen acht Tage und machte sich ein Bild über den schauerlichen Todeskampf unseres Gefährten. Nicht plötzlich, Zoll um Zoll hatte ihn der tückische Schlamm umschlossen und in die Tiefe gezogen. Es war unmöglich, den Körper zu bergen, schon senkte sich unter uns vom langen Stehen der Boden. Wir näherten uns so viel wie möglich und übten mit den Gabeln einen Druck auf ihn aus, bis sich das nasse Grab gänzlich über ihm schloß.

Das ist Jägerleben und Jägertod.

Der Verrat des Gefährten

Auf meiner zweiten Amerikareise lernte ich auf dem Schiffe einen Landsmann kennen. Es war ein noch nicht 18jähriger Jüngling, groß und stark gewachsen wie ein junger Riese. Da ihm die Seekrankheit sehr übel mitspielte, nahm ich mich seiner an und lernte ihn so näher kennen. Er war guter Leute Kind und zeigte großes Interesse, die Schönheiten und Gefahren des Urwaldes kennenzulernen. Ich beschloß deshalb, ihn auf meine Jagdreisen mitzunehmen. In Buenos Aires lernte ich noch einen Schweizer kennen, der schon ein Jahr dort war, einen 40jährigen lieben Menschen und ausgezeichneten Schützen. Mein Reiseplan war, in die mir schon bekannten Jagdgründe der Urwälder von Paraguay vorzudringen.

Ein Flußdampfer führte uns nach der Hauptstadt Asuncion. Dort kauften wir ein kleines Jagdboot und ergänzten unsere Ausrüstung für einen längeren Aufenthalt. Abermals führte uns ein Flußdampfer tagelang den Paraguaystrom aufwärts. Mitten in der Wildnis ließen wir uns ausschiffen. Ich kannte hier einen im Urwald verborgenen See mit anschließendem Pampagebiet und reichen Jagdgründen. Durch einen schmalen Ausfluß gelangten wir in die reizende Lagune, eingäumt von schlanken Palmen und moosbehangenen Baumriesen.

Die erste Woche verbrachten wir damit, uns aus Baumstämmen ein solides Blockhaus zu bauen. In Form eines Rechteckes wurde ein Graben von einem halben Meter Tiefe ausgehoben. Dann wurden ungefähr gleich dicke Baumstämme dicht nebeneinander in den Boden gerammt. In mittlerer Höhe werden sie durch einen halbierten dünneren Stamm zusammengehalten, der mit Holznägeln an einigen Stämmen befestigt wird. Als First dient eine Palme, über die eine Schicht der bis sechs Meter langen und zwei Meter breiten Blätter der *Rotacupalme* gelegt wird, und das Haus ist fertig.

Im Umkreise wurde der Wald niedergehauen und eine kleine Pflan-

zung angelegt. Dann erst beginnen wir mit der Jagd. Die kleinen Urwaldbäche liefern den kostbaren Pelz des Fischotters. In den Niederungen des Sees tummeln sich Herden von Carpinchos, deren Haut ihres geschmeidigen Leders wegen sehr gesucht ist. Auch die Hirschdecke und das Jaguarfell sind gute Handelsartikel.

Es wäre alles gut gewesen, wenn sich nicht der starke, großgewachsene Landsmann als ein Faulpelz erster Güte entpuppt hätte. Wir beschlossen deshalb, in nächster Zeit mit unsern Fellen flußabwärts zu fahren, um sie in einer Niederlassung zu verkaufen, den Gewinn zu teilen und zu zweien allein weiter zu jagen. Doch es sollte anders kommen. Eines Morgens hatten sich auf der andern Seite der Lagunen große Schwärme Wandertauben niedergelassen. Mein älterer Jagdgenosse und ich verließen mit dem Boot das Lager, um uns für einige Tage mit Tauben zu verproviantieren. Nach zwei Stunden ruderten wir, reich mit Beute beladen, zurück. Zwischen Blockhaus und Landungsplatz, etwa acht Meter vom Ufer entfernt, stand, die Hände in den Hosentaschen, unser dritter Gefährte. Während wir dem Ufer zurudern, meinte er laut lachend: Heute gebe die Jagd gut aus. In diesem Augenblick berührte unser Kanu das Land, gleichzeitig ertönt ein Schuß und mein Gefährte vorn im Kanu sinkt mit einem Schrei von der Ruderbank. Aufblickend sehe ich die noch rauchende Mündung der Büchse, auf mich angeschlagen und stürze mich blitzschnell über Bord ins Wasser. Unter Wasser schwamm ich einer Uferböschung mit schützendem Gebüsch entgegen, sagte mir aber, nun ist dein Leben dahin. Denn bald geriet ich in ein Gewirr von Wasserpflanzen, das mir Hände und Füße lähmte, ich war dem Ersticken nahe und mußte Luft schöpfen. Doch schon sah ich den Mörder mit schußbereiter Waffe gebückt am Ufer daherschleichen, nach mir spähend.

Nur mit der größten Anstrengung konnte ich mich von den tückischen Schlinggewächsen befreien und freies Wasser gewinnen. Ich wollte so weit wie möglich unter Wasser schwimmen, dann wieder Luft holen und so versuchen, trotz der vielen Raimane, das andere Ufer des Sees zu erreichen. Wie ich zum ersten Male wieder auftauche, sehe ich, wie sich der Schwerverwundete im Boote langsam auf den Knien auf-

richtet, nach dem Gewehr greift und entschert. Tödtlich erschrocken schaut der Mörder auf sein totgeglaubtes Opfer nieder, unfähig, die Waffe ein zweites Mal zu erheben und flüchtet mit langen Sprüngen hinter das Blockhaus. Den zu Tode Getroffenen verlassen die Kräfte, er sinkt in sich zusammen. Ich mache kehrt und schwimme um mein Leben. Als ich am Rande des Bootes angelange und, bis am Halse im Wasser stehend, meine Jagdflinte ergreife, schleicht auch schon der Mörder wieder daher, seinen Körper zum Schutze in dicke Bolldecken gehüllt. Da sieht er meine Flintenläufe auf sein Gesicht gerichtet und mein Ruf: „Hände hoch oder du stirbst“, nahmen ihm die Fassung, und er ließ seine mit zehn Kugeln geladene Winchesterbüchse zur Erde fallen. Ich mußte mir Gewalt antun, nicht auf diesen verruchten Menschen abzudrücken. Während er mit erhobenen Händen stehen bleiben mußte, entlud ich sämtliche Waffen und schloß die Munition ein. Ich bewehrte mich nur mit meinem Revolver, dessen Kugeln mit dem furchtbaren Curare vergiftet waren. Jetzt erst konnte ich nach dem Freunde schauen und ihn auf das Lager tragen. Ich sah sofort, daß keine Rettung mehr möglich war. Die Kugel hatte den ganzen Körper durchschlagen. Nach wenigen Worten wurde er bewußtlos und starb bald darauf. Seine letzten Worte waren: „Räche mich“. Da übermannte mich der Zorn, und ich erhob die Waffe, um den Mordbuben zu bestrafen. Aber als ich in das bleiche, verzerrte Gesicht sah, aus dem mich zwei in Todesgrauen erstarrte Augen anblickten, ließ ich den Revolver sinken. Nach kurzer Überlegung, was nun zu tun sei, spannte ich das Moskitonez über den Toten aus, um ihn vor den wilden Tieren zu schützen. Alles andere ließ ich liegen, wie es war und forderte den Mörder auf, in das Kanu zu steigen. Auf seine Frage, wohin ich zu gehen beabsichtige, sagte ich ihm, daß wir bei Ansiedlern Werkzeug holen wollten, um den Toten zu bestatten. Er bat mich dann, ich solle sagen, der Freund sei einem Unfall erlegen.

Nun ging es an ein hartes Rudern den Rio Paraguay aufwärts. Als ich ihm Vorstellungen über seine Tat machte und ihm sagte, daß der Mord, auch wenn er uns beide getötet hätte, doch offenbar geworden wäre, meinte er zynisch: Ich hätte euch in das Wasser geworfen

und die Kaimane hätten euch gefressen. Dann wäre ich mit dem Boote flußabwärts gefahren, hätte die Sachen verkauft und wäre nach Argentinien gegangen.

Diese und ähnliche rohe Reden ließen mich tief in die Seele meines Gefährten blicken, und ich beschloß, ihn den Behörden auszuliefern. Als wir die erste Ansiedlung an den Ufern des Paraguay erreichten und ich das Boot nicht an das Land dirigierte, schöpfte er Verdacht und weigerte sich, weiter zu rudern. Doch der Widerstand dauerte nicht lange, da ich ihn mit Erschießen drohte. Nun begann ein harter Kampf mit den Elementen des Wassers, die Strömung war stark. Ich stand aufrecht im Boot und stakete mit einer langen Bambusstange, während die Ruder nur schwach mithalfen. Die Augen meines Gefangenen schossen tückische Blicke nach mir, und ich hatte das Gefühl, daß er sich auf mich stürzen wollte. Ich hatte den Revolver in der Hosentasche und war auf alles gefaßt. Aber die Feigheit der Mörder ist sprichwörtlich, und so unterblieb auch hier ein Angriff. Die vergifteten Kugeln hielten ihn im Schach, da er wußte, daß die geringste Verletzung den Tod bedeutete. Trotz der sengenden Tropensonne gab es keinen Halt, nur von Zeit zu Zeit schöpften wir aus dem Fluß Wasser zum trinken, und ich kühlte durch Übergießen den erhitzten Kopf. Wohl gab es schmerzende Blasen an den Händen, sie sprangen auf, Blut und Wasser ließen sie an den Rudern kleben, aber ich wollte mit einem solchen Kumpan nur noch möglichst kurze Zeit zusammen sein. Bei anbrechender Nacht erreichten wir Fuerte Olimpo.

Eine Wache nahm uns hier in Empfang, und ich begab mich zu dem Kommandanten, um ihm den ganzen Hergang zu erzählen. Am andern Morgen begleiten mich ein Offizier und zwölf Soldaten in einem Ruderboot nach dem Blockhause, wo wir den verstorbenen Freund am Fuße eines Urwaldriesen bestatten. Ein genauer Befund wird aufgenommen, meine Sachen verladen, und so siedle ich nach Fuerte Olimpo über. Da der junge Mörder sein Verbrechen eingesteht, sind die Formalitäten bald erledigt, er wird mit einem der nächsten Dampfer nach Asuncion, der Hauptstadt von Paraguay überführt und dort ab-

geurteilt. Die zwanzig Jahre Zwangsarbeit, die über ihn verhängt wurden, büßte er nur zum Teil ab, da ihm nach zwei Jahren während einer Revolution die Flucht nach Argentinien gelang.

13.

Fuerte Olimpo, eine lächerliche Jagd und ein wilder Kommandant

Nun stand ich allein in Fuerte Olimpo. Die Lust zum Jagen war mir vorläufig vergangen. Da fand ich gastliche Aufnahme bei einem deutschen Kolonisten, dessen Bekanntschaft ich vor einiger Zeit auf einer Reise auf eigenartige Weise gemacht hatte. In einer Bucht des Paraguay, in ruhigem Wasser, saß in einem kleinen Kanu eine merkwürdige Gestalt. Zuerst sah ich nur einen riesigen Sombrero, einen breitkrempigen Hut aus Palmblättern. Darunter kam ein spitzes Gesicht mit Bocksbart zum Vorschein. Der Mann schien mich nicht zu bemerken, mit der größten Ruhe hielt er seine Brille weit von sich gestreckt und versuchte, sie als Brennglas benützend, seine Pfeife anzuzünden. Als ihm dies gelungen war, richtete er seine fragenden blauen Augen auf mich, der ihn lächelnd betrachtete. An meinen Boot hatte ich hinten eine Schweizerflagge befestigt, was ihn zu folgendem Ausspruch in unverfälschtem Baslerdialekt verleitete: „So so, sind Sie jetzt einer von den Seeräubern, die den Rio Paraguay unsicher machen?“ In kurzer Zeit waren wir befreundet und tauschten gegenseitig unsere Erlebnisse aus. Ich erzählte ihm, daß ich in einer der vergangenen Nächte bei starkem Sturm und Gewitter am Ufer in eine Decke gehüllt geschlafen hätte, daß ich dann mitten in der Nacht durch Stimmengewirr aufgewacht sei mit dem Gefühl, man wolle mir das Kanu stehlen. Als auf meinen zweimaligen Anruf keine Antwort erfolgte, hätte ich geschossen, worauf ich hörte, daß Leute in einem Ruderboot fluchend davonzufuhren. Das geschah auf brasilianischer Seite und trug mir also von ängstlichen Ansiedlern den Namen Seeräuber zu.

Fuerte Olimpo wird beherrscht von zwei etwa 120 Meter hohen felsigen, dicht bewaldeten Bergkuppen. Am Fuße der einen, etwa 20 Minuten vom Dorf entfernt, lag malerisch inmitten von Pflanzungen das „Schwyzerhüsi“. Herr Bölker selber war Deutscher, stand aber in jüngeren Jahren als Büchsenmacher beim „Bäumli“ in Basel in Arbeit. Seine Frau aber war Baslerin. Die teilweise schon erwachsenen Söhne und Töchter begrüßten mich alle mit dem heimatlichen Schweizerdeutsch, trotzdem sie in Paraguay geboren und aufgewachsen waren. Aber nicht nur die Sprache, sondern auch die Schweizerküche wurde hier gepflegt. Eine große Platte „Knöpfli“ mit Salat und gebratenen Hähnchen wurde aufgetragen, dazu wurde gekühlte Milch getrunken.

Mitunter gingen wir nach Fuerte Olimpo, wo wir bei den Offiziersfamilien und den maßgebenden Persönlichkeiten Besuch machten. Nicht überall sind Stühle vorhanden, dann setzt man sich auf eine der Truhen, die an den Wänden entlang stehen und das ganze Mobiliar ausmachen, oder man wiegt sich in einer Hängematte, die den Bewohnern auch als Bett dient. Der Fußboden ist überall nur festgestampfte Erde.

Da früher immer der größte Teil der Soldaten desertierte, kam das Kommando auf eine gute Idee. Es ließ eine größere Zahl von Frauen und Mädchen, die in den Städten wegen Trunksucht oder schlechtem Lebenswandel verurteilt worden waren, an Stelle einer andern Strafe, für ein Jahr in die Ansiedlung bringen. Hier standen sie unter Kontrolle, waren aber vollständig frei. Die einen fanden bald als Hausmädchen Arbeit. Andere freundeten sich mit den Soldaten an, besorgten ihnen die Wäsche und lebten mit ihnen zusammen, wofür sie von der Kommandantur ihre Ration bezogen gleich einem Soldaten.

Die freie Liebe ist in Paraguay gestattet. Auch der damalige Kommandant war noch unverheiratet, trotzdem er schon sieben Kinder mit seiner Frau sein eigen nannte. Von Zeit zu Zeit kommt ein reisender Padre irgendeiner Kongregation nach dem Fuerte. Dann wird gepredigt, und die Eltern werden aufgefordert, ihre Kinder zur Taufe zu bringen. Manches Pärchen hat schon verschiedene Probejahre hinter sich,

sie sind miteinander zufrieden und lassen sich nun, um ihren vorhandenen Kindern vollwertige Eltern zu geben, trauen. Gerade während meiner Anwesenheit hielt sich ein reisender Missionar etwa 14 Tage in Fuerte Olimpo auf. Er war Menschenkenner, und es gelang ihm, viele Ehen zu schließen und sämtliche Kinder zu taufen. Sogar der Kommandant ließ sich trauen, nachdem er zwölf Jahre mit seiner Frau in wilder Ehe gelebt hatte. Da alle Trauungen an einem Tage geschlossen wurden, gab es ein Fest, an dem sämtliche Bewohner teilnahmen. Während wir mit dem leutseligen Padre, er war gebürtiger Österreicher, zusammensaßen, erzählte er uns manch köstliches Erlebnis mit den zum Teil sehr abergläubigen, unwissenden Beichtkindern, die noch an Gebräuchen hängen, die sie aus der Heidenzeit mit herübergenommen haben.

So kam tags vorher ein Soldatenweib, die als notorische Trinkerin bekannt war, in größter Aufregung zu ihm und erzählte, daß ihr heute Nacht der heilige Petrus erschienen sei, und was das wohl zu bedeuten hätte. Der Missionar frug sie, was sie wohl vor dem Schlafengehen getrunken hätte, worauf sie sagte, ein Glas Schnaps. „Nun gute Frau, so trinken Sie heute Nacht zwei Glas Schnaps und dann werden Ihnen gewiß St. Peter und St. Paul zusammen erscheinen.“ Sprachs und ließ die ihm verblüfft nachsehende Frau stehen.

Nach einigen Wochen regte sich in mir der Jagdtrieb wieder. Um diese Zeit kam mit einem Dampfer aus Muncion ein belgischer Baron an, ein geschneigetes, rundes Herrchen von 42 Jahren, das hier jagen wollte. Da ich keine große Reise vorhatte und gern in Begleitung eine kleine Sprigttour unternahm, wurden wir bald einig. Ort und Dauer der Reise zu bestimmen, wurde mir überlassen und jeder sollte sein erlegtes Wild als Eigentum behalten. Er nahm zu seiner persönlichen Bedienung einen Gehilfen, einen Büchsenspanner, wie er sagte, mit und hatte für die ganze Verpflegung aufzukommen. Rudern sollten alle drei gemeinsam, wenn nicht gesegelt werden konnte.

Bei der Abfahrt verstaute der Büchsenspanner einen Arm voll Gegenstände im Boot, für die ich wenig Verständnis hatte. Schwer beladen fuhren wir flußabwärts. Noch hatte die Sonne ihren Höhe-

punkt nicht erreicht, als der Herr Baron das Ruder, mit dem er nicht besonders gut umgehen konnte, beiseitelegte und einen prächtigen, roten und grünen Sonnenschirm über seinem mit Tropenhelm geschützten Haupte aufspannte. Er sagte, das Boot gleite ohne sein Zutun schnell genug flussabwärts und auch wir sollten uns nicht zu sehr anstrengen, da man bei dieser Sonne einem Hitzschlage ausgesetzt sei.

Wir besuchten zuerst mein altes Blockhaus in der Lagune. Ich wollte sehen, wie die Pflanzungen standen. Doch hier war keine Hoffnung mehr auf Ernte, alles war abgefressen und zerstampft. Mitten im Mais tummelten sich zwei Tapiere. Verständnislos glockten sie uns an und warteten geduldig, bis der Herr Baron schußfertig war, der in größtem Jagdsieber nach Dum=Dum=Geschossen suchte. Dann aber gelang es ihm, im ersten Schuß einen der Dickhäuter zu erlegen, und ich brachte den andern zur Strecke. Des Waidmanns Freude war groß. Immer und immer umkreiste er seine Beute, um sie dann zu photographieren. Das Papierfleisch ist frisch gut zum essen, aber noch besser gesalzen und getrocknet. Die dicken Häute sind sehr begehrt, da man aus ihnen Zäume und Zügel für Reittiere herstellt.

Das Wasser der Lagune schmeckte stark nach Fischen und Krokodilen, so daß mein Begleiter es nicht trinken konnte. Er holte deshalb aus seinem umfangreichen Gepäck eine Filterpumpe hervor und setzte sie in Tätigkeit. Nach einer halben Stunde Arbeit hatte er ungefähr ein Liter filtriertes Wasser, das aber genau so abscheulich schmeckte wie vorher. Er trank dann auch von unserm Tee und zerschmetterte die Pumpe, da sie bald ganz verstopft war, an einem Baume.

Während wir bei prächtigem Winde flussabwärts segelten, hörten wir hinter uns das Rattern eines Motorbootes. Bald wurden wir angerufen zu halten, was uns aber nicht einfiel. Wir bogen eben in eine schnurgerade, viele Kilometer lange Flußstrecke, und der günstige Wind jagte uns pfeilschnell davon. Hinten flatterte die Schweizerfahne, die vermeintliche Seeräuberflagge. Wiederholt wurden uns Schüsse nachgesandt, die Kugeln fielen in das Wasser. Wir hielten lange Zeit gleichen Abstand von dem Motorboot, bis wir in eine ungünstige Krümmung gelangten, wo das Segel anfang zu flattern. Nun griffen

wir zu unsern Büchsen und erwarteten gespannt unsere Verfolger. Es waren sechs Mann, bis an die Zähne bewaffnet, die uns sehr genau durch ein langes Fernrohr betrachteten. Als sie Seite an Seite mit uns waren, und ich ihre furchtbar ernstern Gesichter sah, brach ich in lautes Lachen aus. Einen von ihnen kannte ich seit Jahren, er war Ingenieur in einem Obrache, einer Lanninfabrik am obern Paraguayfluß. Auch er erkannte mich, und bald löste sich die Spannung. Eine Flasche Zuckerrohrschnaps besiegelte die Versöhnung, und ich erzählte ihm den Spaß mit der Schweizerflagge. Seine ernstern Mahnungen trugen aber doch dazu bei, daß wir sie von nun an nicht mehr hielten, um ähnliche Gefahren nicht mutwillig heraufzubeschwören.

Als Lagerplätze suchten wir uns bei jedem Halt schattige Bäume, in der Nähe des Flußufers. Der Büchsenspanner war zugleich Koch und mußte dem Baron die Mahlzeiten richten. Umständlich genug ging es dabei zu. Eine Kiste diente ihm als Tisch. Tischtuch und Serviette durften nicht fehlen. Der mitgeführte Feldstuhl war ihm unentbehrlich. Als er gerade einmal seine Suppe löffelte, löste sich infolge des heißenden Rauches unseres Feuers eine kleine Baumschlange aus den Ästen und fiel ihm mitten in den Teller. Einen schrecklichen Angstschrei ausstoßend, fiel er samt seinem Feldstuhl rücklings um. Nun mußten wir auch bei kurzen Aufhalten immer das Zelt aufspannen zur größeren Sicherheit seines Lebens.

Als wir die ersten Reiher zu Gesicht bekamen, entnahm er seinem Waffenschätze einen kunstvoll gearbeiteten Bogen mit Pfeilen, mit denen er den Vögeln nachstellen wollte. Er sei Kunstschütze und werde die Reiher jagen, ohne sie durch Schüsse zu verscheuchen. Nach zwei Stunden kam er mit leeren Händen von seiner Pirsch zurück. Sämtliche Pfeile hatte er verschossen und sie im Röhricht verloren, ohne einen Vogel zu treffen, während ich mehrere Reiher erlegt hatte, was ihn sehr verdroß. Er nahm dann seinen Vertrauten beiseite und fragte ihn aus, was für Arten „Gras- und Wasserpflanzen“ der Reiher am liebsten fresse, damit er sich an einem günstigen Ort aufstellen könne. Die Hochachtung vor dem Herrn Baron schwand bei diesen Fragen um ein Beträchtliches.

Während seiner Abwesenheit erlegte ich einst ein Gürteltier, das einen ausgezeichneten Braten gibt. Den Gürtelpanzer füllte ich mit Gras und stellte ihn mitten im Lager an einen Baum, daß er aussah wie ein lebendes Tier. Als wir abends beisammen saßen, wurde er plötzlich aufmerksam. Er machte uns Zeichen, ganz stille zu sein und griff nach seiner Flinte. Auf kaum vier Meter Entfernung feuerte er den Schrotschuß ab, daß die Schale einen weiten Sprung machte. Mit dem lauten Rufe — fangt es — sprang er hinterdrein und gab ihm noch einen Schlag mit dem schweren Haumesser. Wir wurden fast frank vor Lachen, als er die Schale am Schwanz in die Höhe hob. Er aber war böse beleidigt und verkroch sich bis am Morgen in seinem Moskitoneß.

Mitten im Flusse lagen häufig lange, mit hohem Grase bewachsene Inseln; ein Lieblingsaufenthalt von Hirschen. Es gelang uns fast jeden Tag einige zu erlegen, auch der Baron brachte verschiedene schöne Tiere zur Strecke. Eines Morgens aber waren seine sämtlichen Felle verschwunden. Er hatte sie zu nahe am Wasser zum Trocknen aufgespannt, und Krokodile hatten sie ins Wasser gezogen und gefressen. Das war ihm zuviel, die Freude an der Jagd war ihm vergangen, und wir segelten wieder Fuerte Olimpo entgegen, um von den Strapazen auszuruhen, wie er meinte.

Hier hatte ich nun ein Erlebnis, das mir beinahe zum Verhängnis wurde. Während der erste Kommandant auf Urlaub in Muncion weilte, übernahm ein älterer Hauptmann das Kommando. Es war ein Halbindianer, groß, dick und bekannt als brutaler, grausamer Vorgesetzter. Nur zu oft machten die Soldaten die Bekanntschaft seiner Reitpeitsche. Nebenbei aber suchte er das Vergnügen, wo er es fand, und lud sich immer selbst ein, wenn irgendwo getrunken und getanzt wurde. Es war gerade die Zeit, während der sich viele Jäger in Fuerte Olimpo befanden. Sie waren in einem großen Lokale versammelt, spielten Handharmonika, tanzten und sangen. Ungerufen wie immer erschien am späten Abend auf seinem Schimmel der Kommandant und verlangte zu trinken. Er steckte in frisch gestärkten, schneeweißen Kleidern und sein fettes, braunes Gesicht glänzte. Er war schon nicht mehr nüchtern und bald

ging er mit seinem Lieblingsthema an: „Ha, ich bin der Kommandant, ich bin Hauptmann dreier Waffen, der Kavallerie, der Artillerie und der Marine.“ Dabei fuchtelte er mit seiner Peitsche herum und jedermann mußte ihm seine Aufwartung machen. Er trank beständig und wurde immer gröber und anzüglicher. Verschiedene Jäger, die keine Angst kannten, leerten, während der Hauptmann der „drei Waffen“ in großen Tönen redete, ihre Gläser mit Bier und Schnaps in seine gestärkten Taschen, bis sie voll waren. Als er etwas darin suchte, gewährte er die Bescherung. Wie ein wilder Eber fuhr er herum und schon blitzte der Revolver in seiner Faust, ein Blutbad schien unvermeidlich und hätte Unschuldige getroffen. Ich stürzte zwei Schritte vor und gab ihm einen gewaltigen Faustschlag in den Nacken. Er überschlug sich in der Luft und fiel senkrecht auf Kopf und Schulter. Der Revolver flog in eine Ecke. Er wußte kaum, was mit ihm vorgegangen war; als er wieder zu sich kam, klagte er über Schmerzen und ich sah, daß er das Schlüsselbein gebrochen hatte. Das war nicht allzuschlimm. Wir setzten ihn auf seinen Schimmel und riefen zwei Soldaten herbei, die ihn heimführen mußten.

Früh in der Dämmerung wurde ich geweckt. Es war ein Korporal, dem ich schon Gutes erwiesen hatte. Er gab mir den Rat, schleunigst zu fliehen, da der Kommandant Befehl gegeben habe, mich, gleich wo sie mich fänden, zu erschießen. Fliehen wollte ich aber nicht, denn sonst wäre meine ganze Habe dem Kommandanten zugefallen. Noch war es dunkel und die Soldaten schliefen. Ich eilte nach dem Hause des Hauptmanns und trat unverhofft vor sein Bett. Seine Hand fuhr nach dem Degen, es blieb aber bei dem Versuche, da er die Hand nicht ausstrecken konnte und sie mit einem Fluche sinken ließ. Er sah meinen Revolver und fürchtete für sein Leben. Inzwischen war er auch wieder nüchtern geworden und ließ sich den Hergang von gestern erzählen. Dann forderte ich ihn auf, den Befehl, mich zu töten, zu widerrufen, sonst sei die Reihe zu sterben zuerst an ihm. Die Signalpfeife, die auf dem Nachttischchen lag, ertönte. Ein Adjutant stürzte herbei. Ich sagte ihm, der Kommandant wolle ihm neue Befehle geben und stellte mich neben dem Bett auf. Mit eigenen Ohren hörte ich nun, wie er

seinen Nordbefehl widerrief, ich sei ja eigentlich sein „mui amigo“, sein lieber Freund, und alles sei vergessen. Ich fand es aber trotzdem für gut, mein Kanu so bald wie möglich reisefertig zu machen, und noch am gleichen Tage verließ ich mit einigen Jägern das Fort.

Als wir nach acht Monaten wieder hier landeten, war der Hauptmann hoch zu Ross auf dem Landungsplatz und schaute mir düster entgegen. Die Hand am Revolver näherte ich mich langsam, ihm in die Augen blickend. Dann sagte ich „Grüß Gott, Kommandant“. Langsam erhob er seine Hand zum Gruße und erwiderte: „tu es un satanas“, Du bist ein Teufel. Er hatte nicht erwartet, daß ich mich jemals wieder vor ihm blicken lassen würde; deshalb sein großes Erstaunen. Trotzdem sein Schlüsselbein nicht mehr zusammengewachsen war, hielt er Frieden mit mir und verbrachte noch manche fröhliche Stunde in unserm Kreise.

14.

Allein unterwegs

Anschließend an die Sonntagsjägerreise jagte ich drei Monate lang allein auf brasilianischem Gebiete. Ich fuhr den Riacho de las Piranas aufwärts, einem Flüsschen mit kristallklarem Wasser, das seinen Namen von ungeheuren Schwärmen der blutgierigen Fische hat. Prächtige Palmenwälder säumten das Ufer ein, es war ein richtiges Wildparadies und ich konnte mit meiner Beute an Fellen zufrieden sein.

An einer flachen Stelle des Flüsschens lief mein Kanu auf und ich wollte es eben verlassen, als das Schwanzende eines gewaltigen Rochens (Raia) zum Vorschein kam. Während ich nach der Harpune griff, schnellte er empor und hob das Boot in die Höhe, daß es beinahe umgekippt wäre. Mit einem kräftigen Wurfe durchbohrte ich ihn und mußte alle meine Kraft anwenden, ihn heranzuziehen. Er saugte sich mit seinen flügelartigen Flossen, die um den ganzen Körper laufen, am Boden fest. Das Tier war so groß wie ein Wagenrad und ungefähr 100 Kilo schwer. Es suchte immer wieder mit seinem

Schwanz nach mir zu schlagen und bohrte seinen 10 Zentimeter langen Doppelstachel tief ins Holz des Kanus. Ein Schuß machte ihm den Garaus. Bei der Weiterfahrt bemerkte ich auf dem Grunde des Wassers noch viele Hunderte dieser Raia's in allen Größen. Sie leuchteten in wechselvollem Farbenspiel und die blauen und grellroten Sterne, Ringe und Kreuze hoben sich flimmernd vom rosafarbenen Körper der Tiere ab. Berührt man sie mit dem Ruder, so schnellen sie mit dem Schwanz rückwärts, um zu stechen und verlieren sofort die leuchtenden Farben. Es ist immer mit großer Gefahr verbunden, die Flüsse und Sümpfe zu Fuß zu durchwaten, denn der Stich der Raia ist sehr schmerzhaft und zieht oft Blutvergiftung nach sich.

Das Kanu hoch mit Fellen beladen, treibe ich den Rio Paraguay abwärts, dem Fuerte Olimpo entgegen. In einer Bresche des Urwaldes bemerkte ich ein Blockhaus und rudere darauf zu, um dort über die heiße Mittagszeit ein wenig zu ruhen. Ich schreite auf das wie ausgestorben daliegende Haus zu und klatsche in die Hände. Es ist dies ein Akt der Höflichkeit beim Betreten einer fremden Ansiedlung. Bei dem Geräusche erhebt sich eine Meute Hunde und wirft sich laut aufheulend gegen mich. Es sind zehn struppige, halb wilde Tigerhunde. Ich habe nur meine Machete, ein großes Buschmesser, und verteidige mich auf Tod und Leben. Mehrere wälzen sich getroffen am Boden, ich werde von rückwärts angesprungen und gebissen und nur durch schnelle, kreisende Bewegung und blitzschnelles Dreinschlagen gelingt es mir, die wütenden Tiere abzuwehren. Da öffnet sich die Türe des Blockhauses, und tierähnliche Laute ausstoßend, stürzt sich eine merkwürdige mit einem Spieße bewaffnete Gestalt auf die Hunde. Sie lassen von mir ab und ziehen sich knurrend zurück. Jetzt erst komme ich dazu, meinen Retter zu betrachten. Beinahe wäre ich erschrocken. Er ist ein Ungeheuer von einem Menschen, eine Mißgeburt, kaum vier Schuh hoch, fast ebenso breit, und zwischen den Schultern sitzt ein gewaltiger, dreieckiger Kopf. Seine Haut ist dunkelbraun, aber durch den anhaftenden Schmutz fast ganz schwarz. Nackt steht er auf seinen Speer gestützt vor mir und deutet nach dem Hause, wohin ich ihm folge. Er bringt mir Wasser zum Auswaschen der Wunden.

Der Zwerg ist taubstumm und macht mir unverständliche Zeichen nach dem Walde hin. Bald darauf kommt ein Mann schwer beladen auf das Haus zu. Er wirft ein erlegtes Wildschwein zur Erde und begrüßt mich freundlich mit der Aufforderung, es mir bequem zu machen. Ich erzählte ihm den Kampf mit den Hunden. Er ist nicht erzürnt darüber, daß ich einige in Notwehr erschlagen habe, aber er geht hin und streichelt einen jeden und sein Gesicht ist recht traurig. Dann berichtet er mir von seinem Leben. Er ist Spanier und leidenschaftlicher Jäger. Ganz allein übt er das schwere Handwerk aus, bald da, bald dort eine Hütte bauend. Den idiotischen Indianer hatte er vor Jahren am Ufer eines Flusses halb verhungert aufgefunden, wo ihn wahrscheinlich die Stammesangehörigen ausgefetzt hatten. Eine ganze Anzahl schön präparierter Jaguarfelle hing an den Wänden, und in einer Ecke lagen große Bündel Felle. Seine Hunde waren für die Tigerjagd gezüchtet, und da sie selten fremde Menschen sahen, hatten sie mich angefallen. Ich verbrachte hier die Nacht und fuhr am Morgen weiter.

Etwa eine Tagereise von Fuerte Olimpo entfernt wurde ich angerufen. Auf einer großen Sandbank am Ufer befanden sich etwa 20 Mann, nach den Khakiuniformen zu urteilen, Soldaten. Der Fluß war hier etwa 300 Meter breit, und ich konnte ihre Rufe gut verstehen. Sie forderten mich auf, mit meinem Kanu zu landen, damit sie auf brasilianisches Gebiet übersetzen könnten. Ich rief zurück, ich sei Ausländer und befasse mich nicht mit Politik. Während ich stark gegen das brasilianische Ufer zuhielt, fingen sie an, auf mich zu schießen, und dem Pfeifen der Kugeln nach schienen es Militärgewehre zu sein. Sie gaben ganze Salven ab, und mein Kanu wurde öfter getroffen. Ich sprang in das Wasser, zog das Boot hinter mir drein und befestigte es am Ufer. Dann verschwand ich im hohen Schilf und richtete nun auch mein altes schweizerisches Militärgewehr gegen meine Verfolger. Sie hielten nicht lange stand, in wilder Flucht eilten sie dem schützenden Ufer zu. Ich wartete eine Stunde und ruderte dann voll Mißtrauen Fuerte Olimpo entgegen.

Hier erwartete mich eine neue Überraschung. Als ich in Sicht kam,

wurde ich durch Schüsse aufgefordert zu landen. Als ich keine Anstalten dazu traf, kam mir ein mit Soldaten besetztes Boot entgegen und nahm mich mit nach dem Fuerte. Hier aber klärte sich der Irrtum rasch auf. Da ich einen Khasianzug trug, wurde ich für einen entsprungenen Sträfling gehalten. Die vielen Bekannten hier nahmen mich freudig auf, ich erzählte ihnen mein Abenteuer vom vorigen Tage. Ich hatte gut daran getan, nicht zu landen, sonst wäre ich meines Kanus beraubt und umgebracht worden.

In meiner Abwesenheit hatten sich nämlich die 70 strafgefangenen Soldaten der Feste mit Waffengewalt befreit, einige Offiziere und Soldaten getötet und verwundet und sich des Platzes bemächtigt. Erst ein Kanonenboot, das von Asuncion herkam, stellte die Ruhe wieder her, und die Aufständischen flohen in die Wälder. Ein solcher Trupp war es, dem ich begegnete und der sich auf brasilianisches Gebiet flüchten wollte.

*

*

*

Mit fünf Jägern befand ich mich einst auf dem Mirandafluß auf der Rückreise nach Corumba. Wir hatten eine gute Jagd hinter uns, und die Kanus waren angefüllt mit Fellen und Federn. Mitten in der Nacht erwachte ich durch das Geflüster meiner Leute. Sie saßen noch um das Feuer herum, tranken den bitteren Mate und unterhielten sich in der Guarani-sprache. Als die Unterhaltung lauter wurde, horchte ich auf und vernahm bald Dinge, die mich ganz wach werden ließen. Ein Mischling ermunterte seine Gefährten zu dem Plane, mich umzubringen und die Jagdbeute unter sich zu teilen. Sie ahnten nicht, daß ich dieses Idiom beherrschte, da ich immer nur spanisch mit ihnen sprach. Nachdem sie alles verabredet hatten, legten sie sich schlafen.

Ich vereitelte ihren Plan, indem ich mich schon in der Dämmerung mit dem Gewehr in der Hand erhob und in Deckung nach dem Ufer ging. Von hier aus rief ich den Anstifter, er solle mit einer Angelschnur nach dem Kanu kommen, ich möchte einige Fische fangen. Wir ruderten auf die andere Seite hinüber, und ich ließ ihn aussteigen, mit dem Auftrag, vom Ufer aus zu angeln. Ich fischte zum Scheine von dem Kanu aus und ließ es bis in die Nähe des Lagers zurück-

treiben, wo ich ausstieg. Die vier Kumpane saßen um das Feuer herum und wußten, ihres Führers beraubt, nicht recht, was beginnen. Als ich nun plötzlich vor ihnen stand, fuhren sie erschrocken zusammen. Ich befahl ihnen, sofort das Zelt abzubrechen und die Boote zu beladen mit der Bemerkung: „wer eine Waffe berührt, stirbt“. In kurzer Zeit waren wir reisefertig. Sämtliche Gewehre hatte ich in Verwahrung genommen. Drei Mann ließ ich die Fahrzeuge besteigen, während der vierte, ein verschlagener Mulatte, am Ufer zurückbleiben mußte. Er erhielt ein Buschmesser und Angelzeug. Ich sagte ihm, eine Tagereise flußabwärts wolle ich ein Kanu mit ihren Sachen am Ufer lassen. Bis dahin brauchten sie durch den dichten Wald mindestens vier Tage, so daß ich ihrer entledigt war.

Der Rädelsführer auf dem andern Flußufer hatte die Lage inzwischen auch begriffen; er tobte, heulte und bat. Ich rief ihm in der Guaraniſprache zu, diesmal sei er von einem Gringo überlistet worden, er möge es sich zur Warnung dienen lassen. Hierauf warf er sich in das Wasser und versuchte, uns nachzuschwimmen, konnte uns aber nicht einholen. Ich hatte die beiden richtigen Leute entfernt; mit den drei andern konnte ich die Reise fortsetzen, und sie waren mir dankbar, daß ich sie nicht der Polizei auslieferte.

15.

Mangaveros

Im Herzen von Südamerika, in der großen, spärlich bevölkerten Provinz Matto-Grosso in Zentral-Brasilien befindet sich eine kleine Handelsstadt „Corumba“. Die etwa 8000 Einwohner zählende Stadt liegt auf einer kleinen Hochebene etwa 30 Meter über dem Paraguayfluß. Im Innern der Stadt und am Hafen erheben sich mehrere große zum Teil europäische Geschäftshäuser, während der Kleinhandel in den Händen von Türken, Mulatten und Negern liegt. Hauptausfuhrgegenstände sind Rohgummi, Häute und getrocknetes Fleisch, auch Diamanten, die aus dem Norden und Osten hierher gelangen, werden gehandelt.

Machen wir zu Pferde einen kleinen Abstecher nach Süden zu ins Innere, so befinden wir uns schon am zweiten Tage in vollständiger Wildnis. Ein schöner hochragender Urwald, wie man ihn selten findet, nimmt uns auf. 100—200 Meter hohe Hügelzüge erregen die Aufmerksamkeit des Wanderers. Es sind die Eisenberge von Mutum. Ein reiches 70—80proz. Manganeisenerz liegt hier offen zutage. Blauschimmern die Wände der senkrecht abfallenden Eisenberge. Schäumende, kristallklare Bäche stürzen sich darüber in die Tiefe, und dort, wo sich das Wasser in Weihern sammelt und in kleinen Bächen davonrieselt, zeigen sich wahre Wunder von tropischen Pflanzen. Die Urwaldriesen sind bedeckt mit Schmarogerpflanzen in den wunderbarlichsten Formen. Die wohlriechenden Orchideen mit ihrer gelben, braunen und roten Blütenpracht bewegen sich anmutig im Winde und locken die schimmernden Kolibris an. Von der feuchten Erde am Rande des Wassers erhebt sich eine bunt flatternde Wolke von Schmetterlingen in blendenden Farben und in allen Größen. Sie tanzen durcheinander und verlieren sich langsam im dämmrigen Urwald.

Auf der andern Seite des Rio Paraguay nach Westen hin erstrecken sich weite Sümpfe. Alljährlich überschwemmt der Fluß diese Landstücke und macht sie unbewohnbar. Erst weiter im Innern dehnen sich die ungeheuren Alanos aus, die Grassteppen, die nur auf wenigen hohen Sandhügeln mit niederem Wald bestanden sind. In diesen Wäldern, teilweise auch vereinzelt stehend, kommt wild wachsend ein Gummibaum, die Mangava, vor. Ein großer Teil dieser Gebiete ist noch Eigentum des Staates, die Gummisucher und Jäger haben daher dort noch ein aussichtsreiches Arbeitsfeld. Ein weiterer Teil ist in die Hände von Viehzüchtern und Gesellschaften übergegangen, die sich Besitzungen bis zu 5000 Quadratkilometer anweisen ließen. Die Vermessung und Abgrenzung dieser Riesengüter ging früher, als es noch keine genauen Karten gab, ziemlich formlos vor sich. Der Käufer kam dabei gewöhnlich nicht zu kurz. Ein von der Regierung bestellter Landmesser besichtigte mit dem Käufer das gewünschte Gelände. Auf guten Pferden wurde die Grenze, gewöhnlich ein Flußlauf oder ein Wald, abgeritten, und die Strecke, die während eines einstündigen Rittes

zurückgelegt worden war, galt als eine Legua*. Je tiefer der Käufer in die Börse griff, um den Geometer für seine Anstrengungen zu entschädigen, desto schneller liefen die Pferde und desto länger wurden die Leguas.

Als nächstes wird eine Herde von 2000—3000 Stück Vieh gekauft und unter die Aufsicht eines erfahrenen und zuverlässigen Gauchos, eines Rinderhirten, gestellt, der als Verwalter amtiert, denn der Besitzer bewirtschaftet seine Ländereien nicht selbst, sondern lebt in der Stadt. In 10—20 Kilometer Entfernung werden sodann an geeigneten Stellen, z. B. an Wasserläufen und Seen, Blockhäuser gebaut, umgeben von starken Coralen, das sind Zäune aus dünnen Baumstämmen. Auf diesen einsamen Posten kommt wiederum ein Hirte, gewöhnlich mit Familie. Ihm sind etwa 500 Stück Vieh mit zehn Pferden zugeteilt. Die Herde weidet Tag und Nacht im Freien und wird nur einmal am Tage, manchmal auch nur einmal in der Woche, zusammengetrieben. So ist es kein Wunder, daß das schon vorher halb wilde Vieh vollständig verwildert und in die endlose Pampa hinausläuft.

Der Eigentümer kommt einmal im Jahre auf seine Besitzung. Die Hirten treiben ihre Herden zusammen, und die Häupter werden gezählt. Die Kälber werden gezeichnet, indem man ihnen die Marke des Besitzers auf die Flanke brennt. Die alten überständigen Stiere und Kühe werden mit dem Lasso eingefangen, wobei oft schwere Kämpfe stattfinden und Mann und Roß verwundet oder getötet werden. An Ort und Stelle werden sie dann geschlachtet, das Fleisch gesalzen und an der Sonne getrocknet. Wieder werden Herden von 500 Stück abgezählt, neue Blockhäuser werden gebaut und neue Hirten eingestellt. Wenn sich dann nach etwa 10—12 Jahren das Vieh auf 20000 bis 30000 Stück vermehrt hat, wird die Besitzung mit dem ganzen Viehstande mit riesigem Gewinn meist an eine ausländische Gesellschaft verkauft. Diese errichtet, da der Abtransport des lebenden Viehes fast unmöglich ist, in der Nähe der Estanzia möglichst an einem schiffbaren Fluß ein modernes Schlachthaus und verschickt von hier aus ihre Erzeugnisse, wie Gefrier- und Salzfleisch oder Fleischextrakt.

* 5 Kilometer.

In diesen Gegenden entdeckte ich auf meinen Jagdzügen vom Rio Taquary aus reiche Bestände von Gummibäumen. Sofort fuhr ich nach Corumba zurück, um dort Gummipicker anzuwerben. In wenigen Tagen hatte ich zwölf Mann zusammen, einige Paraguayer, mehrere Halbindianer und verschiedene brasilianische Mulatten. Nachdem das nötige Werkzeug und Lebensmittel eingekauft waren, fuhren wir mit dem Segelboot und einigen Kanus den Rio Paraguay aufwärts. Die Regenzeit ging ihrem Ende entgegen, und die Überschwemmung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Die Strömung war heftig, und nur mühsam kamen wir mit Hilfe der Ruder vorwärts. Wolken von Moskitos umschwärmten uns Tag und Nacht und peinigten uns bis aufs Blut.

Auf der rechten Seite des Flusses treten Hügelzüge bis nahe an das Ufer. Hier haben sich vereinzelt Ansiedler niedergelassen, versprengte Revolutionäre und Verbrecher. Sie haben keine Anpflanzungen, sondern versehen die vorüberfahrenden Flußdampfer mit Holz zur Feuerung ihrer Dampfkessel. Sie stehen aber in schlechtem Ruf, und schon mancher Reisende, der hier anlegte und übernachten wollte, ist von ihnen ausgeraubt worden. Weiter stromaufwärts liegt ein kleines Dörfchen von etwa 30 Hütten. Hier haben sich Leprakranke, Ausfällige, zusammengefunden. Mühsam bearbeiten sie mit ihren verstümmelten Gliedern ihre kleinen Pflanzungen, und Bananenwälder liefern ihnen billige Nahrung. Gern überläßt jeder Reisende, der hier vorbeikommt, alles, was er nicht dringend nötig hat, diesen Armsten der Armen.

*

*

*

Der Hitze wegen fuhren wir häufig bei Nacht, was uns aber einmal beinahe zum Verhängnis wurde. Ein plötzlich losbrechendes Gewitter mit gewaltigem Sturm brachte das Boot beinahe zum Kentern. In der stockdunkeln Nacht, geblendet von den unaufhörlichen Blitzen, verloren wir die Richtung und wurden schließlich in einen spitzen Winkel des Flusses getrieben, aus dem es fast keinen Ausweg mehr gab. Mehr als meterhohe Sturzwellen füllten das Boot mit Wasser, während die kleinen Jagdkanus, die wir im Schlepptau hatten, fortgesetzt gegen die Bootswände schlugen und sie einzudrücken drohten.

Wir mußten sie abschneiden und dem Strome überlassen. Trotzdem an jedem Ruder zwei Mann saßen, waren wir ohnmächtig gegen den Sturm. Da sahen wir bei einem grellen Blitze eine große schwimmende Insel, die sich irgendwo vom Ufer gelöst hatte, langsam einhertreiben. Sturm und Wellen vermochten ihr nichts anzuhaben. Mit Aufbietung unserer letzten Kräfte gelangten wir in ihren Schutz. Es war höchste Zeit, bis über die Knie standen wir bereits im Wasser. Bis zum Morgen trieben wir so flußabwärts. An einer günstigen Stelle konnten wir landen und ausladen. Aber wie sah alles aus: die Säcke mit Proviant waren durchnäßt, ein großer Teil des Zuckers hatte sich aufgelöst. An großen Feuern trockneten wir die Kleider. Der Reis und Mais wurden auf die ausgebreiteten Zelte geleert und an der Sonne getrocknet. Pulver und Patronen waren zum Glück in wasserdicht verschlossenen Blechkisten untergebracht. Die gekenterten Einbäume fanden wir anderntags unverfehrt wieder auf, sie waren vom Sturme an das Ufer geworfen worden.

Nach einigen Tagen nimmt uns ein Nebenfluß des Rio Paraguay, der Rio St. Lourenço, auf, dessen Lauf wir folgen, bis wir durch einen Sumpffluß in eine höher gelegene Landschaft kommen. Hier wird das Lager zurechtgemacht und die Zelte aufgeschlagen. Um unsere Habe weiterzuschaffen, brauchen wir Wagen und Ochsendgespann. Wir rüsten deshalb eine kleine Expedition aus, nur mit Rucksack, Waffen und Moskitoneß versehen. Ihre Aufgabe ist, die uns am nächsten liegende Estanzia oder Viehzüchterei aufzusuchen. Kreuz und quer irren wir einige Tage in den Planos umher, bis wir auf Viehfährten stoßen, die uns schließlich auf eine Ansiedlung führen. Groß war das Erstaunen des Verwalters, als er vernahm, daß wir zu Fuß diese Gebiete durchwandert hätten. Gastfreundlich wurden wir aufgenommen, und nachdem wir unsern Dank durch Darbieten eines Schluckes aus der Whiskyflasche bekräftigt hatten, rückten wir mit unserm Anliegen heraus. Bald wurden wir handelseinig und erstanden um verhältnismäßig wenig Geld einen zweirädrigen Karren samt zwei Joch Ochsen. Nun war uns geholfen, und wir machten uns auf den Rückweg. Wie schon so oft, mußte ich auch jetzt wieder die Sicherheit

bewundern, mit welcher mein Begleiter Velasquez die Richtung nach unserm Lager einschlug, trotzdem wir mehrere Tage auf gut Glück durch Wälder und Steppen gezogen waren. Am dritten Tage erblickten wir den Rauch des Lagerfeuers, dort wurden wir und unser Ochsen- gespannt mit allgemeinem Jubel empfangen. Boot und Kanus wurden unter Wasser gesetzt, der Wagen beladen, und bald bewegte sich die ganze Karawane nach dem Innern der Wälder zu, den Gummibäumen entgegen.

Eine kleine Abwechslung auf dem langen Marsch durch die eintönigen Grassteppen boten die Bauten der weißen Ameise oder Termiten, manchmal mehr als hundert beisammen. Die zwei bis vier Meter hohen spitzen Hügel bestehen aus harter Erde, so daß es einer Art bedarf, um sie zu zertrümmern. Der Bau entsteht durch jahrelange Arbeit eines Volkes von vielen tausend Termiten. Sie wandern nur nachts und legen lange, kunstvoll gebaute Röhren oder Tunnel an, durch die sie ihre Nahrung herbeischaffen. In der Wildnis wenig schädlich, werden sie in bewohnten Gegenden zu einem gefürchteten Feinde. Sie bringen Häuser zum Einstürzen, da sie alle hölzernen Gegenstände von innen her zerfressen, so daß man von außen nichts sieht, bis die Zerstörung vollendet ist.

Der größte Feind der Termiten ist der Ameisenbär, den wir hier häufig antrafen. Ein drolligeres Tier kann man sich kaum denken, gemächlich tritt er daher und äugt mit seinem langen, spitzen Kopfe nach links und rechts. Seiner langen Krallen wegen muß er auf dem Rücken seiner Vorderfüße gehen. Beim Schlafen deckt er sich mit seinem langen Schweife zu, wird er aufgeschreckt, so macht er, ein lautes Brummen ausstoßend, einen kleinen Galopp, stellt den Haarkamm auf dem Rücken aufwärts, so daß er doppelt so groß aussieht, als er in Wirklichkeit ist. Während wir Siesta hielten, kam zufällig einer ins Lager, ging mitten durch das Zelt, beroch den Kochtopf am Feuer und andere Gegenstände. Ich saß auf einem Holzkloß und sah ihm unbeweglich zu. Er kam hart an mich heran, schnüffelte an mir herum und ging zum nächsten. Mit seinen kleinen Auglein schaute er so komisch und so unschuldig drein, daß wir plötzlich laut anfangen

zu lachen, worauf er unter lautem Brummen im hohen Grase verschwand. Trotz seiner Gutmütigkeit ist er im Kampfe ein böser Gegner. Wird er angegriffen, so legt er sich auf den Rücken und öffnet seine muskulösen Arme, mit zehn Zentimeter langen Krallen an den Pranken, um seinen Gegner zu empfangen. In dieser Stellung wurde er schon mit dem Tiger zusammen verwundet angetroffen, indem er seinen viel stärkeren Feind im Todeskampfe umschlang und mit den Krallen so starke Verletzungen beibrachte, daß dieser sich nicht mehr aus der tödlichen Umarmung befreien konnte. Das Fleisch des Ameisenbären ist äußerst zähe und hat einen unangenehmen Wildgeschmack, der es ungenießbar macht.

Der hier vorkommende Gummibaum ist der Mangava. Den Gummisucher nennt man Mangavero. Der Baum ist erstmals schnittreif, wenn er einen Durchmesser von etwa 15 Zentimeter erreicht hat, und kann dann jedes Jahr einmal angezapft werden. Er wächst ziemlich rasch und erreicht die Größe und Form eines großen Walnußbaumes. Das Kernholz ist rosafarben und gilt als sehr geschätztes Nutzholz. Die Frucht ist die beste, die man in der Wildnis findet. Sie hat die Größe einer Pflaume, ist gelb und birgt im Innern fünf kleine Kerne.

Der Mangavero führt ein hartes, entbehrungsreiches, aber dennoch schönes Leben. Am frühen Morgen, wenn die Sterne zu bleichen beginnen, erhebt er sich von seinem Lager. Ein kräftiges Frühstück, bestehend aus kaltem Fleisch und Mate, stärkt ihn für den kommenden Tag. Die Ausrüstung besteht aus einer etwa 20 Liter fassenden Kanne aus Blech, die mit Riemen versehen ist, so daß sie wie ein Tornister auf dem Rücken getragen werden kann. In einer aus Hirschleder gefertigten Tasche befinden sich 40 Blechbecher und die beiden Schneidinstrumente. Büchse und Buschmesser bilden die ständigen Begleiter. Am frühen Morgen, bevor die Sonne ihre glühenden Strahlen herniedersendet, fließt die Gummimilch am besten, und schon vor Tagesanbruch eilen die Leute nach allen Richtungen davon, ihre Arbeit zu beginnen.

Einige kräftige Hiebe mit dem Buschmesser befreien den Stamm

des Baumes von dem Gestrüpp der Schlingpflanzen. Der Mangavero klettert empor und beginnt in der Krone mit seiner Arbeit. Alle Äste, die ungefähr zehn Zentimeter Durchmesser haben, werden angezapft. Mit einem besondern Instrument wird in der Längsrichtung des Astes eine meterlange Rinne in die Rinde geschnitten, in die weitere Rinnen von den Seiten her münden. Während die Längsrinne das Holz des Baumes nicht erreichen darf, nimmt man jetzt ein spitzes, sehr dünnes Messer und macht, unten anfangend, mitten durch alle Seitenkanäle einen feinen tiefen Einschnitt bis auf das feste Holz. Sofort quillt der Milchsaft aus der Wunde und strömt als dünner Strahl in einen Becher, am Ende der Längsrinne, um dann noch tropfenweise ein bis zwei Stunden weiter zu fließen. So werden an einem Baume je nach Größe 5—30 Becher befestigt. Die Arbeit muß sehr rasch ausgeführt werden, und ein guter Mangavero springt barfüßig, wie er ist, wie ein Affe von einem Aste zum andern. Nach ungefähr zwei Stunden sind sämtliche Becher befestigt. Die ersten sind inzwischen gefüllt, werden abgenommen, in die Blechkanne geleert und sofort wieder an einer neuen Rinne angebracht.

Zeigt sich Wild in der Nähe, wird schnell ein Abstecher gemacht und gejagt. Jeden Tag werden Fasane, Truthühner, Rehe und Wildschweine erlegt und ins Lager gebracht. Schwer bepackt rücken dann die Leute am Abend an. Ein jeder bringt in seiner Kanne 15—20 Liter der dickflüssigen rötlichweißen Gummimilch mit, die in ein großes Becken geleert wird. Durch Beigabe von aufgelöstem Alaun gerinnt die Milch nach wenigen Minuten und wir erhalten einen elastischen Kuchen, Plancha genannt, der zum Trocknen auf Waldboden gelegt wird. Die anfänglich rötliche Farbe wird allmählich gelblich, und in ganz trockenem Zustande sind die Planchas schwarz.

Bei dieser Methode der Kautschukgewinnung wird der Baum geschont und kann jedes Jahr ohne Schaden neu angezapft werden. Gewissenlose und bequeme Ausbeuter bedienen sich jedoch einer andern, brutalen Art. Die Bäume werden während ihrer größten Triebkraft mit der Art gefällt. Hierauf werden in Stamm und Äste alle halbe Meter Ringe geschnitten, so daß sich die Milch in den Sand ergießt.

Durch die Hitze des sonnendurchglühten Bodens gerinnt sie, vermischt sich aber mit Sand und Erde und erzielt deshalb einen viel geringeren Preis, hingegen gewinnt der Mangavero auf diese Weise die doppelte Menge. Die losen Gummistücke werden zu Bündeln geschnürt oder in Hirschfelle zu Ballen eingenäht und kommen so in den Handel.

Der Koch, der das Lager bewacht, hat inzwischen seines Amtes gewaltet und hebt den schweren Kochtopf vom Feuer. Die Mahlzeit ist sehr einfach und besteht hauptsächlich aus Wild, das an einem Tage mit Reis gekocht wird und am andern als Suppe mit Bohnen oder Maiskörnern gegessen wird.

Schon seit längerer Zeit fiel mir auf, daß die Hirschknochen in der Suppe stets ihres beliebten Inhaltes, des Markes, entleert waren. Ich hatte den Koch im Verdacht, daß er diesen Leckerbissen für sich allein behielt und beschloß, ihm das gründlich zu verleiden. Das Hirschmark ist nicht weiß, sondern rot und schwarz-gelb meliert. Es ist zum Verwecheln der Losung des Kaimans ähnlich. Darauf baute ich meinen Plan. Ich blieb unter einem Vorwand im Lager und als die Suppe fast fertig war, schickte ich den Koch auf kurze Zeit weg, um Palmkohl zu holen. Die schönsten Knochen leerte ich, stopfte sie mit der Losung eines Kaimans voll und legte sie wieder in den Kochtopf zurück. Hierauf versteckte ich mich in der Nähe des Lagers. Als der Koch zurückkam und mich nirgends sah, machte er sich schleunigst über den Kochtopf her und zog den größten Knochen heraus. Mit dem Rückenende des Messers beklopfte er ihn von allen Seiten, damit sich das Mark löste. Dann nahm er ihn an den Mund und sog begierig. Wohl spuckte er sogleich heftig aus, aber der Geschmack blieb. Unter Fluchen beschnupperte er den Knochen; dann fischte er einen zweiten heraus und untersuchte ihn ganz genau. Vor lauter Arger stieß er mit einem Fußtritt den Topf um, daß sich sein Inhalt in die Asche ergoß. Ich konnte mich kaum halten vor Lachen, blieb aber versteckt bis die Leute anrückten, denen der Koch erklärte, das Essen sei ihm verunglückt. Von jenem Tage an kam jeder zu seinem rechtmäßigen vollen Markknochen.

Nach zwei bis drei Wochen sind in einem Umkreis von etwa sieben Kilometer alle Gummibäume geschnitten. Das Lager wird abgebrochen und an einer inzwischen ausgekundschasteten Stelle neu errichtet. Die fertigen Gummi-Planchas werden in der Erde vergraben; es geschieht dies weniger wegen eines zu befürchtenden Diebstahls, als wegen der immer wieder entstehenden Wald- und Pampabrände.

Fast zwei Jahre wandern wir so von Ort zu Ort. Tritt Mangel an Lebensmitteln ein, so fahren wir nach einer Estanzia und kaufen dort Mais und Reis sowie Kaffee, Tee und Tabak. Weitere Bedürfnisse kannten wir nicht. Der Zucker wurde ersetzt durch Bienenhonig, der sich in hohlen Bäumen ja reichlich vorfand. Obwohl ich mich fast ausschließlich an die Fleischkost hielt und jahrelang drei bis vier Pfund Fleisch im Tag genoß, erfreute ich mich doch der besten Gesundheit. Daß ich keinen Schaden davon trug, mag dem bewegten Leben in der freien Natur zuzuschreiben sein. Ein jeder Tag bringt Anstrengungen mit sich, die dem Stoffwechsel nur förderlich sind. Auch im stärksten Regen ist man den ganzen Tag auf der Jagd und am Abend trocknet man die Kleider am Lagerfeuer. Die glühende Sonne bestrahlt den Körper vom Morgen bis zum Abend, gerbt die Haut und tötet die Keime mancher Krankheit. Dazu wächst in diesen tropischen Wäldern eine wunderbare Heilpflanze, die Sarsaparille, deren Genuß den Körper von einer Menge ungesunder Stoffe befreit. Es ist eine stachelige Schlingpflanze, deren Wurzel in der Erde bis faustgroße Knollen bildet. Diese werden zerquetscht und etwa zwei Stunden im Wasser gekocht. Zweimal im Jahre genießt man diesen Tee einen Monat lang und trinkt jeden Tag davon, kalt oder heiß zwei Liter. Hautkrankheiten, Geschwüre und Wunden heilen nach einer solchen Trinkkur wie durch ein Wunder und das allgemeine Wohlbefinden äußert sich durch eine stetige Frische des Körpers, der sich auch nach den größten Anstrengungen rasch erholt.

Noch einmal der weiße Reiber

Die Regenzeit hat begonnen. Tägliche Wolkenbrüche fesseln uns viel an das Lager, und Wasser füllt die Sümpfe und Niederungen. Jetzt beginnt die Jagdzeit auf die Sumpfvögel. Ich ernenne den mir vertrautesten der Gummisucher zum Aufseher und verlasse mit fünf Jägern das Lager, um für einige Monate auf Reiber zu jagen. Der Ochsenwagen bringt unsere Ausrüstung in mehreren Tagesreisen nach den zurückgelassenen Kanus, die wir in gutem Zustand vorfinden. Das Wasser ist schon stark gestiegen, und die Ochsen müssen schwimmend die Niederungen durchqueren. Da der Karren ganz aus Holz gebaut ist, schwimmt er auch und wird von den ins Joch gespannten Ochsen leicht nachgezogen. Das Gepäck ist auf dem Wagen in einer Pelota untergebracht. Das ist eine große getrocknete Ochsen- oder Hirschhaut, deren Ränder aufgestülpt und oben mit Riemen verbunden sind. Kommt der Wagen unter Wasser, so erhebt sie sich schwimmend ohne den Wagen selber zu beschweren. Manchmal werden auch zwei oder drei solcher Pelotas hinten am Karren befestigt oder direkt an die Hörner der schwimmenden Ochsen gebunden und nachgezogen. Die in den Sümpfen aufgewachsenen Ochsen schwimmen so kilometerweit. Auch der einzelne Jäger benützt die Pelotas, um große Flüsse zu durchqueren, wimmeln sie doch manchmal von Alligatoren und es wäre für einen Menschen der sichere Tod, wollte er schwimmend das andere Ufer zu erreichen suchen.

Zu zweien bestiegen wir unsere Jagdkanus und erreichten wieder den Rio St. Lourenço, dessen Laufe wir bis zum nächsten Nebenfluß folgten. Zwei Mann mit einem Kanu und vollständiger Ausrüstung zweigen hier ab. Sie sollten den Flußlauf verfolgen bis an die Quelle. Bei dem nächsten Nebenfluß trennen sich die beiden übrigen Gefährten von uns, während mein bewährter Jagdgenosse Velasquez und ich den Lauf eines dritten Flusses verfolgen. Nach fünf Monaten um die Zeit des Vollmondes wollten wir uns an der untern Flußmündung wieder treffen.

Die Jagd auf den Edeldreiher ist das Schwierigste was es für den Weidmann geben kann, denn der überaus scheue Vogel sucht sich die unzugänglichsten Orte für seine Brut und Schlafplätze aus. Meistens horstet er in großen Scharen zu Hunderten, ja Tausenden auf einzelnen Baumgruppen inmitten unwegsamer Sümpfe, und auch seine Lebensgewohnheiten schützen ihn vor Nachstellung. Schon in der Dämmerung erheben sie sich und fliegen in langen Ketten nach den Sümpfen, wo sie sich auf Entfernungen von 30—50 Kilometer verteilen um sich nicht gegenseitig bei der Nahrungssuche zu stören. Die Aufgabe des Reiherjägers ist es nun, einen Ort ausfindig zu machen, den die Vögel auf dem Weg zu den Sümpfen oder zum Horst zurück regelmäßig überfliegen. Ist das erreicht, so baut man am Rand des Sumpfes aus Sträuchern und Ästen ein möglichst unauffälliges Versteck, in dem man aufrecht stehen kann. Die ersten Reiher müssen gewöhnlich auf große Entfernungen mit der Kugel erlegt werden. Sie werden auf ganz einfache Art ausgestopft und als Lockvögel in allen möglichen naturgetreuen Stellungen um das Versteck herum an langen Stöcken im Wasser aufgestellt. Bei Tagesgrauen stellt man sich in dem Versteck, dem Parapecho, auf den Anstand, um nicht von den zuerst ankommenden Reihern gesehen zu werden; denn sonst fliegen sie über einen weg und die nachfolgenden ihnen nach.

Da kommt in elegantem, ruhigen Fluge die erste Kette der Reiher gezogen. Ein krächzender Laut des einen und andern und schon lassen sie sich im Gleitfluge langsam nieder. Nicht jeder Vogel trägt den begehrten Schmuck und auch nicht jeder in gleicher Schönheit. Es braucht deshalb ein geübtes Auge, um aus der niederschwebenden Schar den wertvollsten Träger zu erkennen. Auf den ersten Schuß fliegen sie nach allen Richtungen davon, doch sofort kommt der eine oder andere wieder zurück, um nachzusehen, was denn hier los war; auch er fällt getroffen ins Röhricht. Weitere Ketten rücken an. Trotzdem Gesicht und Hände von den blutigierigsten Stechmücken bedeckt sind, wird ihrer nicht mehr geachtet, das Jagdfieber hat einen ergriffen. Schuß auf Schuß folgt, immer neue Scharen rücken heran und kreisen über den Lockvögeln. Das dauert etwa ein bis zwei Stunden, dann

tritt Ruhe ein, und man kann sich mit der erlegten Beute befassen. Es ist auch höchste Zeit, denn schon sind die Krokodile angerückt und beginnen die Vögel zu verschlingen. Auch Riesenschlangen tauchen auf, um mit blitzartiger Geschwindigkeit ihre sehr beliebte Beute zu erhaschen und wieder unterzutauchen. Manchmal bis zur Brust im Wasser stehend, hat man nach allen Seiten die Augen offenzuhalten und sich zu wehren, damit einem die kostbare Jagdbeute nicht vor den Augen verschwindet.

In dieser Zeit hat der Jäger keine große Abwechslung auf dem Mittagstische, Tag für Tag gibt es Reiher. Den Nachmittag über werden dann Patronen geladen. Von 4 Uhr an kommen die Reiher schon wieder einzeln oder in kleinen Zügen von ihren Futterstellen zurück. Abermals begibt man sich in das Parapecho und verbleibt darin bis die Nacht anbricht. Jetzt ist es schon gefährlicher, die erlegten Reiher aus dem Wasser zu holen. Die Krokodile sind in der Nacht weniger scheu, und man braucht manchen Schuß, um sie zu verschrecken.

Einmal hatte ich die Lockvögel in einem kleinen Flößchen aufgestellt und ließ sie über Nacht stehen. Aber als ich am andern Morgen auf den Anstand kam, waren alle ausgestopften Reiher verschwunden. Bei näherem Nachsehen entdeckte ich vier tote Riesenschlangen auf dem Grunde des Wassers. Ich fischte eine heraus und sah, daß sie von einem Stock durchbohrt war. Die Schlangen hatten mir sämtliche Lockvögel, samt den auf beiden Seiten zugespitzten Stöcken gefressen, die ihnen dann durch den Leib drangen und sie töteten.

Nach wenigen Tagen sind die Reiher an den Anblick der Lockvögel gewöhnt und nähern sich ihnen nicht mehr. Dann muß das Lager etwa zehn Kilometer entfernt von neuem aufgeschlagen werden und die gleiche Jagd wiederholt sich für einige Tage. Oft steht man aber auch stundenlang vergebens in seinem Versteck und kein einziger Reiher läßt sich blicken. Dann hat man Muße, Umschau zu halten, und bei einer solchen Gelegenheit wurde ich einmal Zeuge eines Kampfes, wie ihn nur die unberührteste Wildnis kennt. Eine Riesenschlange lag nicht weit von mir unbeweglich auf einer etwas festeren Stelle des Sumpfes, während ihr Schwanz im Wasser hing. Ein Krokodil kam lautlos daher-

geschwommen und schnappte nach dem Ende des Schwanzes. Hochauf bäumte sich die Schlange und fuhr unter lautem Fauchen mit geöffnetem Rachen auf den Kaiman nieder, prallte aber an seinem Panzer ab. Jetzt tauchte sie unter und rasch hatte sie den Kaiman dreimal umschlungen und zog eine vierte Schlinge um seinen Kopf. Mit furchtbarer Kraft zog sie sich zusammen, noch ein Ruck und der Kopf des Kaimans wurde rückwärts gerissen, man glaubte, das Krachen des Panzers zu hören, dann war alles still. Ich schoß der Boa eine Kugel durch den Kopf. Die Untersuchung zeigte, daß der Kaiman den Schwanz der Schlange noch in seinem furchtbaren Rachen hielt, diese hatte ihm aber durch ihre Umschlingung das Genick gebrochen.

Auf der Weiterfahrt bemerken wir am Ufer unter überhängenden Weidenbäumen runde Haufen von Blättern. Es sind Nester von Alligatoren. Sie bestehen aus halbsfaulen Blättern, Schilf, Schlamm und Wasserpflanzen, die der Kaiman mit seinen Füßen im Umkreis zusammenscharrt. In die Mitte werden 32—36 längliche, bis faustgroße Eier mit harter, körniger Schale gelegt. Die Ausbrütung erfolgt durch die Wärme der gärenden, in Fäulnis übergehenden Pflanzen. Sobald die Eier gelegt sind, wird das Weibchen vom Männchen vertrieben, das dann im Schilf versteckt die Bewachung des Nestes übernimmt. So wurde ich bei dem Ausnehmen der Eier von einem solchen mit weit geöffnetem Rachen angegriffen, wie ein Blitz schoß es auf mich zu, und nur ein Sprung in die Höhe rettete mich vor einem Biß. Bis es zu einem neuen Angriffe kehrtgemacht hatte, erreichte es schon aus nächster Nähe meine Kugel. Sind die jungen, etwa 25 Zentimeter langen Alligatoren aus den Eiern geschlüpft, so halten sie sich in der ersten Zeit ganz am Ufer auf und man kann sie mit der Hand ins Kanu heben, nur muß man sie gut am Rücken fassen, denn sie haben schon recht spitze Zähne. Die Krokodilplage würde noch viel größer sein, wenn sich diese Ungeheuer nicht selbst gegenseitig auffressen würden. Es ist ein widerwärtiger, grausiger Anblick, wenn zwei dieser Tiere im Kampfe liegen, wenn sie mit dem Rachen ineinander verbissen sind und dann das größere das kleine einige Male durch die Luft hin und her schleudert, bis es den

Hals gebrochen hat, sich dann breit hinlegt und mit geöffnetem Rachen seinesgleichen ganz hinabzuwürgen versucht. Die gefundenen Eier sind natürlich nicht immer frisch, aber sie wurden doch gegessen, selbst wenn der Kopf und die Füße im Ei entwickelt waren. Das ist die wahre Substanz, pflegte mein Companiero zu sagen.

Mit wechselndem Glück waren wir so monatelang hinter den Reihern her. Oft fanden wir tagelang kein festes Land und mußten im engen Kanu übernachten oder wir banden unsere Hängematten in den Ästen hoch oben in den Bäumen fest. Wenn man dann lange Zeit nur getrocknetes Hirschfleisch gekaut und rohes Reihersfleisch gegessen hat, ist es stets ein Fest, wenn man wieder auf eine bewaldete Insel gelangt, Feuer machen und einen heißen See genießen kann.

*

*

*

Während wir im Rio St. Lourenço auf die andern vier Jäger warteten, kam ein langer Einbaum den Fluß heruntergefahren. Die Besatzung aus fünf Männern und drei Weibern hatte unser Lagerfeuer bemerkt und landete. Es waren Indianer, Nestizen und Mulatten. Sie stellten sich in einer Reihe auf mit wehenden Fahnen und begannen zu musizieren. Und was für eine exotische Musik mit Pfeifen, Trommeln und Handharmonika! Sie fragten nach unsern Companieros und wünschten uns glückliche Jagd. An den Fahnen mit grellfarbigen Heiligenbildern hingen Papiergeld, Münzen und allerlei anderer glänzender Zierat. Sie teilten uns mit, daß sie gelobt hätten, zu Ehren des Sant Jean (Johannes) am 24. Juni ein großes Fest zu feiern und luden mich und meine Jäger dazu ein; schon seit mehreren Wochen fuhren sie auf dem Flusse umher, um die Siedler in den Wäldern dazu einzuladen und Gaben zu sammeln. Je mehr Leute, desto größer die Ehre. Im Boot hatten sie bereits lebende Naturalgaben, ein Kalb, Schweine und Hühner. Ich spendete ihnen auch eine Gabe, dafür spielten und sangen sie noch ein Stück und fuhren dann ab. Meinen Jagdgenossen teilte ich nach ihrer Rückkehr die Einladung mit, und wir beschloßen, uns das Fest anzusehen. An dem bezeichneten Ort befand sich mitten im Walde eine kleine Mais- und Bananenpflanzung mit vier Hütten (Ranchos). Es waren schon

gegen 60 Männer, Frauen und Kinder versammelt, alles Indianer oder Halbblut. Bei einem Rancho war ein Altärchen aufgerichtet mit dem Heiligenkasten, in dem sich verschiedene Heiligenbilder befanden, darunter St. Jean, alle in den grellsten Farben. Davor spielte sich die Feier ab. Alles kniet am Boden, der Vorbeter stimmt eine Art Litanei an, in die die Festteilnehmer einstimmen. Das dauert etwa eine halbe Stunde, dann springt alles auf und zur Feier des Tages wird eine fürchterliche Schießerei aus Gewehren und Pistolen veranstaltet. Das Fest ist eröffnet, es geht zum Mahle. Ochsen, Kälber und Schweine sind geschlachtet worden. Viele Meter hohe Holzstöße werden angezündet und Fleisch am Feuer gebraten oder gekocht. Die Weiber haben Töpfe mit Süßigkeiten mitgebracht. Sie haben sich zum Fest in ihren höchsten Putz, in rote und weiße Baumwollhemden, geworfen, sich bekränzt und parfümiert, so daß sie allen Bratenduft überduften. Beim Mahle sind Männer und Frauen getrennt. Nach dem Essen beginnt erst das eigentliche Fest, der Tanz und das Schnaps-gelage. Die Jungen schüren das Feuer, daß es hoch auflodert, und eine Musik zum Steinerweichen setzt ein. Pfeifen und Trommeln, Blechteller, auf denen mit Löffeln der Taft geschlagen wird, Anarren aus Bambus erzeugen eine schrille Mark und Bein durchdringende Tanzmusik, wie sie wohl noch kein europäischer Tanzboden gehört hat. Der Tanz heißt Cururu oder Siriri. Tänzer sind nur Männer, die ein Gelübde abgelegt haben, so und so lange, bis zu zwölf Stunden und mehr, ohne jede Pause zu tanzen. Den Tanz begleiten sie mit einem eintönigen Gesang, dazu trinken sie Zuckerrohrschnaps, manche soviel bis sie bewusstlos umfallen. Dieser religiöse Tanz spielt sich vor dem Kasten mit den Heiligenbildern ab, während die übrigen Männer und die Weiber auf einem geebneten Platze im Walde eine Art Walzer tanzen. Der Verbrauch an Schnaps und süßen Likören ist groß, und das Fest dauert so lange wie der Vorrat an geistigen Getränken reicht, oft mehrere Tage. Die vollkommen berauschten Menschen wissen dabei oft überhaupt nicht mehr was sie tun. So wurde bei Tagesanbruch ein völlig betrunkenener Mann halbtot aus dem Walde geschleppt. Er gewährte einen schreckenerregenden Anblick. Arme, Brust und

Gesicht waren aufgeschwollen und mit blutenden Wunden bedeckt. Eine der giftigen Klapperschlangen hatte ihn gebissen und, während er in seinem Rausche um sich schlug, biß sie so lange darauf los, daß sie schließlich selbst erschöpft neben ihm liegen blieb. Oft endet das Fest mit Tötlichkeiten, bei denen sich auch die Weiber am Kampfe beteiligen, und ihre gefürchtete Waffe, das Rasiermesser, das sie im Busen verborgen haben, spielt oft die Hauptrolle.

* * *

Wir sind wieder in den Gummiwäldern angelangt und suchen das gegenwärtige Lager der Mangaveros. Bei einem dieser Streifzüge bemerkte ich eines Tages in dem noch weichen Boden viele ganz frische Fährten von Jaguaren. Ich folgte den Spuren und bekam die Tiere in einem mit lichtigem Holze bestandenen Walde, frei von Unterholz, zu Gesicht. Ich stuzte bei dem Anblick, denn es waren fünf ausgewachsene Exemplare. Voraus schritt mit gesenktem Kopfe ein Weibchen, hinter ihm vier Männchen in beständigem gegenseitigen Kampfe. Sobald sich einer dem Weibchen näherte, wurde er von einem andern angefallen, sie wälzten sich auf der Erde und teilten gewaltige Prankenhiebe aus. Der stärker Geschlagene stieß ein heiseres Brüllen aus und trottete eine Zeitlang hinten nach. Aber der Trieb nach dem Ewigweiblichen ließ ihn nicht lange zurückbleiben und bald war er wieder in einen Kampf verwickelt. Ich war wie gebannt von dem seltenen Schauspiel und folgte ihnen beständig nach. In ihrer wilden Eier bemerkten mich die Raubtiere nicht. Anfangs zauderte ich noch, dann kam ich immer näher, sprang von Baum zu Baum bis ich mich fast zwischen ihnen befand, gerade in einem Augenblicke, wo sie mit dem Schweife die Erde peitschend einander gegenüber lagen. Noch war ich unbemerkt geblieben und nutzte die Gelegenheit aus. Auf kaum zehn Meter Entfernung streckte ich zwei große Tiere in einer Doublette nieder. Der Donner der zwei Schüsse widerhallte von allen Seiten. Wie aus Erz gegossen standen die andern Jaguare da, ihre Lippen triefen von blutigem Geifer und ihre Richter funkelten mich an. Mit ganz langsamen Bewegungen lud ich die Flinte wieder, auf der einen Seite mit

Kugeln, auf der andern mit Posten, um bei einem Ansprung besser zu treffen. Dann hob ich wie mechanisch die Waffe und sandte dem nächsten die Kugel zwischen die Lichter. Auf den Schuß war der Bann gelöst und das letzte Männchen flüchtete in weiten Sprüngen dem nun ihm gehörenden Weibchen nach. Auch ich atmete auf und betrachtete die reiche Jagdbeute. Ich machte ein Feuer an und verbrachte die Nacht hier, um die Felle vom Fett und den Fleischteilen zu lösen. Ein fettes Rippstück, knusprig an der Glut gebraten, stillte meinen Hunger.

* * *

Nach kurzer Zeit hatten wir das Lager der Mangaveros gefunden und die Jäger zogen auf die Hirsch- und Saujagd, um die Gummisucher, die inzwischen nicht allzu üppig gelebt hatten, mit frischem Wildbret zu versorgen. Mein alter Freund Velasquez und ich verfolgten mit dem Kanu einen inzwischen entdeckten schmalen Flußlauf. Die Ufer waren mit undurchdringlichem, feuchtem Urwald und Dschungeln eingesäumt. Das freie Wasser hörte bald auf, ein fußdicker Teppich von Wasserpflanzen und Schlamm bedeckte den Fluß und gestaltete das Vorwärtskommen äußerst mühsam.

Die Moskitoplage in dieser feuchtheißen Atmosphäre war unerhört. Die Luft war geschwängert von der Ausdünstung des schwarzen Wassers und der faulenden Pflanzen. Von einem Ufer zum andern spannten sich Lianen und von den Baumkronen herunter hingen die bis fingerdicken Luftwurzeln. Die Triebe wachsen im Boden wieder ein, den Baum verjüngend und neue Bäume bildend. Auch während der Mittagszeit herrscht hier Halbdunkel. Der Mann am Bug des Kanus muß mit dem schweren, scharfen Haumesser gleichsam einen Tunnel in das Schlinggewirr schneiden, damit das Boot vorwärtskommt. Nach zehntägiger Fahrt hörte der Wald langsam auf und das Wasser wurde frei.

Die nur noch mit hohen Dschungeln bewachsenen Ufer treten immer mehr zurück und plötzlich befinden wir uns unter strahlend blauem Himmel auf einem weiten See mit kristallklarem Wasser. Die Ufer sind bevölkert mit vielen tausenden von Sumpfvögeln und bieten

einen wunderbaren Anblick. Die weißen Reiher, die rosafarbenen Flamingos und Löffelreier, die blauen Kraniche, die schwarzen Störche, alle sind sie vertreten. Da und dort löst sich ein Schwarm vom grünen Ufer los und schwebt, einer farbigen Wolke gleich, in spielendem Fluge über das Wasser dahin. Lange genießen wir diesen unvergleichlichen Anblick. Als unser Auge weiter schweift, gewahren wir mitten im See einen kleinen Berg. Eine seltene Erscheinung in einer Gegend, wo sonst nur Sümpfe, Urwald und Pampa miteinander abwechseln. Ohne einen Schuß zu tun, rudern wir der Insel entgegen. Die Tiefe des Sees betrug nur zwei bis drei Meter und das Wasser war so klar, daß man den kleinsten Gegenstand auf dem Grunde erkennen konnte. Eine reichhaltige Flora bedeckte den Boden. Prachtige Blattpflanzen mit sammetenem Schimmer, schön gezeichnet und in schwarzen, roten und blauen Farben leuchtend, fallen zuerst ins Auge. Ein äußerst zartes Gebilde ist ein tannenbaumähnliches Gewächs, das in sich zerfällt, wenn mit dem Ruder daran gestoßen wird. Algen und andere Wasserpflanzen mit langen schmalen Blättern sind in beständiger Bewegung begriffen. Aber nicht nur die Pflanzen, sondern auch die Tierwelt ist staunenswert. Winzige kleine Fischehen mit farbigen hauchartigen Flügeln schweben von Blatt zu Blatt. Wunderbare Käfer, wie kleine Schildkröten anzusehen, rudern mit schnellen Stößen von einem Ort zum andern. Große Züge von Weißfischen schwimmen vorüber, einen günstigen Brutplatz suchend, aber plötzlich erhebt sich aus der Tiefe, wo er unbeweglich unter Pflanzen versteckt gelauert, der gefräßige Wels und erhascht sich seine Beute.

Rasch nähern wir uns der Insel, die einen märchenhaften Anblick gewährt. Ungefähr 200 Meter lang, erhebt sie sich etwa 30 Meter über den Wasserspiegel. Es ist ein gewaltiger Felsblock, nur spärlich bewaldet und von einem Kranze hochragender Palmen eingefast. Zu oberst stehen vereinzelt gigantische Kakteenbäume, die mit ihren dicken, weitausladenden Ästen wie riesige menschliche Figuren anmuten. Die Sonne ist am Untergehen und verschwindet, noch einmal alles in ihren goldigen Schimmer tauchend, im Wasser.

Bei Tagesgrauen bestiegen wir den Felsen und genossen eine herr-

liche Sicht über See und Urwald. Dann machten wir einen Rundgang durch die Insel. Sie bestand aus Eruptivgestein, das stellenweise mit Schichten von verwittertem Erz durchzogen war. An einer flachen Stelle fanden wir die merkwürdigsten Zeichen in den Stein eingegraben oder eingemeißelt. Im Kreise darum befanden sich eine große Anzahl ebenfalls in den Stein eingehauene Spuren wilder Tiere, darunter Tigertagen, Krokodilfüße, Straußenfüße, Klauen von Ameisenbären und Gürteltieren. Es waren über hundert Figuren, aber alle doppelt so groß abgebildet wie sie in Wirklichkeit sind. Wir suchten noch die ganze Insel ab, fanden aber nichts mehr, auch sonst keine Spuren, die Menschenhände zurückgelassen hatten. Ich nehme an, daß die Insel in früheren Zeiten bei den Indianern als heilige Stätte galt, wo sie ihre religiösen Feste abhielten. Außer Schlangen und Vögeln waren keine größeren Tiere auf der Insel. Wir verließen sie und ruderten einem Flußarme entgegen, über dem wir durch den Feldstecher große Ansammlungen von Reiheru gewahrten. Schon anderntags gelangten wir flußaufwärtsfahrend zu einer großen Brutstätte, einem sogenannten Bivero.

Es ist schwer einen solchen Ort zu schildern, daß man einen richtigen Begriff davon bekommt. Schon Kilometerweit hört man den Lärm der kreischenden und zankenden Brut, welcher sich in der Nähe so steigert, daß man sich in die Ohren schreien muß, um sich gegenseitig zu verstehen. Der erste Anblick ist durch die Masse der hier versammelten Sumpfvögel, es mögen an die 100 000 sein, überwältigend. Über einen Kilometer weit erstreckt sich die Kolonie auf beiden Seiten des Flüßchens. An einer Biegung befindet sich der Mittelpunkt. Alle Bäume sind entlaubt und von oben bis unten schneeweiß, wie gefalßt, durch die Exkremente der Vögel. Die Bäume sind überladen mit Nestern, wo sich auch nur der geringste Haltepunkt bietet, haben die Tiere ihren Brutplatz angebracht. Während sich in den einen noch Eier befinden, sind andere voll von flaumigen Jungen, die schon fast flügge ihre Nester verlassen und mit ergöglichen Bewegungen auf den Ästen herumturnen. Die jungen schwarzen Störche, je vier oder fünf in einem Neste, betrachten uns neugierig, während

die andere junge Brut uns überhaupt keiner Betrachtung wert findet. Wenn sich die futterbringende Vogelmutter oder der Vogelvater auf den Baum schwingt, stoßen sie einen Schrei aus, um die Jungen ihres Nestes aufmerksam zu machen, daß Nahrung kommt; nichts desto weniger verdoppeln aber alle im Umkreise sich befindlichen Jungen ihr Geschrei und recken gierig die Hälse. Im gelben Schnabel trägt der Reiher ein glänzendes Fischlein, das ihm vom frechsten der Jungen entrisen wird, sobald er auf dem Neste festen Fuß faßt. Nun bleibt er ein bis zwei Minuten stehen und läßt die Jungen schreien. Dann plötzlich eine Bewegung des langen Halses und ein weiteres Fischchen kommt zum Vorschein. Das wiederholt sich gewiß acht- bis zehnmal, bis sich die junge Brut gesättigt und beruhigt im Neste niederläßt. Der Alte aber sucht beschleunigten Fluges wieder die Sümpfe auf, um neue Beute zu holen.

Wir verproviantieren uns mit Eiern aus den Nestern, in denen erst zwei bis drei gelegt sind, da diese noch frisch sind. Die Reihereier sind von hellgrüner Farbe, der Löffelreiher hat rosarote Eier mit braunen Flecken, die der größeren Sumpfvögel sind weiß. Der mächtige Luyuyu oder Marabu, der über zwei Meter Spannweite hat, sucht einzelnstehende Bäume am Rande der Sümpfe aus, wo er sein wagenradgroßes Nest baut. Während der eine abwechselnd auf Nahrung ausgeht, steht der andere in philosophischer Ruhe auf einem Bein neben dem Neste und hält Wache.

Nicht allzuweit von der Kolonie schlagen wir für längere Zeit unser Lager auf. Unsere Arbeit besteht darin, jeden Tag den ganzen Bivero abzusuchen und die ausgefallenen kostbaren Federn der Reiher zu sammeln. Sie werden mit warmem Seifenwasser gewaschen, getrocknet und mit Arsenikpulver bestreut aufbewahrt. Am Abend kommen wir mit zuckendem und juckendem Körper zurück. Die Kleider werden abgeworfen und in den Rauch gehängt, denn sie sind behaftet mit Scharen von Vogelläusen und anderm Ungeziefer, das auf der Haut ein krabbelndes Gefühl verursacht, das auf die Dauer nicht zu ertragen ist.

Erst nach einigen Wochen, wenn sich der Brutplatz beinahe geleert

hat, und die Jungen sich selbst in den Sümpfen ihre Nahrung suchen, verlegt sich der Jäger darauf, den alten Reihern, die ihren Schmuck noch haben, nachzustellen.

Als wir endlich wieder bei den Gummisuchern anlangten, war es höchste Zeit. Sie waren miteinander in Streit geraten und tötlich geworden. Es ist aber auch kein Wunder, daß die Gemüter erregt sind. Ich spüre es selber, jetzt, da es an den Ausbruch geht, zivilisierten Gegenden entgegen. Fast zwei Jahre sind verflossen, seitdem wir in die Sümpfe und Wälder aufgebrochen sind. Zwei Jahre haben wir keine Post versandt und erhalten, keine Nachrichten, was in der Welt draußen vorgeht. Die Zeitrechnung geht gewöhnlich schon nach den ersten sechs Monaten verloren. Zuerst weiß man noch, in welchem Monat man sich befindet, doch bald ist man auch hier im ungewissen und hört dann ganz auf zu rechnen. Nun begreift man, wie es den wilden Indianern geht, die nicht wissen wie alt sie sind, die überhaupt den Begriff „Zeit“ nicht kennen. Darum sind sie noch die glücklichen Kinder der Natur, es gibt bei ihnen kein Hasten und Drängen nach dem Morgen und Übermorgen.

Die Zeit ist ihnen noch nicht Geld geworden wie uns. Wir vermögen diesen Urzustand für kürzere oder längere Zeit zu ertragen, dann kommt aber plötzlich unser Trieb nach Leben und Genießen mit Macht zum Durchbruch. Dieser oder jener hat in Corumba Bekannte oder seine Liebste zurückgelassen, ihrer aber in den zwei Jahren harter Arbeit kaum gedacht. Inzwischen hat er viel Geld verdient, nun will er sein Mädchen wiedersehen, er will tanzen, trinken und spielen. Die Leute sind kaum mehr zu bändigen, und doch brauchen wir noch Wochen bis wir die vergrabenen Kautschukballen geholt und mit dem schwerfälligen Ochsenwagen nach und nach an das Ufer des Rio St. Lourenço transportiert haben.

Die Paraguayer sind leidenschaftliche Politiker und so haben sich auch hier zwei Gruppen gebildet, die Blauen und die Roten. Ein jeder Versuch, sie zu beruhigen, ist vergebens. Ihre langen Messer sitzen locker im Gürtel, und mehrere Male spielen sich heftige Kämpfe unter ihnen ab. Endlich ist der letzte Transport angelangt und wir warten

auf einen Flußdampfer, der uns mit Sack und Pack nach Corumba bringen sollte. Wir haben einen der Ochsen geschlachtet und lagern uns im weiten Kreise um das mächtige Feuer, an dem die Spießbraten schmoren. Mitten durch unsere Gespräche fallen immer giftigere, gehässigere Worte in der Guaranisprache. Plötzlich springt der Angeschuldigte auf, ergreift sein Gewehr und schießt aus nächster Nähe auf seinen Widersacher. Der Getroffene bricht in die Knie, schnellst aber noch vorwärts, dem Angreifer das Messer durch den Leib stoßend. Hart nebeneinander liegen die beiden Opfer. Wir alle waren während dem sich blitzschnell abspielenden Kampfe am Boden liegengeblieben. Nun aber springen die Roten und die Blauen auf, wickeln ihren Poncho, die Schlafdecke, zum Schutze um den linken Arm und stehen sich mit stoßbereiten Messern gegenüber. Da ertönt lautes Rauschen und mit Getöse erscheint ein Dampfer um die Biegung des Flusses. Ich gebe drei Schüsse ab, das Signal zum Anhalten. Langsam fahren die Messer der Streithähne in ihre Scheiden zurück, aber ihre Blicke sagen: aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Der Kapitän nimmt Notiz von der Ursache des Todes der beiden Leute, dann wird eine Grube ausgehoben und beide zusammen bestattet.

Bald ist unsere Ware aufgeladen, Boot und Kanu werden ins Schlepptau genommen, und wir fahren Corumba entgegen. Dort angekommen, werden die Ballen nach den Initialen eines jeden Gummisuchers sortiert, abgewogen, und dann zum Tagespreis einem Großhandels Hause verkauft. Einem jeden wird sein Anteil sofort ausbezahlt, und damit ist der geschlossene Vertrag gelöst. Auch die erbeuteten Felle und Federn finden ihren Käufer und tragen den Jägern ein kleines Sümmchen ein. Hier zerstreut sich die Schar, die zwei Jahre lang unter jeder Entbehrung und harter Arbeit zusammengehalten hat, in kurzer Zeit.

Ein jeder sucht, was sein Herz begehrt, und mancher bringt sein Erspartes in wenigen Wochen durch. Dann schließt er einen neuen Vertrag ab und verschwindet wieder auf Jahre, oder auch für immer, im Urwald.

Auf den Spuren der Konquistadoren

Schon zur Zeit der Eroberung Südamerikas waren die silber- und goldreichen Hochkordillerenländer Bolivien und Peru das Ziel der spanischen Abenteurer, und als man noch nicht wußte, daß Südamerika umschifft werden kann, mußten die kühnen Eroberer in monate- und jahrelangen Märschen von Osten nach Westen durch die ungeheuren, unwirtlichen Urwälder vordringen. Sie wählten gewöhnlich den Rio de la Plata (Silberfluß) und den Paraguaystrom aus, auf denen sie mit ihren Schiffen bis weit in das Innere gelangten. Von hier aus begann unter ständigen Kämpfen mit den wilden Indianern das Vordringen nach den sagenhaften Goldländern, aber kaum einer mag das Ziel seiner Träume erreicht haben.

Auch heute noch erschließt keine Eisenbahn diese ungeheuren Ländereien der Kulturwelt. Unbekannte Indianerstämme hausen im Innern dieser Gebiete, und die Kolonisten an den Ufern der schiffbaren Flüsse erzählen wie überall in Südamerika von einer sagenhaften großen Stadt der Indianer, aus der sie einst hervorbrechen würden, jede Zivilisation vernichtend. Wer aber die verschiedenen Indianerstämme kennt, der weiß, daß sie sich untereinander auf Tod und Leben bekämpfen und sich niemals zu einem gemeinsamen Kampf gegen den Weißen zusammenschließen werden.

Von allen den früheren Heeresstraßen nach dem Westen hat sich eine noch bis heute behauptet. Es ist die Karawanenstraße von Porto Suarez nach Santa Cruz de la Sierra in Bolivien. Mit einer Expedition durchquerte ich diese etwa 1000 Kilometer lange Strecke in 49 Tagen. Porto Suarez liegt an der vom Rio Paraguay gebildeten Bahia de Cáceres und hat nur wenige Häuser aus Stein und eine Anzahl Lehm- und Holzhütten. Maultierkarawanen und Ochsenwagen bringen die Erzeugnisse, wie den Kautschuk und Häute, hier an, und drei deutsche Handelshäuser haben den Hauptverkehr in den Händen.

Die Expedition hatte verschiedene Aufgaben zu erfüllen. Die riesigen Urwälder im Norden von Santa Cruz sollten nach Nughölzern und besonders nach Gummibäumen durchforstet werden. Eine andere Abteilung hatte die Aufgabe, in den Ostabhängen der Cordilleren nach Erdöl und Edelmetallen zu suchen.

Aller Anfang ist schwer, galt auch hier, denn die Ausrüstung unserer Expedition ließ von Anfang an sehr zu wünschen übrig. Ich werde diesen ersten Reisetag nie vergessen. Besonders herrschte Mangel an Reit- und Sauntieren, und die Pferde, kaum drei bis vierjährig, waren ungenügend oder gar nicht zugeritten. Auch unter den Maultieren befanden sich viele, die noch niemals eine Last auf dem Rücken getragen hatten, und um einen Teil der Packtiere als Reserve zu schonen, wurden den andern viel zu schwere Lasten aufgeladen. Der Weg war schlecht und ermüdete die Tiere sehr. Viele wurden widerspenstig, warfen die Lasten ab, wälzten sich mit ihrer Last am Boden oder rissen aus und flüchteten in den Urwald, so daß oft Stunden gebraucht wurden, sie wieder aufzufinden. So zerstreute sich die ganze Expedition auf der Strecke, und als die Spitze gegen Abend in Laquaral, der ersten Wasserstelle, ankam, mußte der Führer wieder zurück und langte erst in dunkler Nacht mit dem ganz erschöpften Nachzug an. Am andern Morgen stellte es sich zudem heraus, daß drei Packtiere samt ihrer Ladung fehlten. Wir verloren einen ganzen Tag, bis die Tiere, die sich im dunkeln Wald versteckt hatten, aufgefunden waren. Es war eine harte Probe für die vor kurzem aus Europa angekommenen Gelehrten, den Tag tatenlos zu verbringen. Schwärme von Insekten trieben uns unter die Moskitoneze. Das Trinkwasser mußte aus einer mit Ochsen- und Pferdeurin verunreinigten Grube geschöpft werden. Es war eine lehmige, gelbe Brühe und schmeckte abscheulich. Wir kochten Schokolade damit, daß wir es genießen konnten.

Auch die nächsten Tage brachten anstrengende Märsche. Der Weg war stellenweise sumpfiger, zäher Morast. Die Tiere sanken bis zu den Knien ein und kamen äußerst langsam vorwärts. Wir saßen täglich zwölf Stunden im Sattel, was die Tiere sehr ermüdete und wund machte. Einmal blieb ich mit meinem ganz ermatteten Pferd zurück,

sattelte ab und ließ es eine Stunde ausruhen. Aber schon nach einigen Kilometern konnte es nicht mehr weiter. Ich stieg ab und zog es stundenlang hinter mir drein. Manchmal blieben mir in dem zähen Lehm die Stiefel stecken, so daß ich sie mit den Händen herausziehen mußte. Die Nacht brach herein. In dichten Schwärmen setzten sich Stechmücken und Fliegen auf Gesicht und Hände, so daß sie mehrere Tage aufgeschwollen waren. Ich stieg wieder auf und versuchte, das Pferd durch Schmeicheln weiterzubringen, aber vergebens. Auch Peitsche und Sporen halfen nicht mehr. Bocksteif und am ganzen Körper zitternd stand das arme Tier da. Ich sattelte ab und lud mir das schwere Sattelzeug samt Quersack auf. Inzwischen war es ganz dunkel geworden, und mühsam durchwatete ich den kotigen Pfad. Links und rechts dunkler Urwald, Leuchtkäfer schwirrten umher, wilde Tiere huschten vorbei, und aus nicht zu weiter Entfernung erscholl das Gebrüll des Jaguars. Nach stundenlangem Marsche hörte ich einen Schuß und gab Antwort. Der Führer kam mir mit einem frischen Tier entgegen, und um Mitternacht erreichten wir das Lager der andern.

Trotzdem der Urwald sein Frühlingsgewand zeigte und die Bäume über und über mit Blumen bedeckt waren, kam keine freudige Stimmung auf. In Abständen von 40—50 Kilometer Entfernung, ungefähr einem Tagemarsch entsprechend, stieß man auf die kümmerlichen Wasserstellen, vier bis fünf Meter tiefe Löcher, die sich in der Regenzeit mit Wasser füllen und den Reisenden das unentbehrliche Raß liefern. Mehrfach haben sich in der Nähe friedliche Chiquitosindianer niedergelassen. Sie wohnen in armseligen Hütten, haben als Haustiere Schweine und Hühner und pflanzen Mais, Mandioka und Bananen. Nur Frauen, kleine Kinder und Greise sind zu sehen, die Männer und Jünglinge nehmen Dienste bei den durchreisenden Karawanen und kommen nur ein- bis zweimal im Jahre bei ihren Hütten vorbei. Wir werden überall freudig aufgenommen, im Tauschhandel erwerben wir Hühner, Eier und Früchte. Geld hat hier keinen großen Wert. Deshalb hatten wir uns einige Ballen roten und blauen Stoff besorgt und grelle seidene Kopftücher mitgenommen. Das waren begehrte Handelsartikel, und wir hätten die Hütten samt den Bewohnern damit kaufen können.

Am siebenten Tage erreichten wir die kleine Niederlassung Santa Ana. Hier erstrecken sich weite Niederungen mit prächtigen Weideplätzen. Es hat sich deshalb auch ein Viehzüchter hier niedergelassen, der Ochsen verkauft und vermietet zum Transport von Waren nach Santa Cruz. Unsere Pferde waren gänzlich abgemattet, wundgeritten und zur Weiterreise untauglich. Wir tauschten sie deshalb gegen Tragochsen um, auf denen sämtliches Gepäck verladen wurde, während wir die Maultiere zum Reiten benutzten.

Der Viehzüchter ist gleichzeitig Karawanenführer und besitzt eine große Anzahl Transportwagen. Es sind hohe, starke, zweirädrige Karren, die zum Schutze gegen den Regen mit Häuten überspannt werden. Das Gespann besteht aus 10 bis 12 Ochsen. Diese schwerbeladenen Wagen führen von Porto Suarez nach Santa Cruz europäische Handelsartikel, wie Stoffe, Glaswaren, Handwerkszeug und Konserven, und bringen Kautschukballen aus dem Innern zurück. Um die rund 1000 Kilometer lange Strecke zurückzulegen, braucht man mit diesen Wagen fünf bis zehn Monate. Zur Verbesserung des Weges wird nichts getan. Die zwei Meter hohen Räder holpern über große Steinblöcke, über Wurzeln und Baumstämme, Räder und Achsen zerbrechen und müssen an Ort und Stelle ausgebessert werden. Auf weite Strecken besteht der Weg aus morastigem Lehm, in dem die Karren steckenbleiben. Dann werden bis 24 Ochsen vorgespannt, und Wagen für Wagen wird durch den zähen Morast geschleppt. Die ganze Karawane, aus 15 bis 20 Gefährten bestehend, legt auf diese Weise manchmal kaum einen Kilometer Weg im Tag zurück. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die Waren einen riesigen Preisaufschlag erhalten, wenn sie endlich an Ort und Stelle sind.

Groß war unsere Freude, als wir in Aguas calientes, den heißen Wassern, ankamen. Sechs Quellen, kleine Geiser, jede im Durchmesser etwa 30—40 Zentimeter groß, entspringen mitten in einem sandigen Bachbett. Der Auswurf erfolgt regelmäßig alle zwei Minuten und erhebt sich bis 25 Zentimeter über den Wasserspiegel des Baches, begleitet von einem donnerähnlichen Getöse und leisen Zittern des Bodens. Badet man in einem der Quelllöcher, so läßt einen das von

unten herauf drückende Wasser nur bis zur Brust einsinken, und der regelmäßige Ausbruch ist stark genug, einen aus dem Quelltrichter herauszuwerfen. Der Geschmack des Wassers ist fad mit bitterlichem Beigeschmack. Überall in der Nähe herum sind Spuren von zerfallenen Hütten. Die Indianer kommen von weit her, um hier zu baden und ihre Krankheiten zu heilen.

Wenige Tage später erreichten wir das sehr hübsch in einem kleinen Bergkessel, etwa 600 Meter über dem Meere gelegene Indianerdorf Santiago. Auf drei Seiten erheben sich steile, terrassenförmig ansteigende Sandsteinberge bis zu 900 Meter Höhe. Mitten im Dorfe steht eine mit Stroh gedeckte Kirche aus der Jesuitenzeit. In den 80 Hütten wohnen etwa 300 der friedlichen Chiquitoindianer. Sie haben kleine Pflanzungen, die ihnen liefern, was sie zum Leben brauchen, und ihr vorzüglicher Kaffee ist bis nach Porto Suarez und Santa Cruz bekannt. Aus der selbstgepflanzten Baumwolle verfertigen sie schöne Hängematten und Lendentücher. Auch guter Tabak wird gebaut, und Zuckerrohr, Reis und Mais gedeihen vorzüglich.

Am Plage befinden sich zwei Zweigstellen größerer Handelshäuser mit einigen weißen Angestellten. In einem leeren Hause finden wir Unterkunft, da unsere Tiere etwa acht Tage Ruhe brauchen, für uns eine willkommene Gelegenheit, Ausflüge in die Umgebung zu unternehmen. So besteigen wir den höchsten Berg, den Monte Miserato. Durch kleine finstere Schluchten, in denen eiskaltes Wasser sprudelt, führt uns der selbst durch das Dickicht gehauene Pfad auf einen Paß, über den wir auf die Rückseite des Berges gelangten, von wo aus die Besteigung möglich war. Die harte Arbeit wurde durch eine großartige Aussicht reichlich belohnt. Beinahe uns zu Füßen liegt das Dörflein Santiago, mitten drin, neben der Kirche, erhebt sich eine 200 Jahre alte, noch von den Jesuiten gepflanzte Palme. Nach Westen hin türmt sich immer höher Berg auf Berg, uns einen schönen Weg verheißend. Unser Blick schweift zurück über die überwundene Strecke, wie ein weites Meer liegt der ungeheure Urwald da. Hier oben auf dem Berge eine kräftige, kühle Luft und dort unten Sumpf und Morast voll Moskitos und Ungeziefer.

Der weiche von Eisenadern durchzogene Sandstein bringt merkwürdige Formen hervor. Mitten auf einem Pässe steht ein Ke gel von zwei Meter Durchmesser und 25 Meter Höhe, der bisher der Verwitterung standgehalten hat.

Ein weiterer Marsch führte uns über den Paß des Monte Miserato nach dem Lucavacatale hinunter, wo es angeblich Kupfer und Blei geben sollte. Genaue Untersuchungen ergaben aber nur gewöhnlichen Schieferstein mit etwas Quarzit vermischt. Der Abstieg in das über 200 Kilometer lange und 40 Kilometer breite Lucavacatal betrug von der Paßhöhe etwa 400 Meter. Das Tal wird von einem gleichnamigen kleinen Flusse durchzogen und ist mit dichtem Urwalde bestanden. Hier wohnt als einziger Ansiedler und Einsiedler ein Europäer, ein Deutscher, der sich vor den Menschen hierher geflüchtet hat. Sonst durchziehen nur wilde Indianerstämme auf ihren Jagden diese wildreichen Urwälder. Der Boden weist eine dicke, fruchtbare Humusschicht auf, alle tropischen Pflanzen würden hier gedeihen, und Tausende von Menschen könnten hier ihr Auskommen finden, wenn eine Eisenbahn gebaut würde. Das Hektar mit Nutzholz bestandenen Land kommt mit den Vermessungskosten auf etwa 40 Pfennig zu stehen.

Die letzten Nächte sind sehr kühl, sogar kalt zu nennen. Das Thermometer zeigt am Morgen nur 10 Grad Celsius und geht auch mittags nicht über 25 Grad. Dazu herrscht besonders auf den Höhen ein starker Wind, daß man sich in dem kühlen Bergwasser kaum ein Bad erlauben darf.

Heute am Fronleichnamsfeste erleben wir ein großartiges Schauspiel. Es wird eine Prozession abgehalten, an der das ganze Dorf teilnimmt. Voraus marschiert eine Anzahl Trommler und Pfeifer mit selbstverfertigten Instrumenten. Ihnen folgen Träger mit lebensgroßen aus Federnholz geschnitzten und grell gemalten Figuren des Papstes und verschiedener Heiliger. Weiterhin kommen fünf verkleidete Ungeheuer mit Holzmasken und langem Federschmuck auf dem Kopfe, die bösen Geister darstellend. Sie führen einen grotesken, wilden Tanz auf und stoßen dazu tierähnliche Laute aus. Die Weiber, nur mit farbigen Hemden bekleidet, beschließen den Zug. Ihr langes, blau-

schwarzes Haar ist mit Cusshöl getränkt und hängt frei über den Rücken hinunter. Nach Beendigung der religiösen Zeremonie versammelt sich die ganze Gemeinde zu einem gemeinsamen Tanze. Ich nehme bis in den Morgen hinein daran teil. Es wird die übliche Chicha, das Bier aus Mais und Mandioka mit Zuckerrohrschnaps getrunken. Die Weiber singen in ihrer Sprache zum Tanze wohlklingende Lieder.

Die Chiquitaner sind ein friedlicher Indianerstamm, der sich von den Jesuiten leicht beeinflussen ließ und schon früh das Christentum annahm. Merkwürdig ist, daß die Frauen größer und kräftiger gebaut sind als die Männer, ja sogar in ihrer Massigkeit gegenüber den kleinen, spitzköpfigen Männern stattlich wirken. Die Grundformen der Sprache haben viel Ähnlichkeit mit dem Guarani der Paraguayer. Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß die jetzigen Chiquitaner in einer Völkerwanderung von den Guarani abgetrennt und nach dem Norden geschoben wurden.

Die Tiere hatten sich inzwischen gut erholt, wir konnten weiterziehen nach Westen. Der Weg war äußerst schlecht und führte jäh abwärts über Felsblöcke in die Ebene hinunter. Ein Tier nach dem andern warf seine Last ab, und Instrumente wurden beschädigt.

Den andern Tag reiten wir durch herrlichen Urwald. Häufig geht es über kleine Bäche, die in den nahen Bergen entspringen. Einer der merkwürdigsten Urwaldbäume ist der Samuu oder Flaschenbaum. Unten an der Erde kaum 40 Zentimeter dick, hat er drei Meter über dem Boden einen Umfang von vier Meter und mehr. Das Holz ist sehr weich und fault leicht. In den so entstandenen Höhlungen lassen sich Bienenvölker nieder und liefern dem Reisenden köstlichen Honig. In der über faustgroßen Frucht des Baumes befindet sich eine Art silberfarbener Seidenwolle, die früher oder später gewiß verarbeitet werden wird. Von den Eingeborenen wird der Stamm ausgehöhlt und als Kanu benutzt. Aus vielen Bäumen fließt wohlriechendes Harz, dessen Geruch beim Verbrennen wie Weihrauch duftet. Andere wieder sondern aus kleinen Wunden der Rinde Gummi in Tränenform ab.

Am Fuße des höchsten Berges dieser Gegend, des etwa 1000 Meter hohen Chochii, schlagen wir unser Lager auf. Senkrecht fallen die

Wände nach dem Tale hin ab, aber die Indianer versuchen immer wieder, den in Wolken gehüllten Gipfel dieses Berges zu besteigen. Sie haben Angst davor, aber das Gerücht, die Jesuiten hätten früher da droben viel Gold und Silber vergraben, spornt sie immer wieder an, den Versuch zu wagen.

San José, der Haupthandelsplatz der Provinz Chiquitos ist erreicht. Von hier aus führt eine Karawanenstraße nach Norden, nach den reichen Gummiwäldern des Iténes. Auch San José wurde von den Jesuiten gegründet und besitzt jetzt noch eine große aus Stein gebaute Kirche. Nach spanischer Art besitzt das Dorf eine Plaza, rings herum erheben sich die Steinhäuser der vornehmeren Einwohner, weiter zurück wohnen die Indianer, in ihren primitiven Lehmhütten. Wir haben in dem Hause eines Schweizers gastliche Aufnahme gefunden. Herr Habegger, ein Berner, ist seit vielen Jahren Angestellter eines deutschen Handelshauses. Als er einst von einem langandauerndem Ritte während der größten Hitze nach Hause kam und sich zu schnell abkühlte, verlor er innerhalb 5 Minuten das Augenlicht und ist seither blind. Eine wohlwollende indianische Dienerin verließ ihn auch in seinem Unglück nicht und sorgte für ihn wie die treueste Gattin. Herr Habegger ist auch weiter Angestellter des Hauses geblieben, und seine Kollegen kauften ihm eine kleine Finka, das ist ein Haus mit einem Stück Land, auf dem er einen ruhigen Lebensabend verbringt.

Unter unsern paraguayischen Karawanentreibern ist in letzter Stunde ein Komplott aufgedeckt worden. Sie hatten vor, unsere sämtlichen Reit- und Packtiere zu stehlen und damit zurück nach Brasilien zu flüchten. In der stockdunkeln Nacht hielten wir mit geladenen Gewehren Wache und verhinderten den Raub. Am Morgen ließen wir die zwei Rädelssführer durch das Militär verhaften. Sie wurden nach der Kaserne gebracht und erhielten unter Begleitung von andauerndem rasendem Trommelwirbel 50 Stockschläge. Acht Tage nach unserer Abreise ließ man sie dann wieder laufen.

Frisch gestärkt verlassen wir San José. Vor dem Dorfe fließt ein klarer, schöner Bach, in dem Indianerfrauen gerade große Wäsche hielten. Mehr als zwanzig der braunen, sehnigen Naturweiber tummeln

sich wie sie Gott geschaffen hat im Wasser. Sie kennen keine Prüderie. Nur als wir Miene machten, über die weit auf dem Sande ausgebreitete Wäsche wegzureiten, gerieten sie in Wut und bespritzten uns mit Wasser. Wir hatten Freude an den prächtigen Amazonen und ließen uns gerne naß machen. Erst als jemand einen Photoapparat hervorzog, duckten sie sich alle bis an den Hals ins Wasser und streckten uns die Zunge heraus.

Ein Teil der Indianermädchen verstümmelt seine Zähne. Es ist jammerschade um diese prachtvollen, schneeweißen Gebisse mit den kleinen regelmäßigen Zähnen. Sie werden angefeilt bis sie die spitzige Form von Zähnen einer Säge besitzen und den sonst sympathischen Gesichtern einen grausamen Zug verleihen. Wehe dem ungetreuen Ehemann, er wird auf Wochen hinaus gezeichnet.

Wir durchreisen ein sandiges, bergiges Hügelgebiet. Der Boden ist kahl und gelb, nicht ein grüner Grashalm zeigt sich. Es ist gut, daß wir alle Reservetiere mit Mais beladen haben, so können wir jeden Tag den Tieren eine Ration verabfolgen. Die Wälder sind entlaubt und bieten ein trostloses Bild. Seit vielen Monaten ist hier kein Regen mehr gefallen und seit drei Jahren kein ausgiebiger mehr. Wir übersteigen die nächste Bergkette auf einem fürchterlich schlechten Wege mit Felsblöcken und Geröll. Stundenlang gehen wir zu Fuß, um die Tiere zu schonen. Endlich erreichen wir eine kleine Niederlassung, Motacucito, wo wir frisches Fleisch und Eier bekommen. Dann geht es weiter bis Correios.

Bis Santa Cruz liegen noch 200 Kilometer geschlossener Urwald — der Monte Grande — vor uns. Es ist die gefährlichste Strecke des ganzen Weges. In diesen fast undurchdringlichen Wäldern hausen die wilden Sirionos-Indianer, die von Zeit zu Zeit Reisende überfallen. Zum Schutz sind von 50 zu 50 Kilometer starke Blockhäuser mit sechs bis sieben Mann Besatzung erstellt worden, wo man in Sicherheit die Nacht verbringen kann. Am ersten Tage haben wir eine gute Jagd. Eine Menge wilder Truthühner und Fasanen bilden eine willkommene Abwechslung unfres eintönigen Speisezettels. Ein siebenstündiger, strenger Ritt bringt uns zum nächsten Militärposten Pozo

de Tigre (Jaguargrube). Von hier an gibt es keine langen Ruhepausen mehr, weder für Mensch, noch Tier. Der fast entlaubte, wasserlose Urwald bietet kaum Nahrung für die Tiere, trotzdem sie sehr genügsam sind. Nur notdürftig füllen mit dem Haumesser zu Kurzfutter geschnittene Palmblätter die Mägen.

Der Monte Grande ist bis heute noch ein riesig großes, unbekanntes Urwaldgebiet. Wo sich lehmiger, die Feuchtigkeit speichernder Boden befindet, ist die Vegetation üppig und erheben sich Bäume von gigantischem Wuchse. Hier finden wir viele vorzügliche Nutzhölzer von goldgelber, violetter und dunkelbrauner Farbe mit holzgeraden, astfreien Stämmen bis zu 25 Meter Höhe. Der kostbarste dieser Bäume ist der Cuayacan. Er gehört zu den Eisenhölzern und seine Farbe ist grün. Das Holz enthält bis zu 80 Prozent Harze. Aus dem Cuayacharz, das daraus entnommen wird, werden pharmazeutische Präparate gegen die Tuberkulose hergestellt. Wird ein Baum gefällt und am Stamme Feuer gemacht, so verbrennt er in grünem Zustande, einen herrlichen Geruch in der Umgebung verbreitend.

Der größte Teil aber des Monte Grande ist sandiger, wasserarmer Boden. Hier gedeiht nur niedriger, dorniger Buschwald. Die Bäume sind entlaubt und kahl wie bei uns im Winter. Nur die Schmarozerpflanzen finden in der Rinde genügend Nahrung, um sich üppig zu entwickeln, und ihre fetten, saftgrünen Blätter tun dem Auge wohl. Riesenhafte bis zehn Meter hohe Kaktusbäume recken ihre gigantischen Arme hilflos in die Luft. Nur selten öffnet sich da und dort eine ihrer leuchtenden Blüten. Sie sind die einzigen neben einer gelben, braun punktierten Orchidee, die den suchenden, hungrigen Kolibris Nahrung bieten. Der sonst immer grüne Kokastrauch ist hier rostig braun wie von der Sonne verbrannt. Eine eigenartige köstliche Frucht liefert der Wapurubaum. Es ist ein über armdicker Strauch, der vom Boden an rings um den Stamm bis zu den dicken Ästen hinauf eine Kirschenähnliche, blauschwarze Frucht trägt. Sie ähnelt im Geschmack den Muskatellertrauben, und der Wapururwein, frisch zubereitet, schmeckt vorzüglich, wird aber nach der Gärung leicht zu Essig.

Unverständlich für uns ist es, wie die unbekleideten Indianer in

diesen Dornenwäldern hausen können. Während des ganzen Tages ist man keinen Augenblick vor ihren Angriffen sicher. Wir reiten einer hinter dem andern in Schlangenlinie, die Büchse schußbereit quer über dem Sattel. Im Sande bemerken wir öfters Spuren von nackten Füßen, die Maultiere werden unruhig und wollen nicht mehr recht vorwärts. Wir bedauern sehr, daß wir keine Hunde bei uns haben, die die Wilden schon auf große Entfernungen wittern. Unser Zug stockt plötzlich, denn wie aus dem Boden gewachsen, versperrte ein Haufen schwarz bemalter großer Indianergestalten den Weg, sie spannten ihre gewaltigen Bogen und schossen ihre Pfeile auf uns. Während wir uns von den Reittieren fallen ließen, um Deckung zu suchen, krachten hinter uns die Büchsen der Paraguayer und schon waren die Wilden verschwunden. Wären nicht die Pfeile gewesen, die im Boden und in den Leibern unserer Maultiere steckten, würde ich alles für einen Spuk gehalten haben. Ich entging einer Verwundung, weil sich mein Maultier gebäunt hatte und der mir zuge dachte Pfeil im Mantelsack stecken geblieben war. Jeder von uns feuerte noch mehrere Schüsse aufs Un gewisse in den Urwald hinein ab, und ohne Zögern ging es vorwärts im Galopp, solange es die Tiere aushielten. Es ist ein Glück, daß die Wilden vor den Feuerwaffen gewaltigen Respekt haben und sofort die Flucht ergreifen, sonst könnten sie bei einem längeren Kampfe aus dem dichten Walde heraus leicht eine ganze Karawane ermorden.

Ein weiterer zwölfstündiger Ritt brachte uns an das Ende des großen Waldes, an das Ufer des Rio Grande, des großen Flusses. Wir hatten uns vergebens auf ein Bad gefreut. Ein 1500 Meter breites Sandbett liegt vor uns. In einigen Rin nen fließt schmutziges, gelbes Wasser. Ein orkanartiger Wind braust über die Sandebene hin und wirbelt ganze Wolken auf, so daß man kaum sehen kann. Die Tiere werden störrisch, so daß wir große Mühe haben, sie in das Flußbett zu bringen. Der Übergang war keineswegs leicht, der Flug sand ist tückisch. Verschiedene Tiere bleiben im Schlick stecken und wären ganz versunken, wenn nicht alle Mann zugegriffen hätten. Als wir nach einer Stunde glücklich auf der andern Seite anlangten, waren wir froh, wieder im Walde Zuflucht zu finden. Die Augen sind vom

Sande entzündet und die Waffen sind so verschmutzt, daß man nicht mehr mit ihnen schießen kann.

Wir bleiben die Nacht hier und erreichen am nächsten Tage unser vorläufiges Reiseziel, die Hauptstadt des Ostens von Bolivien, Santa Cruz de la Sierra. Hier ist schon für uns gesorgt, und wir beziehen ein großes leeres Haus. Santa Cruz liegt in einer sandigen, wasserarmen Ebene, ungefähr bei 18 Grad südlicher Breite und 63 Grad westlicher Länge. Es ist eine Stadt mit etwa 15000 Einwohnern, einer Kathedrale, mehreren Kirchen und Bischofssitz. Der Gouverneur, gewöhnlich ein General, ist fast allmächtiger Herrscher. Mit dem Kautschukgebiet am Beni besteht ein reger Handelsverkehr. Auch Menschen werden in jene ungesunden Fiebergegenden ausgeführt. Vor nicht allzulanger Zeit geschah dies noch mit Gewalt, und man zahlte bis zu 1500 Mark für den Arbeiter.

Die weißen Einwohner hier nennen sich Cruzenios. Es sind die Nachkommen der Spanier, die einst das Land beherrschten, sich aber vielfach mit Indianern gemischt haben.

Einstöckige Häuser gibt es kaum ein halbes Duzend, alles sind Parterrewohnungen. Die Stadt ist im Quadrat gebaut, alle 100 Meter durchschneiden die Straßen die Häuserblocks. Die Plaza ist mit Palmen bepflanzt, in der Mitte erhebt sich ein Musikpavillon. Zweimal in der Woche spielt hier die Militärkapelle. Dann öffnen sich die während der heißen Tageszeit geschlossenen Häuser und alles geht auf die Promenade, um die Kühle des Abends zu genießen. Hier werden Geschäfte abgeschlossen, werden Bekanntschaften gemacht und wird geflirtet.

Die Häuser sind gegen die Straße hin mit Laubengängen und hohen Fußsteigen versehen, was während der Regenzeit eine große Annehmlichkeit ist. Eine Merkwürdigkeit weisen die ungepflasterten mit knietiefem Flugsand bedeckten Straßen auf. Bei starkem Regen verwandeln sie sich in Bäche, weshalb man bei jeder Straßenkreuzung, im Abstand von 50 Zentimeter, fußhohe Holzflöße in den Boden gerammt hat. Aber die Pflöcke kann man dann, wie im alten Pompeji, trockenen Fußes von einer Straße zur andern gehen.

Von der Bevölkerung sind wir gut aufgenommen worden. Alles interessiert sich für uns, denn uns voraus ist die Nachricht geeilt, die so lange ersehnte Eisenbahn werde nun gebaut. Was je in der Gegend gefunden wurde, wird herbeigeschleppt; Mineralien, zum Teil sehr reiche Goldsteine, Hölzer, Gummi, Mica, Pflanzen, Erdölproben und vieles andere mehr. Spekulantent dringen in uns mit Angeboten, ihnen zu verraten, wohin wohl der Bahnhof zu stehen komme.

Wir rüsten uns zur Weiterreise, kaufen neue Reittiere und Sattelzeug. Unser nächstes Ziel ist das etwa 100 Kilometer nordwestlich von Santa Cruz am Fuße der Cordillere gelegene Dörfchen Buena Vista. Wir überqueren den Rio Piray, der auch ein Sandbett von 1000 Meter Breite aufweist. Es ist ein heimtückischer Fluß, in dem jedes Jahr eine Anzahl Menschen und Tiere ihr nasses Grab finden. Ein beladener Ochsenkarren braucht drei bis vier Stunden, um das Flußbett zu durchqueren, da er des Schlickes wegen Kreuz und quer fahren muß. Geht nun in den steilen, kahlen Gebirgen, in denen der Fluß entspringt, ein starker Regen nieder, so steigt das Wasser mit riesiger Schnelligkeit und die Fluten füllen das ganze breite, sonst fast trockene Bett, alles mit sich reißen.

Unser Weg führt weiter durch welliges Weideland, durchsetzt mit kleinen Wäldchen. Die letzten 20 Kilometer sind der schönste Teil des langen mühseligen Weges. Kleine Tälerchen mit reichem tropischen Pflanzenwuchs und kristallklaren Bächen laden zum Rasten ein. Straußen und Trappen gehen hoch, schön gehörnte Rehböcke wechseln über den Weg und Affen schwingen sich von Palme zu Palme. Hier gelang es mir, einen der scheuen Pampahirsche anzupirschen und zu erlegen. Er hat kaum die Größe unsres Rehens. Seine Farbe ist grau, Bauch und Hinterschinkel sind weiß, so daß er auf der Flucht, von hinten gesehen, fast weiß ausieht. Während das Wildbret der weiblichen und auch der jungen männlichen Tiere sehr gut ist, ist der geweihtragende Hirsch vollständig ungenießbar. Er hat einen so starken Knoblauchähnlichen Geschmack, daß ihn bei günstigem Wind sogar der Mensch auf 200 Meter mit seinem Geruchssinn wahrnimmt, ohne ihn gesehen zu haben. Die weiche Decke ist bei den Jägern, trotz des durchbringenden

Geruchs als Bettunterlage sehr beliebt. Sie schützt gegen Rheumatismus, und die Schlangen fliehen den Geruch.

Am dritten Tage erreichten wir Buena Vista, das heißt — schöne Aussicht. Der Ort liegt hübsch auf einer Anhöhe und zählt gegen 600 Einwohner. Sie leben von Viehzucht und besitzen in den sehr fruchtbaren Tälern gegen das Gebirge zu ihre Pflanzungen. Vor uns erhebt sich in breiter Ausdehnung das zackige, zum Teil kahle Bergmassiv der Cordilleren.

Mehrere Eigentümer von Erdölquellen sind hier ansässig. Wir werden auf das lebenswürdigste aufgenommen und müssen in den ersten Tagen verschiedene Spazierritte nach den umliegenden Gütern mit ihren prachtvollen Gärten unternehmen. Einer dieser wundervoll gelegenen Erdenflecke heißt: El Cairo. Das Landhaus ist umgeben von einem Wäldchen von Bananenbäumen und des vorzügliche Früchte tragenden Papaiabaumes. Hoch, kräftig steht das Zuckerrohr da, die Baumwolle ist eben in der Reife und wird gepflückt. Der Kaffee ist bereits eingeheimst und der Kakaobaum geht der Blüte entgegen. 200 Meter vom Hause fließt in seinem tiefen Bett der Surutu, in dem ich beim Waschen des Sandes einige kleine Rubine fand.

In Begleitung eines Führers machten wir uns auf, verschiedene der Erdölquellen in Augenschein zu nehmen. Der Weg führte die ersten 25 Kilometer durch herrlichen Hochwald. Unterwegs fehlte es nicht an wilden Drangen und Zitronen. Am andern Tage ging es mehrere Stunden im sandigen Flußbett des Surutu aufwärts bis an einen Nebenfluß, den Cuniucu, dessen Laufe wir folgten. Wir gingen zu Fuß und zogen die Tiere an den Zügeln nach, und erreichten nach mühsamer Wanderung die Hütte, von wo aus das Erdöl mit Eseln abtransportiert wird. In einem kleinen Talkessel gelegen und von hohen, schroff abfallenden Bergen eingeschlossen, bildet dieses stille Heim, in dem ein athletisch gebauter Indianer und seine Frau wohnen, einen romantischen Aufenthalt. Die Schluchten sind reich an Wild, am häufigsten sind der Tapir und das Wildschwein. Eine Menge Fische tummeln sich im Kristallklaren Wasser, und ich hatte Gelegenheit, die Geschicklichkeit des Eingeborenen im Bogenschießen zu bewundern. In

Kurzer Zeit erlegte er mit seinen langen Pfeilen über zwanzig der schmackhaften Fische. Mit Katzenartiger Geschmeidigkeit schlich er von einem Felsblock zum andern, ohne von den Fischen bemerkt zu werden. Bei gespanntem Bogen senkte er dann die Spitze des drei Meter langen Pfeils behutsam in die Nähe des Fisches, worauf er ihn los ließ, dem Pfeile nachsprang und die Beute herauszog.

Die Erdölquellen liegen von hier aus noch einige Stunden weiter aufwärts. Die Schlucht hat sich verengt und ist manchmal nur drei Meter breit. Wir turnen über Felsblöcke und durchwaten das Wasser. Senkrecht fallen die Wände 100—200 Meter in die Schlucht ab. Endlich erreichen wir die erste Quelle, der in kurzen Abständen bald weitere fünf folgen. Sie sind ungefaßt und entleeren ihr Öl durch das Geschiebe des Baches hindurch in das Wasser. Erst eine Stunde weiter aufwärts erreichen wir die Hauptquelle. Aber auch hier ist nur ein spärliches Austreten des Öls festzustellen. Es sickert am Rande des Baches aus dem Lonschiefer und sammelt sich in einem kleinen Becken, wo es abgeschöpft wird. Der Ertrag ist etwa 25 Liter im Tag. Das Produkt ist aber nicht Rohöl, sondern reines klares Petroleum. Da es durch riesigen Druck mehrere hundert Meter durch das Gestein gepreßt wird, kommt es schon filtriert an die Oberfläche. Trotz der geringen Menge lohnt es sich daher, es nach Buena Vista zu schaffen.

Wir blieben längere Zeit im Gebirge und durchsuchten die Schluchten nach neuen Petroleumquellen. Sehr hübsch und wildreich ist das Tal des Isama. Sanft ansteigend, führt es in vielen Windungen bis hinauf zu dem Amborro, einem der höchsten Berggipfel in dieser Gebirgskette.

In der Nähe des Isamatales liegt mitten im Urwalde ein verlassenes Dorf, das früher von Indianern bewohnt war. Als sie von Seuchen und Fieber heimgesucht wurden, verbrannten sie ihre Wohnstätten und zogen weiter. Bis hierher erstreckten sich in früheren Zeiten die Missionen und die Macht der Jesuiten. Das bewies das einzige noch stehengebliebene Gebäude, eine kleine Kirche. Obwohl ausgebrannt, war das Dach noch gut und wir fanden samt den Reit- und Packtieren hinreichend Schutz vor einem schweren Gewitter. Ringsherum standen Drangenhäuser, beladen mit ihren süßen Früchten. In den ver-

wilderten Bananenwäldern tummeln sich Herden von Affen. Der überreife Kaffee war abgefallen und bedeckte den Boden. Weit herum auf Baum und Strauch hängen Baumwollflocken, die der Wind zerstreut. Alles zusammen bietet ein melancholisches Bild der Vergänglichkeit und der Auflösung. Wir fühlen uns aber trotzdem gemütlich, braten ein großes Stück Tapirfleisch, essen Früchte und rauchen eine Pfeife.

In einem kleineren Gebirgsbache, dem Jantata, fand ich Spuren von Gold, doch viel zu arm, als daß sich eine Ausbeute lohnen würde. Hier verbrachten wir eine sehr unruhige Nacht, da wir vor den roten Ameisen flüchten mußten und dann von den Moskitos und Mariguis sehr zerstoehen wurden. Unser Führer brachte uns nach einer weiteren Schlucht, hier Quebrada oder Cañon genannt. Ihr Wildbach heißt Matarucu. Als es unmöglich wurde, durch die Schlucht selber weiter aufwärts zu gelangen, lassen wir unsere Tiere mit zwei Mann zurück und ersteigen mit schwerbepackten Rucksäcken die Wände des Berges. Kein Lüftchen weht, und die hochstehende Sonne verursacht eine fast unerträgliche Hitze, aber der Wald hat wenig Unterholz und ist verhältnismäßig gut zu begehen. Die Berge ringsumher bestehen meist aus hartem, vielfach rotem, grobkörnigem Sandstein. Mineralien sind außer etwas Eisenstein und Schwefelkies nicht vorhanden. Auch hier gelangen wir zu verschiedenen Erdölquellen. In klarem Zustand sickert das Öl durch Brüche von mächtigen Schieferbänken. Doch auch sie liefern nur 500—600 Liter im Monat, und der Zugang zu diesem Tale ist so beschwerlich, daß noch viele Jahre vergehen werden, bis mit den ersten Bohrversuchen begonnen werden kann.

Unsere Lebensmittel und unsere Kräfte sind am Ende und so brechen wir nach Buena Vista auf. Hier erwartet uns eine große Enttäuschung. Vor vier Wochen hatten wir acht Mann in Dienst gestellt, die in südwestlicher Richtung vom Rio Colorado aus eine Senda, das heißt einen schmalen Pfad durch die Wälder des Gebirges öffnen sollten, damit wir in den unbekanntem Schluchten weiter nach Petroleum und Mineralien suchen könnten. Sie waren nur 35 Kilometer weit vorgedrungen und weder sie noch andere Leute waren mit Geld oder guten Worten dazu zu bringen, weiterzuarbeiten. Als wir

aber die Leute sahen und ihren Bericht hörten, begriffen wir sie. Sie waren alle schwer an Fieber erkrankt, Arme und Beine waren aufgeschwollen und von Wunden bedeckt, hervorgerufen durch Tausende von Zeckenbissen. Es scheint lächerlich, daß diese Tierchen solche Qualen bereiten können, und doch ist es das Schlimmste, was man sich denken kann. Am unangenehmsten sind die ganz winzig kleinen, in Herden Auftretenden, deren Bisse ein furchtbares Zucken verursachen. Wir mußten uns oft mit dem Rasiermesser den ganzen Körper schaben und darauf mit Sublimatlösung einreiben.

So paradiesisch schön diese Gebirgstäler sind, so ungesund sind sie. Trotzdem wir regelmäßig Chinin einnahmen, bekamen wir häufig Fieberanfälle. Die Leute hier heilen sich mit der Chinarinde. Sie wird zum Gebrauch zerquetscht, mit Alkohol oder Zuckerrohrschnaps angesetzt und vor dem Fieberanfall getrunken. Auch ich habe später gegen die Malaria nur noch die Chinarinde verwendet und damit ausgezeichnete Erfolge erzielt. Ich kam einst mit starker Malaria nach Europa zurück und ließ mich lange ärztlich behandeln, ohne aber von dem Fieber ganz befreit zu werden. Erst als ich in Brasilien wieder eine Kur mit frischer Chinarinde durchmachte, wurde ich es los.

Mit der Zeit bekam ich eine gewisse Übung im Heilen von Malariafranken und bin der Ansicht, daß das Chinin heute noch vielfach unrichtig verordnet wird. Wer die Malaria hat und sich selber ein wenig beobachtet, weiß ganz genau, wann der Anfall kommt. An diesem Tage muß gefastet werden und ein wirksames Abführmittel soll den Körper vollständig entleeren. Zehn Minuten vor dem zu erwartenden Anfall nimmt man ungefähr ein halbes Gramm Chinin oder ein halbes Glas voll angesetzter Tinktur und nach 15 Minuten abermals die gleiche Dosis. So trifft man sicher den Augenblick, in dem sich die das Fieber erzeugenden Bakterien teilen. Nach drei derartigen Kuren ist in 14 Tagen eine Malaria geheilt. Hält man sich jedoch lange in verseuchten Gegenden auf, wo man jeden Tag neu infiziert wird, so schützt nur das tägliche Einnehmen von Chinin vor der verheerenden Wirkung des Fiebers. Die Heilkur hat erst Erfolg, wenn man sicher ist, nicht mehr neu infiziert zu werden.

Die ursprüngliche Heimat der Chinarindenbäume ist die östliche Abdachung der Anden, etwa zwischen dem 10. Grad nördlicher und dem 19. Grad südlicher Breite, wo er in 1000 bis über 2000 Meter Meereshöhe vorkommt. Ähnlich wie beim Gummisuchen vereinigen sich acht bis zehn Mann und bilden eine sogenannte Chinerogruppe. Mit Lebensmitteln, Buschmesser und Art versehen, dringen sie in die unwirtlichen, schwer zugänglichen Schluchten und Bergklämme vor. Der Baum ist nicht sehr häufig; ist aber einer gefunden, wird er gefällt und die Rinde von Stamm und Ästen geschält. An einer sonnigen Stelle wird sie unter steter Aufsicht getrocknet, denn bei unvorsichtigem Dörren der Rinde gehen ihre wirksamen Bestandteile leicht verloren. Heute liefern Ceylon, Java und Ostindien, wohin der Chinabaum verpflanzt wurde, die meiste Rinde auf den Weltmarkt.

Wir kehrten nach Santa Cruz zurück um uns zu einem Angriff auf das Gebirge — diesmal von Süden her — auszurüsten. In der Stadt war eine heftige Fieberseuche ausgebrochen, auch die schwarzen Blattern herrschten und forderten viele Opfer. Wer in der Umgebung Züchtereien oder Pflanzungen besaß, flüchtete hinaus und auch wir waren froh, als wir der heißen, verseuchten Stadt den Rücken kehren konnten. Bald nimmt uns wieder kühler Hochwald auf, und wir erfrischen unsere Körper in den klaren Gebirgsbächen.

Der Eigentümer verschiedener Erdölquellen begleitet uns. Wir gehen zu Fuß in dem seichten Flußbette des Espejo aufwärts. Die Packtiere sinken tief im Schlamm ein, und auch wir kommen nur mühsam vorwärts. Mitten im Flußbett, an einer trockenen Stelle, schlagen wir unser Nachtlager auf. In der Nacht brauste ein gewaltiges Gewitter über die Höhen hin und ließ uns unser Lager abbrechen. Die Schluchten erdröhnten unter den Donnereschlägen, aber es fiel kein Regen. Beim Morgengrauen ging es weiter. Bald mußten auch die Packtiere zurückgelassen werden, da das Flußbett immer steiniger und unwegsamer wurde. Wir bepackten unsere Rucksäcke mit Proviant und zogen weiter. Über Geröll und tiefen Sand ging es immer weiter, das Bachbett aufwärts, und bald erreichten wir tiefe Schluchten, aus denen uns ein kühler Wind entgegenwehte. Bergstürze haben hier den Ablauf des

Wassers gehemmt und kleine Seen gebildet, die durchschwommen werden mußten. Am andern Tage stoßen wir in 800 Meter Meereshöhe auf große ölhaltige Schieferbänke, aber das Gutachten des Geologen lautet auch hier ungünstig. Nach seinen Berechnungen liegen die Erdöllager mindestens 1000—1200 Meter tief. Die Bohrlöcher müßten nicht hier oben im Gebirge, sondern in der Ebene angelegt werden, was aber ein langes Studium der Formationen erfordert.

Wir sind später einige 100 Kilometer südlich von hier noch auf mehrere größere Petroleumquellen gestoßen. Man darf also mit Sicherheit annehmen, daß sich hier ein riesiges Erdöllager befindet, das sich ungefähr 500 Kilometer von Santa Cruz aus nach Süden, längs der Abhänge der Cordilleren hinzieht. Einmal wird die lang-ersehnte Eisenbahn diese spärlich bevölkerten, aber reichen Gegenden erschließen. Dann wird die Industrie sich dieser Länder bemächtigen, Bohrtürme werden erbaut, und Städte werden wie Pilze mitten in den Urwäldern aus dem Boden herauswachsen.

Der Rückweg führte uns wieder durch wunderbare, unbewohnte, sehr wildreiche Täler. Seinem Namen alle Ehre machend, hängt das Faultier an den Baumästen. Eine Vorliebe hat es für die Blätter des Ambaiababaumes. Hat es mit vieler Mühe einen erklommen, so verläßt es ihn nicht mehr, solange noch ein Blatt zum Fressen daran ist. Dann erst wird ein neuer Baum erklettert. Geschrei, sogar Schüsse berühren das Faultier nicht, mit seinem drolligen, hilflosen Gesichtsausdrucke scheint es einem entgegenzulachen, und es ließe sich töten, ohne einen Fluchtversuch zu unternehmen. Die Affen vollführen einen Heidenlärm und jagen einander von Baum zu Baum. Überall sind im Sande Jaguar- und Bärenfährten abgedrückt, gewöhnlich Tapirspuren folgend. Schlangen halten an den heißesten Stellen ihr Mittagsschläfchen, und über ein Meter lange Fische tummeln sich im seichten Wasser. Groß ist die Zahl der schönsten Schmetterlinge, wie ich sie selbst im Falterlande Brasilien nicht gesehen habe. Zu Hunderten sitzen sie an den Rändern der Wassertümpel, und man könnte stundenlang ihrem anmutigen Spiel zuschauen.

Der Abend dämmert, hochauf lodert das Lagerfeuer. Wir liegen

an geschützter Stelle in der Hängematte, der See dampft neben uns, und zwischen den Zähnen steckt die Pfeife. Alles ist ruhig, jeder hängt seinen Gedanken nach. Da, eine leichte Röte schimmert durch die Äste des jenseitigen Ufers, und langsam erhebt sich die ungeheure Kugel des vollen Mondes, daß das weiße sandige Flußbett mit seinen vereinzelt Wassertrümpeln hell aufleuchtet. Mit der zunehmenden Helle wird es auch lebendig, das Nachtkonzert des Urwaldes beginnt. Ein Quaken, Zirpen, Schreien, Pfeifen, Singen und Trommeln ertönt, alles durcheinander in tausend und aber tausend Stimmen. Blumen mit großen weißen Glocken und Orchideen in allen Farben und Formen, die tagsüber ihre Kelche verschlossen halten, blühen auf, und ein sanfter Wind trägt ihren Wohlgeruch zu uns herüber. Bis spät in die Nacht hinein plaudert man von Hängematte zu Hängematte, bis sich der Schlaf in die Augen senkt.

Nach einigen Tagen befinden wir uns auf der Karawanenstraße oder besser gesagt auf dem Maultierpfade, der in das Hochland nach Cochabamba führt. Steile Bergrücken geht es hinauf, an schwindelnden Abgründen vorbei, mehrfach erreichen wir die Höhe von 1600 Meter und müssen dann wieder hinunter bis auf 500. Selten trifft man ein einsames Haus, wo man gegen viel Geld einige grüne Maisstengel als Futter für die Tiere kaufen kann. Zunächst herrschte Nebel, und dann überfiel uns starkes Regenwetter. Die rote Lehmerde wird glitschig, und wir müssen, da unsere Tiere leider nicht beschlagen sind, zu Fuß gehen und sie am Zügel führen. Im Tiefland können weder Pferde noch Maultiere beschlagen werden, da sonst in dem feuchtheißen Klima die Hufe faulen würden. Endlich erreichen wir nach beschwerlichem Marsche die Paßhöhe eines Gebirgszuges. Der Abstieg ist so steil und schlüpfrig, daß wir es vorziehen, die Nacht hier auf 2000 Meter Meereshöhe zu verbringen. Rasch ist unser Zelt aufgeschlagen, und bald können wir uns an einem Feuer wärmen. Unsere Tiere finden mageres Futter zwischen dem wenigen Gestrüpp, das hier fortkommt. Ein Kondorpaar zieht lange Zeit seine Kreise über unserm Lager. Am Morgen hat sich der Nebel verzogen, und ein weiter Rundblick tut sich vor uns auf. Im Westen türmen sich immer höhere, schroffe Berg-

ketten, die wir noch zu übersteigen haben. Eine breite, tiefe Schlucht trennt uns im Norden von einem mit Gras bewachsenen Hochplateau. Wir sehen dort zwei Tiere äsen und erkennen durch den Feldstecher, daß es Bären sind. Der Bär, *Huccumari*, wie er von den Indianern genannt wird, kommt überall in diesen Schluchten vor, wird aber selten gesichtet und gejagt. Es ist ein mittelgroßes, dunkelbraunes Tier und wird von den Einheimischen gefürchtet.

Auf der Weiterreise kommt uns eine große Karawane entgegen. Es sind über hundert mit Steinsalz beladene Esel, kleine struppige Tiere. Wir hatten gerade noch Zeit abzustiegen und uns an die Felswand zu drücken, neben uns gähnte ein Abgrund. Die störrischen Tiere drängen und stoßen, und man glaubt jeden Augenblick, einige in der Tiefe verschwinden zu sehen. Es war unverantwortlich sowohl von unserm wie dem Führer der Karawane, daß sie nicht, wie sonst üblich, vor Begehen eines schmalen Pfades am Abgrund einen Signalschuß abgaben.

Samaiyata, ein großes Bergdorf, ist unsere nächste Station, wo die Karawanen aus dem Hochlande ihre Tiere wechseln. Bis hierher tragen Lamas die Lasten, von hier hinab ins Tiefland Esel und Maultiere. Die kleinen niederen Häuser sind aus rohen Steinen gebaut. Ihre Bewohner, fast ausschließlich Gollas, Mischlinge der Bergindianer und der Nachkommen der alten Spanier, mit gelbem bräunlichen Teint und schwarzen Haaren, sind zurückhaltende, finstere Leute. Man sagt ihnen nach, sie seien unsauber, und es mag etwas Wahres daran sein, denn ihre Dörfer werden immer und immer wieder von den schwarzen Blattern heimgesucht, und ein großer Teil der Bevölkerung ist pockenarbig. Sie kleiden sich noch in ihre alte Tracht. Die Frauen haben ein enges Mieder und einen faltenreichen, bauschigen Rock, zu dem sie zehn bis fünfzehn Meter Stoff brauchen. Die Männer tragen enganschließende Beinkleider und eine kurze Weste, die nur bis zum Gürtel geht.

Sehenswert ist der Altar der Kirche, der mit dicken, dachziegelartig aufeinanderliegenden Silberplatten beschlagen ist. Eine Stunde von hier befinden sich Ruinen aus der Inkazeit. Samaiyata soll auf

deutsch heißen: „Ende der Inkaherrschaft“, und sagen, daß hier die östliche Grenze des früheren Inkareiches war.

Am andern Tage gelangten wir nach steilem Abstiege in ein breites, freundliches Thal, in dessen Mitte das ärmliche Dörfchen Meirana liegt. Seit drei Jahren ist hier kein ordentlicher Regen mehr gefallen. Die Nahrung besteht fast nur aus Mais und Kartoffeln, die auf den Höhen gebaut werden. Kühe und Rinder sind fast alle nach dem Hochland verkauft worden. Die Hühner haben sie selber aufgeessen. Nun sind weder Milch, Eier, noch Fleisch hier zu haben. Die Leute sind mißtrauisch und mürrisch, und nur mit Mühe erhalten wir in einem leeren Hause Unterkunft. Ich mache die Runde durch das Dorf um etwas einzukaufen, aber die Thüren werden mir vor der Nase zugeschlagen und die Kinder eilen heulend davon. Eine merkwürdige Bevölkerung! Und von hier aus beginnt unsere neue Expedition, hier müssen wir Leute anwerben und uns verproviantieren. Von den mitgenommenen Konserven haben wir schon viel verbraucht, so daß sie nicht mehr ausreichen. Wir ließen daher den Maire, das Oberhaupt des Dorfes, zu uns kommen und präsentierten ihm einen Befehl, gezeichnet und gesiegelt von General Rojas, dem damaligen sehr eigenmächtigen und gefürchteten Gouverneur von Santa Cruz. Das Schreiben besagte deutlich, daß jeder Beamte uns zu unterstützen hätte und besonders dafür zu sorgen habe, daß uns Leute, Tiere und Nahrungsmittel zur Verfügung stünden, natürlich gegen Bezahlung. Geknickt ging das Oberhaupt von dannen und versprach für alles zu sorgen. Am nächsten Tage schon konnten wir ein Rind schlachten, um für die Reise Trockenfleisch zu bereiten, aber wir mußten noch mehrere Tage in dem hungrigen Dorfe bleiben bis die sechs Mann, die wir mitnehmen wollten, reisefertig waren.

Eines Morgens fehlen plötzlich zwei Reittiere, die uns wahrscheinlich böswillig in der Nacht losgelöst wurden. Stundenlang bin ich auf der Suche. Die Spuren im Sande führen nach den Höhen, wo sich zwischen dem spärlichen Buschwald grüne Grasbänder hinziehen. Schließlich gelange ich in ein schmales, abgelegenes, sandiges Tälchen. Ich hatte Mühe, vorwärts zu kommen. Der Boden war bedeckt mit

einem kopfgroßen Kugelfaktus mit langen Dornen. Vorsichtig lenkte ich mein Maultier durch die offenen Stellen, doch beim Nachziehen des Fußes drangen ihm über dem Hufe mehrere Dornen in das Fleisch. Ein heftiger Ruck, ein gewaltiges Bocken, und ich lag kopfüber mitten in den Kakteen drin. Ich war aufgespießt und konnte mich kaum rühren. Doch es half nichts, ich mußte aufstehen, und unter schrecklichen Schmerzen löste ich mich von den runden Kugeln. Die Spitzen waren mir durch den Filzhut in die Kopfhaut eingedrungen und abgebrochen. Ich kam gerade auf eine Kugel zu sitzen, und der Unausprechliche war gespickt und anzusehen wie ein Stachelschwein. Viele Stacheln konnte ich mit der Spitze ausziehen, bei andern aber blieb die Spitze stecken und konnte erst aus der Wunde entfernt werden, wenn diese anfang zu eitern. Ich ging zu Fuß nach Meirana zurück und hatte in den nächsten Tagen genug Arbeit mit mir selber.

18.

Von der Regenzeit überrascht

Nach zehntägigem Aufenthalt verließen wir das 1300 Meter hoch gelegene, ungestaltliche Dorf. Die sechs Mann, die uns begleiteten, waren gut ausgerüstet mit Arten und Buschmessern, um eine Senda, einen Urwaldpfad, zu öffnen, durch die wir mit den Saumtieren vorwärts gelangen konnten. Unsere Aufgabe war auch hier das Gebirge geologisch zu erkunden und auf Erdölvorkommen und die Möglichkeit einer Ausbeute zu untersuchen. Der Zeitpunkt der Expedition war allerdings schlecht gewählt. Wir zählten Mitte Oktober, und alle Zeichen wiesen auf den Beginn der Regenzeit. Wir wurden auch von den Eingeborenen gewarnt. Sie sagten uns, wenn wir erst in die Gebirge eingedrungen seien, gebe es während der Regenperiode kein Zurück mehr durch die von Wildbächen versperrten Schluchten. Schon die ersten Tage brachten uns viel Unangenehmes. Wir folgten dem wilden Gebirgsfluß Yapacani talabwärts. Die ersten starken Regen fielen und füllten das Fluß-

bett an. Nur äußerst langsam kamen wir vorwärts, wir legten in fünf Tagen kaum 50 Kilometer zurück. In dieser Zeit durchquerten wir den Fluß sechshundfünzigmal, zum Teil schwimmend. Die Saumtiere verschwanden halb im Wasser und wurden über Steinblöcke weggerissen. Kleider, Gepäck und Proviant wurden überhaupt nicht mehr trocken. Als sich das Tal plötzlich verengt und dem Fluß nur noch eine enge klammartige Schlucht zum Durchbruch läßt, sind wir gezwungen, die Höhen zu ersteigen.

Gleich am Anfang haben wir eine Bergkette von 1800 Meter Höhe zu überwinden und landen auf der andern Seite in einer engen, tiefen Schlucht. Damit begannen dreizehn Leidenstage, die keiner der Teilnehmer je vergessen wird. Dreizehn Tage fast ununterbrochen Regen, Tage mit unerhörten Anstrengungen, mit Hunger und Entbehrungen jeder Art. Die Schuhe, die Kleider verfaulten auf dem Leibe, und die ledernen Proviantkoffer fraßen die Maden. Mehrere unserer Saumtiere stürzten in die Abgründe, und bei ganz steilen Abhängen mußte das Gepäck stundenlang auf den Schultern hinaufgetragen werden. So war es kein Wunder, daß die Leute meuterten und umkehren wollten. Sie fügten sich schließlich, nachdem ihnen eine Sonderbelohnung versprochen war.

Während der ganzen Zeit haben wir keinen Schuß abgefeuert. Weder Geflügel, noch vierbeiniges Wild läßt sich blicken, der Wald ist tot. Es mag daher rühren, weil hier sechs bis acht Monate kein Regen gefallen ist und das Wild sich noch in den Tälern befindet. Jetzt allerdings tut es des Guten zuviel. Es gab Tage, wo wir mit der größten Mühe kein Feuer anmachen konnten und uns mit wenigen kalten Konserven begnügen mußten. Seit zwei Tagen befinden wir uns auf dem Grate eines langen Gebirgszuges. Der niedere, dichte Urwald ist äußerst stark verwachsen. Eine Art dorniger Schlingbambus, der dem Buschmesser großen Widerstand leistet, hält uns über Gebühr lange auf. Von morgens 7 Uhr bis abends 5 Uhr legen wir bei ununterbrochener Arbeit und unter strömendem Regen kaum acht Kilometer zurück. Unsere Lebensmittel gehen langsam zur Neige. Der Reis ist nur noch ein grüner, schimmlicher Klumpen, das Salz-

fleisch voll Maden. Wir essen nur noch einmal am Tag, mit hungrigem Magen erzählen wir uns gegenseitig, was jetzt gut wäre zum Essen. Die Tiere sind ebenfalls sehr schwach und fast alle mehr oder weniger schwer verlegt. Sie können kaum noch das wenige Gepäck tragen, denn als Futter haben wir nur Palmblätter für sie.

Nachdem wir noch manchen steilen Berg erklimmen und manche tiefe Schlucht durchquert hatten, erreichten wir den Pfad, den unsere Leute von Buena Vista aus geschlagen hatten. Bald darauf standen wir an den Ufern des Rio Colorado, an der Stelle, wo er aus dem Gebirge hervorbricht. Etwas weiter unterhalb vereinigt er seine rotgelben Fluten mit dem Yapacani, der seine Wasser durch unerforschte Urwälder, dem Mamoré und schließlich dem Amazonenstrome entgegenträgt.

Den 100 Meter breiten Rio Colorado zu überschreiten war unmöglich. Wir bauten deshalb aus dickem Bambus ein Floß. Da aber das Wasser über Nacht noch zwei Meter stieg, mußten wir den ganzen folgenden Tag untätig liegenbleiben. Erst nachdem es wieder gefallen war, gelang es uns, mit dem Floß Stück für Stück des Gepäckes hinüberzubringen. Die Leute waren meist des Schwimmens unkundig und so verblieb mir die Arbeit. Schwimmend stieß ich das Floß vor mir her bis in die Hauptströmung, dann schwamm ich mit einem am Floß befestigten Seile vorwärts und zog es, sobald ich festen Boden hatte, nach. Die Tiere, die am andern Ufer frisches Gras witterten, versuchten am ersten Tage hinüberzuschwimmen. Sie wurden aber durch eine starke Gegenströmung in einen gewaltigen Wirbel gerissen. Wie in einer Mühle wurden sie im Kreise herumgetrieben und drohten zu ertrinken. Alles Rufen und Locken half nichts. Nur zwei von uns konnten schwimmen, wir warfen uns ins Wasser und mischten uns unter die Tiere. Schon waren zwei Sauntiere untergegangen, als es uns gelang, das Leittier aus der Mühle zu bringen, worauf ihm die andern nachfolgten. Am andern Tage, das Wasser war inzwischen gesunken, brachten wir sie ohne Mühe hinüber. Während ich den reißenden Fluß mehr als zwanzigmal überschwamm, wurde ich von grausamen Blutsaugern, den Tijenes, übel zugerichtet. Der Biß dieser kleinen Stechmücke, die einen zu Tausenden überfällt, läßt

einen roten, blutunterlaufenen Fleck zurück, der nach einigen Stunden schwarz wird, nach zwei Tagen aber wieder verschwindet. Mein Körper war so zerstoßen, daß meine Haut schwarz aussah und ich fast einem Neger glich. Die Mannschaft von Meirana kehrte von hier aus nach Hause zurück. Die Leute wurden ausbezahlt, und wir übergaben ihnen noch sämtliche vorhandenen Lebensmittel. Wann und wie sie in ihrem Bergdorfe wieder anlangten, weiß ich nicht.

Vor uns lag nun der geöffnete Pfad nach Buena Vista. Als Stärkungsmittel holte ich die letzte Büchse Pfirsiche hervor, die ich trotz wiederholter, starker Versuchung aufbewahrt hatte. Brüderlich teilten wir die herrlichen Früchte unter uns drei. Dann sattelten wir unsere Maultiere, überwandten mühsam einen 250 Meter hohen Höhenzug, den letzten, und übernachteten auf der andern Seite in der Ebene. Ein Marimono, ein großer schwarzer Affe, den ich erlegen konnte, lieferte uns ein reichliches gutes Nachtessen. Schon tags zuvor hatten wir vier halbverfaulte Lederkoffer zurückgelassen und jetzt ließen wir auch das schwere Zelt zurück, da kein Tier mehr kräftig genug war, es zu tragen. Zu Fuß schleppten wir uns weiter und kamen am Abend vollkommen entkräftet und ausgehungert in Cussy, einer Zuckerrohrplantage, an, wo wir auf das beste aufgenommen wurden. Wir erhielten Eier, Milch und trockene Kleider und schliefen dann fast den ganzen folgenden Tag.

In Buena Vista erkannten uns die Leute kaum wieder, so waren wir in den zwei Monaten abgemagert. Mich quälte ein immerwährender Hunger, doch war der Magen zu schwach, eine größere Menge Speisen aufzunehmen und erst nach und nach halfen uns Beefsteaks und Hühnersuppe mit Ei wieder auf den Damm.

Wir kehren nach Santa Cruz zurück. Diese Stadt hat ihr Aussehen inzwischen verändert, sie hat sich, man kann sagen gewaschen und ihr Sonntagskleid angezogen. Der Regen hat mit seinem köstlichen Naß alles erfrischt. Schon der Ritt hierher durch die grüne Pampa war ein Genuß. Auf dem Markte häufen sich die Früchte. Die herrliche Ananas wird um 15 Pfennig verkauft, für das gleiche Geld bekommt man 50 Drangen, gibt man 50 Pfennig, so kann man sich

von den Bäumen selber so viel pflücken, als man tragen kann. Eine der beliebtesten und schmackhaftesten Früchte ist die Papaya. Die melonenähnliche Frucht wächst an einem vier bis sechs Meter hohen Bäumchen und zwar rings um den Stamm herum. Der Baum blüht und trägt das ganze Jahr Früchte. Sie werden bis zu zwei Pfund schwer. Mit etwas Zucker bestreut schmeckt sie vorzüglich und in unreifem Zustande gibt sie ein gutes Gemüse. Aus der ganz grünen Frucht fließt beim Ritzen der Schale eine weiße Milch, die man mit gutem Erfolg gegen Magenbeschwerden genießt.

*

*

*

Die Pläne und Gutachten unserer Expedition sind ausgearbeitet. Wir haben uns inzwischen wieder gut erholt und wollen gerade von neuem aufbrechen, als uns unverhofft ein Befehl nach Buenos Aires zurückruft. Wir wählen den direkten Weg nach Süden, auf dem wir bis nach Ledesma, der ersten Eisenbahnstation in Argentinien, ungefähr 1000 Kilometer zu reiten haben. Wir besitzen gute Wegekarten und hoffen, uns ohne Führer zurechtzufinden. Zu zweien mit drei Saumtieren machen wir uns auf den Weg. Tagelang geht es durch Sanddünen, niedrigen Busch und Weideland, stellenweise unterbrochen durch hochstämmige Palmentwälder oder ausgedehnte Sümpfe. Kleine weltverlorene Dörfer mit finsternen und mißtrauischen Bewohnern bieten uns hin und wieder Unterkunft für eine Nacht. Von früh bis spät sind wir im Sattel und gönnen uns nur wenig Ruhe, aber gemessen an den kürzlich überstandenen Anstrengungen, ist dieser Ritt fast eine Erholung zu nennen.

Das bemerkenswerteste Ereignis der ganzen Reise war die Begegnung mit einem Heuschreckenschwarm. Anfangs erschien uns die Sache harmlos und interessant. Bald aber verdunkelt sich die Sonne. Einer schweren Regenwolke gleich zieht es heran. In kurzer Frist ist der Boden zehn, zwanzig, auch dreißig Zentimeter hoch von den rotbraunen Insekten bedeckt. Reit- und Saumtiere werden wild und böseartig, sie schlagen aus und bocken. Mit jedem Schritt zertreten sie eine Menge der Insekten und gleiten aus. Schleunigst verbinden wir ihnen mit Tüchern die Augen, es ist das einzige Mittel, ein wildes

Lier zu beruhigen und gefügig zu machen. Immer dichter hagelte es herunter. Wir ziehen den Hut so tief wie möglich ins Gesicht, denn Augen und Wangen schmerzen von den Flügelschlägen. Ganz langsam, Schritt für Schritt, kommen wir vorwärts. Der braune, übelriechende Saft der Heuschrecken setzt sich in unsern Kleidern fest und dringt bis auf die Haut. Fünf Stunden dauert dieser grausige Ritt, dann leuchtet uns wieder blauer Himmel entgegen. Die Sonne war am Untergehen und wir mußten schleunigst einen Lagerplatz suchen. Wir spannten unser Zelt auf. Der Boden war noch bedeckt mit Nachzüglern und toten Tieren. Alles war kahl abgefressen bis auf die Wurzeln. Die Bäume waren ihres Laubes beraubt und auch die dünnen Äste waren abgenagt, so daß sie wie Besen zum Himmel starren. Wir banden unsere Maultiere an, verzichteten auf jegliches Essen, rauchten eine Pfeife und schliefen in den feuchten stinkenden Kleidern.

Die spärlichen Bewohner der von den Heuschrecken heimgesuchten Gebiete machen aus der Not eine Tugend und verzehren die schädlichen Insekten, die ihnen nichts übriggelassen haben, in Form von „harina de langusta“, dem Heuschreckenmehl. Ich hatte später Gelegenheit, es in einem Hause, wo ich als Gast weilte, zu versuchen. Es ist hier besonders unter den Indianern ein allgemeines Nahrungsmittel und schmeckt recht gut. Die Heuschrecken werden in großen, flachen Pfannen geröstet, sodann gestampft oder gemahlen. Das Pulver sieht aus wie gemahlener Kaffee und wird mit den übrigen Speisen vermischt, ähnlich wie man das Mandiokamehl genießt.

Auf der Weiterreise wechselt wieder trockener, unübersichtlicher Buschwald mit weiter Pampa ab, über öde Gebirgsketten und wasserlose Täler geht es weiter, meist bei 40 Grad Wärme. Unsere Freude war daher groß, als wir von einem Bergrücken aus in der Ferne die grünen Ufer eines Flusses erblickten. Es war höchste Zeit, wir wie die Tiere waren gänzlich matt und konnten vor Durst kaum mehr weiter. Bei Einbruch der Dunkelheit erreichten wir den Fluß, den Parapiti, und stießen bald auf die Estanzia. Wir haben Empfehlungen und werden freundlich aufgenommen. Der Eigentümer, Herr Suarez Arana, besitzt hier ein Gut von 1800 Quadratkilometer Land. Es ist

dies der Mann, der in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit 200 Indianern in einjähriger Arbeit von hier aus einen Weg nach Osten hin bis zum Rio Paraguay geöffnet hat. Der Weg wurde aber später nie mehr begangen und ist jetzt wieder vollständig verwachsen.

Im Osten und Westen von Pipi, wie die Estanzia heißt, erheben sich zackige, schroffe Gebirge und dazwischen dehnt sich eine riesige Ebene aus, durchflossen von dem 200 Meter breiten Parapiti. Halb mit Busch, halb mit Pampa bedeckt eignet sie sich vorzüglich für Viehzucht. Boll Stolz erzählt uns der Eigentümer, daß sein Bestand 4000 Rühe und Ochsen, 300 Pferde, 100 Esel und 50 Maultiere zählt. Aber 1000 Schweine laufen halbverwildert auf der ganzen Besitzung herum. Wir nehmen die Gastfreundschaft mehrere Tage in Anspruch. Eine zweitägige Exkursion führt uns zu einer reichen Petroleumquelle. Hier tritt das Erdöl in schwarzem, ziemlich dickflüssigem Zustande zutage, wird aber auch noch nicht ausgebeutet.

An verschiedenen Punkten dieses großen Gebietes, wo der beste Boden ist, befinden sich Anpflanzungen von Mais, Zuckerrohr und andern Früchten. Auf Höhen von 1000 Meter gedeiht sogar Kohl und anderes europäisches Gemüse. Zwischen den Pflanzungen zerstreut liegen kleine Indianerdörfer. Im ganzen mögen etwa 2000 Köpfe unter dem Schutze von Herrn Suarez Arana, den sie Taita, das heißt Vater, nennen, hier wohnen. Sie sind friedlich, aber nur ihm zugetan. Jedes Dörfchen hat seinen Häuptling. Die Leute stehen ihrem Taita jederzeit gerne zur Verfügung, und als Gegendienst liefert er ihnen nützliche Feldgeräte, Arte, Messer und Waffen.

Auf der Weiterreise treffen wir bald die ersten Vorboten der im Bau begriffenen Eisenbahn von San Lorenzo nach Yacuiva. Mitten durch den Jahrtausende alten Urwald wird eine Bresche geschlagen. Voraus wird mit Buschmessern und leichten Arten das dichte Unterholz entfernt. Dann kommen die gewiegten Holzfäller, die Hinterwäldler, die mit Bedacht und ruhigen, gewaltigen Schlägen den Urwaldriesen in stundenlanger Arbeit zu Fall bringen. Auf provisorischen Geleisen werden die Stämme der Nuzhölzer nach rückwärts befördert, wo sie sofort zersägt und zu Eisenbahnschwellen verarbeitet werden. So gibt

es in Südamerika Eisenbahnstrecken, wo die Unterlage der Schienen aus den kostbarsten Edelhölzern besteht.

Arbeiter aller Nationen schaffen an einer solchen Urwaldbahn. Man grüßt im Vorüberreiten und empfängt den Gegengruß in verschiedenen Sprachen, sogar in schweizerischem Dialekt. Am Rande des Schlages erheben sich die Zelte der Arbeiter. Das Unterholz dient ihnen zum Lagerfeuer, an dem des Abends Mate getrunken, Geschichten und Jagdabenteuer erzählt werden.

Während des Tages zeigen sich Herden von Affen. Sie sind auf ihrer Wanderung begriffen, ihr Weg führt immer durch das Laubgewinde des Urwaldes, den Boden berühren sie höchst selten. Finden sie sich nun an der Bahnstrecke ihres Durchganges beraubt, so machen sie sich durch lautes Schreien und Schimpfen bemerkbar, und das so lange, bis man einige von ihnen mit der Flinte herunterholt. Tapire, Rehe und Hirsche flüchten oft mitten durch die Arbeiter, und wenn am Morgen in der feuchten Erde sich die Spuren vom Jaguar, die gewaltigen Latzen, abgedrückt finden, so möchte jeder, der glücklicher Besitzer eines Gewehres ist, ihn verfolgen; das Fell wird schon im voraus gewertet und seine Länge nach der Breite der Latze ausgerechnet. Kommt es aber darauf an, so wagt sich keiner, 100 Meter weit in die Dämmerung des Urwaldes vorzudringen. Ertönt des Nachts in nächster Nähe die lusterschütternde Stimme des gewaltigen Raubtieres, so hält jeder den Atem an, zieht sich in seiner Hängematte zusammen oder rückt näher zu seinem Schlafgenossen. Auch wenn einmal das Dampfroß diese Strecken durchheilt, wird noch viele Jahre lang der Urwald mit seinen vielen Geheimnissen bestehenbleiben.

Nach fünf Jahren sehe ich wieder die erste Eisenbahn, das heißt eine mit Holz gefeuerte Lokomotive, die einen sprühenden Funkenregen von sich gibt und ein Duzend mit Holz und Steinen beladene Wagen nach sich zieht. Von hier aus führt ein breiter Weg durch den Wald nach Ledesma, dem Ausgangspunkt der neuen Bahn. Da alles überschwemmt ist, erhalten wir vom leitenden Ingenieur die Erlaubnis, den Bahndamm zu benutzen. Wir stellten uns das sehr einfach vor. Mein Begleiter, der schon längere Zeit von der Malaria schwer heim-

gesucht wurde, konnte die letzte Strecke auf der Maschine zurücklegen. Das Gepäck kann ebenfalls befördert werden, mehr Platz war aber nicht vorhanden, und ich machte mich früh am Morgen mit den fünf Tieren auf den Weg. Ich brauchte sie nicht zu koppeln, da sie schon lange aneinander gewöhnt waren, folgte eins dem andern. Anfangs ging alles gut, und im gestreckten Galopp eile ich vorwärts. Dann kamen kleinere Bäche, die mich aufhielten, und schließlich ein etwa 150 Meter breiter, reißender Fluß.

An einer Brücke über ihn wurde gearbeitet, sie konnte aber noch nicht mit Tieren begangen werden. Fahrzeuge waren nicht vorhanden. Man riet mir, ein bis zwei Tage zu warten, da der Fluß schnell fallen würde; ihn jetzt schwimmend zu durchqueren, wäre wegen großer Steinblöcke sehr gefährlich. Ich aber konnte und wollte nicht warten. Ich sattelte um und bestieg das größte und stärkste Maultier. Das Ufer war, etwas überhängend, drei Meter hoch, unten wälzte sich die gelbe Flut. Ich nahm einen kleinen Anlauf, spornte heftig und tauchte in gewaltigem Sprunge samt dem Maultiere unter. Seitwärts des Tieres schwimmend gelangte ich auch heil durch die Strudel an das andere Ufer. Ich blickte rückwärts und sah mein treues Reittier bockbeinig am überhängenden Ufer stehen, hinter ihm die drei Packtiere. Ich erhob lockend die Hand, wie ich es auf der Weide immer gemacht hatte, wenn ich ihm Zucker geben wollte. Laut wiehernd warf es sich in die Fluten, und die andern folgten so rasch hinterdrein, daß sie sich gegenseitig verletzten. Unter lautem Hallo der Brückenarbeiter langten sie am Ufer an, und wir konnten auf dem Bahndamm weiterreiten. Sumpfiges Gelände erforderte hohe Dämme und zeitweise kleine Brücken, die ich umgehen konnte. Auf einmal aber war der Eisenbahndamm links und rechts von einem hohen Stacheldrahtzaun eingezäunt. Ich dachte, nun würde ich in kurzer Zeit an der Station sein, und im Galopp ging es weiter, immer vorwärts. Eine weitere Brücke aber, ungedeckt und seitlich mit starkem Drahtverhau versehen, sperrte mir jeden Durchgang. Schon war es Abend, und ich saß bald zehn Stunden im Sattel, naß von oben bis unten.

Bis zum nächsten rückwärts gelegenen Durchlaß waren es min-

destens 40 Kilometer, also hin und zurück 80 Kilometer, das ergab einen verlorenen Tag und morgen geht der Zug nach Buenos Aires. Boll Grimm und But auf den Ingenieur, der mir nichts davon gesagt hatte, daß der Damm für Pferde ungangbar war, kehrte ich langsam um. Dann sagte ich mir, daß der Weg durch den Urwald auch nicht allzu weit abseits der Bahnstrecke gehen werde und rechnete mit etwa 500 Metern. An einer günstigen Stelle stieg ich ab und durchhieb mit meinem schweren Buschmesser die Drähte, die links und rechts zurückschnellten. Der Weg war frei. Das Leitthier nahm ich am Zügel, die andern folgten. Mit dem Kompaß in der Hand schlug ich mir durch Unterholz und Schlingpflanzen einen Weg nach Osten. Aber bald wurde der Boden sumpfig und die Dämmerung brach rasch herein. Ich rechnete noch mit 100 bis 200 Metern und drang vorwärts. Das schlammige Wasser reichte mir bis an die Brust, rings um mich her bellten die Kaimane, und die Maultiere wurden unruhig. So schnell wie möglich trete ich den Rückweg an, aber die dunkle Nacht überrascht mich und in fußtiefem Wasser, an den Stamm eines Urwaldriesen gelehnt, beschließe ich, die Nacht zu verbringen. Sie war eine der längsten und grausamsten meines Lebens. In dichten Schwärmen ließen sich die Moskitos nieder. Ich bin nur mit Hose und Hemd bekleidet, dazu naß, biete also den besten Angriffspunkt für die Blut-sauger. Feuerzeug und Tabak in der Blechbüchse schwimmen im Wasser. Eine Nacht hier in dieser malariaverseuchten Gegend ohne Moskitoneß, ohne Feuer und Rauchen ist unendlich lang. Plötzlich zucken Blitze, der Donner rollt, ein Gewitter ist im Anzug. Mir kann es nur recht sein. Der heftige Regen verscheucht die blutgierigen Sauger und die wunderbaren Lichterscheinungen der niederfahrenden Blitze verkürzen mir die Nacht. An den Stamm des Baumes gelehnt, verfolge ich stundenlang das großartige Schauspiel; ein richtiges Tropengewitter, stundenlanges, unaufhörliches Rollen, unterbrochen von gewaltigen harten Schlägen der in nächster Umgebung einschlagenden Blitze. Phantastisch werden die großblättrigen Schmarogerpflanzen in den Gabelungen der Bäume beleuchtet. Armdicke, vom Wind hin und her bewegte Schlingpflanzen erscheinen wie pendelnde Schlangenleiber, die

auf Raub ausgehen. In Wirklichkeit aber ist während eines Unwetters kein Angriff eines Raubtieres zu befürchten, da auch sie dagegen im Gebüsch und in Höhlen Schutz suchen. Gegen Morgen, als der Regen aufhörte, wurden einige meiner Tiere unruhig. Da ringsum die Krokodile blöckten und mit ihren Schwänzen das Wasser peitschten, fürchtete ich einen Angriff. Aber alles blieb ruhig, nur ein Paktier wälzte sich im Wasser, schlug wild aus und blieb tot liegen. Vielleicht war ein Schlangenbiß oder eine innere Verletzung vom Durchqueren des Flusses am vergangenen Tage die Todesursache. Bei Tagesanbruch reichte mir das Wasser schon bis an die Hüften. Nur mit Hilfe des Kompasses erreichte ich wieder den Bahndamm, aber an einer andern Stelle. Ich durchhieb den Drahtzaun abermals, sprengte etwa 30 Kilometer zurück und gelangte schließlich auf einen schmalen Pfad. Eine Stunde vor Zugabgang erreichte ich die Station. Im Schnellzuge ging es über Tucuman nach Buenos Aires. Während der 36stündigen Fahrt lag ich fast ununterbrochen mit hohem Fieber, den Folgen einer schutzlos verbrachten Tropennacht, danieder und brauchte in Buenos Aires längere Zeit, um mich zu erholen.

19.

Auf dem Amazonas in die Gummistadt

Es war lange mein sehnlichster Wunsch gewesen, das an tropischen Naturschönheiten reiche und wenig bekannte Amazonasgebiet kennenzulernen.

Mitten im Kriege, im Mai 1915, verließ ich die Schweiz, um zum vierten Male den Ozean zu überqueren. Ich hatte mich für die Jagd ausgerüstet und war versehen mit verschiedenen Jagdflinten, einem schweizerischen Militärgewehr und Revolvern. Auf dem Basler Zollamt erkundigte ich mich über die Ausfuhrmöglichkeiten von Waffen. Der Bescheid lautete, daß Ordonnanzwaffen nur mit einer Bewilligung der Kriegsmaterialverwaltung ausgeführt werden dürften. Seit Jahren

war ich Besitzer dieses Ordonnanzgewehres, das von der Schweiz als Preis für ein internationales Schießen in Buenos Aires gestiftet worden war. Es hatte mir während einer Revolution in Paraguay und in Zentralbrasilien unschätzbare Dienste geleistet, und ich verdankte ihm mehr als einmal das Leben. Darum war mir diese Waffe ans Herz gewachsen, und weil mein Eigentum, versuchte ich, sie auf alle Fälle mitzunehmen.

Trotz Munitionsverkaufsverbot gelang es mir, in den Besitz von 2000 Patronen zu kommen. Ich richtete nun ein Gesuch nach Thun um Ausfuhrbewilligung meiner Privatwaffe. Am gleichen Tage ging ich nach Aarau wegen meines Passes. Im Zeughaus legte ich das Gewehr vor und bat, man möchte mir es zur Ausfuhr plombieren. Die Waffe wurde geprüft und nach einigem Hin und Her und Vorweisung verschiedener Empfehlungen wurde die Plombe angebracht. Als ich nach Hause kam, war ein Brief aus Thun da, der die Ausfuhr meiner Waffe nicht gestattete. Aber Probieren geht über Studieren. Ich packte das Gewehr samt den 2000 Patronen in eine längliche Kiste und nahm sie mit meinem sonstigen Gepäck auf die Reise mit. Bei der Zollrevision in Les Verrières großes Erstaunen, die Plombe am Gewehr wurde eingehend besichtigt, die 2000 Patronen bestaunt, Köpfe wurden geschüttelt, Köpfe nickten, ein Wort gab das andere, und als alter Tropenjäger und schweizerischer Staatskrüppel durfte ich die Grenze passieren. Einer meinte noch, drüben in Paris werden sie es ihm schon abnehmen. Der gleichen Meinung war auch ein Franzose, der die ganze Geschichte mit angehört hatte. Er fuhr im gleichen Abteil mit mir, und wir wetteten um eine Flasche Champagner. Anstandslos wurde mir die Waffe in Paris überlassen und wir tranken die Flasche auf das Ende des Krieges. Ich fuhr weiter, Spanien entgegen, wo ich an der Grenze das Gewehr abgeben mußte.

In einem langsamen, ungeheizten Zuge ging es über die tief verschneiten Pyrenäen. Wir blieben oft im meterhohen Schnee stecken und froren erbärmlich. Zwei Tage dauerte die Fahrt durch die kastilianische Hochebene, eine spärlich bevölkerte, gänzlich unbewaldete, steinige Gebirgslandschaft. Das wenige Gras dient den weidenden

Ziegenherden als kümmerliche Nahrung. Auf kantigen Felsvorsprüngen erheben sich die eigenartigen Dörfer und Burgen. Kunstvolle Steinbrücken überspannen tief eingeschnittene Schluchten. Als wir das breite, fruchtbare Tal des Tejosflusses erreichen, fahren wir mitten in den Frühling hinein.

An der portugiesischen Grenze wurden mir wieder sämtliche Waffen abgenommen. In Lissabon herrschte gerade Revolution, an allen Ecken und Enden wurde geschossen. Viele Stunden verbrachten wir in den Kellern des Hotels, wo wir zu unserer Beruhigung Portweinflaschen die Hälse brachen. Der englische Dampfer „Antony“ kam mit zehn Tagen Verspätung an, ich ging an Bord und fand mein ganzes Gepäck wieder vor, darunter auch mein Gewehr mit Munition. Dies als kleines Reiseerlebnis in Europa während des Krieges.

* *

Die Eingangspforte in das Wunderland Amazonas ist die Stadt Para. Sie liegt an der Mündung des Tocantinsflusses, 120 Kilometer vom Meere entfernt, fast genau unter dem Äquator. Das Klima ist sehr heiß und für den Europäer ungesund. Jeden Tag mindestens einmal fallen heftige Platzregen, begleitet von starken Tropengewittern, gewöhnlich zwischen 12 und 2 Uhr. In den heißen Straßen verdunstet das Wasser sofort und verursacht eine feuchte schwüle Atmosphäre, an die sich der Neuankommende nur schwer gewöhnen kann.

In der etwa 120 000 Einwohner zählenden Handelsstadt sammeln sich alle Erzeugnisse des Amazonasgebietes und werden von hier aus nach überseeischen Häfen verschifft. An erster Stelle steht der Gummi, der in den Urwäldern gesammelt und unter dem Namen Paragummi die erste Stelle auf dem Weltmarkte einnimmt. Auch der Holzhandel gewinnt immer größere Bedeutung, es sind feine, kostbare Edelhölzer, die zur Ausfuhr kommen. Auch Vanille und andere tropische Gewürze wachsen wild in den Wäldern.

Auf dem Markt, der sich am Ufer entlang hinzieht, erblickt man eine Unmenge unbekannter erotischer Tiere und Früchte. Vor allem bewundern wir die große Zahl der verschiedenen Fischarten, die hier zum

Verkaufe ausgestellt sind. Der größte unter ihnen ist der Pirabutango, ein bis 100 Kilogramm schwerer Schuppenfisch, der aber trotz seiner Größe ein sehr delikates Fleisch hat. Weiter sehen wir verschiedene Arten Lachse und Hechte und die dicken, fast zentnerschweren Grundfische, mit langen Schnurrbärten an den riesigen Mäulern. Einige von ihnen weisen prachtvolle Zeichnungen auf mit wechselndem Farbenspiel in Blau, Rot, Silber und Orange. Daneben befinden sich als ein fast grotesker Gegensatz die entzückenden und hauchartigen Gebilde von Zierfischen. Über zweitausend verschiedene Fischarten sollen sich im Amazonasstrom tummeln.

Eine Abteilung für sich auf dem Markte bildet der Schildkrötenhandel. Ganze Hallen sind voll von ihnen, große und kleine durcheinander, alle leben und werden auf den Rücken gelegt, damit sie nicht fliehen können. Es sind riesige Stücke unter ihnen, die oft zwei Männer kaum wegtragen können. Schildkrötenschnitzel, paniert, und eine Vorspeise in weißer Soße steht in allen Hotels auf dem Speisezettel, und beides ist nicht zu verachten. Ganz vorzüglich ist die mit spanischem Pfeffer scharf gewürzte Schildkrötensuppe, und eine Leckerei ist die gebratene Leber.

Ein reger Betrieb herrscht auf dem Früchtemarkt. Ganze Berge Bananen, süße Kürbisse, Melonen, Ananas, Mangos, Papayos und viele mir unbekanntere Früchte sind aufgehäuft. Geschäftig eilen Neger und Mulatten, die hier vorherrschende Klasse der Arbeiterbevölkerung, hin und her und verladen die Produkte auf die Küsten- und Djeandampfer. Leider ist der Genuß der schönen, frischen Früchte dem Europäer nicht sehr zuträglich, da er sich allzu leicht eine Magenverstimmung zuzieht, die oft schlimme Folgen haben kann.

Eine der größten Sehenswürdigkeiten von Para ist das Museum, mit dem ein zoologischer und botanischer Garten vereinigt sind. In zwanzigjähriger Arbeit hat hier ein Schweizer, Professor Göldi von Bern, ein kleines Paradies geschaffen. Auf einem kleinen Raum ist hier ein großer Teil der Tier- und Pflanzenwelt des Amazonasgebietes vereinigt. Tagelang kann man sich dem Genuß hingeben, die seltenen bunten Vögel, die Riesenschlangen, Affen und Raubtiere zu bewundern.

Groß ist die Pracht der wunderbaren Blumen und der erotischen Blattpflanzen. Betritt man das Museum, so schreckt man unwillkürlich zurück, so naturgetreu — und nicht in Glaskästen — sind in den Gängen und Sälen die Alligatoren und schwarzen Panther aufgestellt, daß selbst ein alter Tropenjäger glaubt, er werde von ihnen angefallen.

Auf dem Schiff, mit dem ich gekommen bin, fahre ich weiter, den Tocantinsfluß aufwärts. Denn auch große Seeschiffe gelangen auf den tiefen Wasserläufen bis 2000 Kilometer weit in das Innere des Landes. Straßen oder Eisenbahnen sind Ausnahmen, und der ganze Handel und Verkehr des Amazonastieflandes wickelt sich auf den vielen Flüssen ab, die zusammen etwa 40 000 Kilometer für Flußdampfer schiffbar sind. Ein Inselgewirr nimmt uns auf. In schmalen aber tiefen Flußarmen arbeitet sich der Dampfer durch das trübe Wasser an der Insel Marajó entlang der Mündung des Amazonasstromes entgegen. Wir haben Hochwasser. Bis weit in das Meer hinaus treiben die schwimmenden Inseln. Es sind große, durch die Strömung losgerissene Erdschollen, die durch das Wurzelwerk von Bäumen und Sträuchern zusammengehalten werden. Die ganze Tierwelt macht auf ihnen eine unfreiwillige Reise, Schlangen und Alligatoren, nicht selten auch Jaguare.

Mehrere Tage geht es den Amazonasstrom aufwärts, aber von seiner Größe bekommt man keinen richtigen Eindruck, da er sich schon weit oberhalb seiner eigentlichen Mündung in den Atlantischen Ozean in verhältnismäßig wenig breite, aber sehr tiefe Arme geteilt hat. Nur selten halten wir an einer kleinen Niederlassung. Auf Pfählen stehen armselige aus Bambus und Schilf erbaute Hütten, während der Überschwemmungszeit mit dem Boot, in der Trockenzeit nur mit einer Leiter erreichbar. Hier wohnen Farbige, Indianer, Neger und Mulatten. Neben den Häusern bemerkt man eine merkwürdige Vorrichtung. Im Abstände von etwa 25 Zentimetern ragen kreisförmig eingerammte Bambusstangen über den Wasserspiegel hinaus. Gleich einem Trichter öffnet sich der stubengroße Ring in den Fluß hinein. Die Anlage ist eine Schildkrötenfalle. Durch eine angebundene weibliche Schildkröte werden die Männchen hereingelockt. Eine Vorrichtung zeigt durch

Läuten einer Glocke an, wenn ein Tier durch die Öffnung in den Ring geht, der durch ein Fallgitter geschlossen werden kann, und mit einem starken Netz oder der Harpune wird das so gefangene Tier herausgeholt.

Den Mündungen der großen Nebenflüsse wie des Kingú und des Tabajo sind ebenfalls Inseln vorgelagert. Sie bringen ihre Wassermassen aus dem Innern Brasiliens, aus dem Staate Matto Grosso. Hunderttausende von Quadratkilometern Urwald harren hier der Erschließung. Aber tödlich verlaufende Fieber, wilde, mit Giftpfeilen bewaffnete Indianerstämme haben hier dem Vordringen der Weißen eine schwer zu erobernde Grenze gezogen.

Nach sechstägiger Fahrt erreichen wir Manaos, die Hauptstadt des Staates Amazonas. Sie ist zugleich der Mittelpunkt des südamerikanischen Kautschukhandels, durch den das Stromgebiet des Amazonas eigentlich erst bekannt wurde, und ihm verdanken die meisten Städte und Ansiedlungen ihre Entstehung. Steigen die Preise, so herrscht reges Leben und freudige Stimmung. Das Geld fließt reichlich, und alle Geschäftsleute freuen sich ihrer Gewinne. Steht das Gummibarometer niedrig, so stockt der Handel, die Lagerhäuser bleiben geschlossen, die Leute sind arbeitslos und mißmutig.

Alle Jahre einmal ergießt sich ein Menschenstrom von Tausenden in die Stadt. Es sind die Gummipicker, die es am Ende der Erntezeit von weit her, in oft wochenlangen Reisen, aus den fieberschwangern Urwäldern zu den Vergnügungen der Stadt zieht. Sie kommen alle mit gefüllten Börsen, denn an ihren Arbeitsstätten, in den vereinzelt in den Urwäldern liegenden Hütten hatten sie weder Zeit, noch Gelegenheit, Geld auszugeben. Wie eine Herde Vieh quellen sie aus dem Zwischendeck der Flußdampfer hervor und betreten lärmend die Straße. Es sind meist Farbige aller Schattierungen. Ihr bis dahin stumpfer Blick hellt sich auf und macht einem gierigen Ausdruck Platz. Tierische Laute ausstößend, dringen sie in die nächsten Hasenkneipen, Schnaps und Mädchen sind jetzt die Lösung. Langgehegte Wünsche werden bis zur Bewußtlosigkeit gestillt, Tag für Tag, Woche für Woche, bis das Geld verjubelt ist. Leute werden stets gesucht, und so sind sie auch

bald wieder angeworben. Noch halb berauscht von ihren Orgien werden sie im Bauche eines Dampfers verstaut und an ihren Bestimmungsort geführt. Einige Tage noch belebt sie der Gedanke an das Erlebte, dann aber kommt wieder der apathische, tierische Ausdruck in ihr Gesicht, der sie nicht mehr verläßt bis sie übers Jahr abermals die Straßen von Manaos betreten.

In allen Formen wird der Kaugummi in die Schiffe verladen. Bald sind es zentnerschwere, schwarze Ballen, bald lose Stücke, vermengt mit Rinde und Sand, bald weiße und rosafarbene Scheiben und Schalen. Von alledem geht ein eigentümlicher, säuerlicher Geruch aus, der bis in die innersten Winkel der Straßen und Häuser dringt.

Nach zehntägigem Aufenthalte verlasse ich die „Gummistadt“ und fahre den größten Nebenfluß des Amazonas, den Madeirafluß aufwärts. Nur ein- bis zweimal am Tage hält das Schiff an Gummistationen, die bei der Bergfahrt verproviantiert werden. Ein Stück Wald ist ausgerodet und bietet Platz für ein Blockhaus mit Lager- schuppen. Zwei bis drei Personen bilden die Besatzung, die den Gummi aus dem Innern in Empfang nehmen, abwiegen und weiterverfrachten. Bei jeder Station verläßt ein Trupp Gummipicker das Schiff. Pflanzungen bestehen hier nicht, nur um das Haus herum gruppieren sich einige Drangen-, Bananen- und Mangobäume. Auch Schweine oder Viehzucht gibt es nicht, jede verfügbare Hand ist der Gewinnung des Gummis gewidmet. Gelingt es dem Gummipicker nicht, hin und wieder ein Wild zu erlegen, so bleibt er monatelang ohne frisches Fleisch.

Wir fahren an den rauchenden Ruinen einer Station vorbei, sie ist von Indianern überfallen, und die Leute sind ermordet worden. Jahrelang konnten weite Strecken nicht mehr angesiedelt werden, da die Häuser immer und immer wieder niedergebrannt und alles zerstört wurde. Die Weiterfahrt des Dampfers führt durch Wald, dunklen, geschlossenen Urwald, zwölf Tage lang, bis wir in Porto Velho, der Endstation, anlangen.

Eine Eisenbahn durch den Urwald

Hier beginnt eine 350 Kilometer lange Urwaldbahn, wie sie ihresgleichen in der Welt sucht. Wie ist diese Bahn entstanden? Als die Kautschukindustrie durch die Erfindung des Kraftwagens einen ungeheuren Aufschwung nahm, schnellten die Gummipreise empor. In Sumatra, Indien und am Kongo gab es damals — es war um die Jahrhundertwende — noch keine Kautschukpflanzungen, und Brasilien hatte durch das Amazonasgebiet — der Heimat des ertragreichsten Gummibaums, der *Hevea brasiliensis* — eine fast unbedingte Monopolstellung. Bolivianische Unternehmer und Gesellschaften erwarben Konzessionen und drangen mit ihren Arbeiterscharen in die Urwälder vor. Ungeheuer reiche Gummiwälder an den Flüssen Purus, Iquiry und Abuna, in dem sogenannten Acreterritorium, führten schließlich zu einem Grenzkriege zwischen Bolivien und Brasilien, der bis in die Urwälder hinein mit größter Erbitterung geführt wurde. Im Jahre 1903 wurde der Streit geschlichtet und das Acregebiet endgültig Brasilien zugesprochen. Dafür aber verpflichtete sich Brasilien, von Gujara-mirim bis Porto Velho eine Eisenbahn zu bauen, die für Bolivien von größter wirtschaftlicher Bedeutung war. Von Porto Velho aufwärts ist nämlich der Madeirafluß 350 Kilometer weit nicht mehr schiffbar, da ungefähr 15 große Wasserfälle und Stromschnellen jede Schiffsfahrt unterbinden.

Der Abtransport des bolivianischen Gummis aus dem Itenes- und Benigebiete nach Manaus war bis dahin fast unmöglich, auf jeden Fall aber mit unerhörten Anstrengungen und Verlusten verbunden. Einen solchen Gummitransport mit den großen Kanus, den Monterias, von Riberalta aus nach Porto Velho mitgemacht zu haben, galt als eine Lat. Oberhalb der Stromschnellen mußten die Boote entladen und zu Land durch den Wald bis unterhalb der Fälle geschafft werden. Die durchlochten Gummiballen wurden dann je 20 bis 30 an einem Seile befestigt, über die Fälle gelassen und wieder aufgefischt. Das sieht

nicht gefährlich aus, aber der große Feind ist das fürchterliche Klima. Auf der ganzen Strecke wird die Mannschaft von heftigem Fieber geschüttelt, die Kopfschmerzen sind unerträglich, Chinin hilft wenig, und die Leute können fast keine Nahrung zu sich nehmen. Am Ruder sinkt der eine oder andere tot zusammen, andere werfen sich in Anfällen plötzlichen Wahnsinns in das Wasser und kommen nicht mehr zum Vorschein.

In Porto Belho kommt meist nur noch die Hälfte der Mannschaft an, ein großer Teil der Gummiballen ist verlorengegangen. Dann erfolgt die Rückreise stromaufwärts, die Kanus beladen mit Nahrungsmitteln. Sie ist noch beschwerlicher als die Herreise, denn die Waren müssen bei den Stromschnellen auf dem Rücken über Land getragen werden. Einen dieser Wasserfälle nannten die Leute treffend „Kochkessel der Hölle“. Durch die hohen Löhne angelockt, fanden sich aber immer wieder Leute, die die Reise wagten. Für die reichen Gummihändler war der Transport auf diesem Wege dennoch der vorteilhafteste, denn nach zwei Monaten befand sich der Gummi schon in Europa und das Geld war flüssig.

Ein anderer Transportweg war der nach Süden, den Mamoréfluß aufwärts nach Santa Cruz de la Sierra. Von hier aus waren es dann die Ochsenwagen, die in monatelanger, beschwerlicher Reise die kostbare Fracht nach Porto Suarez, am Rio Paraguay brachten, von wo aus sie nach Montevideo gelangte. Dieser Transport dauerte manchmal über ein Jahr und verursachte riesige Kosten und Kursverluste.

Der Bau der Eisenbahn war somit eine Lebensfrage für die bolivianischen Gummihändler. Aber erst nach vier Jahren, im Jahre 1907, konnte mit dem Bau der Bahn begonnen werden. Brasilien zahlte an die Unternehmer à fond perdu 25 Millionen Mark. Bald aber stellten sich dem Bau fast unüberwindliche Hindernisse entgegen. Dem furchtbaren Sumpffieber, der Malaria, dem Typhus und Beri-Beri waren weder Ingenieure noch Arbeiter gewachsen. Viele starben, andere flüchteten aus diesem verseuchten Gebiete. In der ganzen Welt wurde hierauf Propaganda gemacht. Aus Italien, Osterreich, Rußland, China und Japan, von überallher strömten die Arbeiterscharen herbei, an-

gelockt durch die freie Reise und den hohen Lohn. Doch furchtbar wütete das Fieber, ganze Kolonnen sanken in das Grab. Zeitweise ruhte die Arbeit, niemand wollte mehr zum Spaten greifen. Die Dämme versanken in dem sumpfigen Urwaldboden. Sie erforderten dreimal mehr Material als anfangs berechnet wurde. Die schwierigste Arbeit war das Ausheben des nassen, schlammigen Waldbodens, dem giftige Dünste entströmten. An den gefährlichsten Stellen wurden bis zu 20 Mark für den ausgehobenen Kubikmeter bezahlt, und dennoch schritt der Bau nur äußerst langsam vorwärts.

Wie teuer hier die Arbeitskräfte zu stehen kamen, mag die Tatsache zeigen, daß es billiger war, sämtliche Eisenbahnschwellen aus dem fernen Australien zu beziehen, während hier sozusagen vor der Nase im Urwald das beste Bauholz stand. Im ganzen arbeitete an dieser Bahn ein Arbeiterheer von 25000 Mann, von denen über die Hälfte dem Fieber zum Opfer fielen. Die Kosten der Herstellung der ganzen Bahn beliefen sich auf fast 200 Millionen Mark und das laufende Kilometer kam auf nahezu 500000 Mark zu stehen, also viel höher als unsere kunstvoll gebauten Alpenbahnen. Kaum war aber die Bahn zu Ende gebaut, als im Jahre 1913 ein gewaltiger Preissturz des Gummis erfolgte. Durch den nunmehr verbilligten Transport war es aber dennoch möglich, die Arbeit in den Gummiwäldern fortzusetzen.

Ich war keineswegs entzückt als ich bei meiner Ankunft in Porto Velho erfahren mußte, daß nur alle acht Tage ein Zug fährt. Eine Woche mußte ich untätig liegenbleiben. Trotzdem sich die gesundheitlichen Verhältnisse gebessert hatten und man in den Häusern, die mit feinem Drahtgeflecht umgeben sind, vor den Stichen der giftigen Mücken gesichert war, bekam ich bald heftiges Fieber und lag meistens in der Hängematte. Endlich schlug die erlösende Stunde. In mäßigem Tempo durchfahren wir die 350 Kilometer lange Strecke in zwei Tagen, nachts wurde nicht gefahren. An der bolivianischen Grenze, der Endstation, schiffte ich über den Fluß nach Guayara Mirim, das heißt kleiner Wasserfall. Hier befindet sich ein kleines Dorf mit einigen Handelshäusern und einer Militärstation. Hotels sind nicht vorhanden, aber ich fand in einem Geschäftshaus Unterkunft. Der Chef, ein

Schweizer, nahm mich gastfreundlich auf. Er war seit drei Jahren hier in dem ungesunden Neste, litt sehr unter dem Fieber und war gelb wie eine Zitrone. Sein Vorgänger, ein Deutscher, war im Fieberdelirium über den Wasserfall hinunter gesprungen und war nicht mehr zum Vorschein gekommen.

Nach zwei Tagen konnte ich mit einem Dampfer flussaufwärts weiterfahren, gesünderen Gegenden entgegen. Der Fluß hat seinen Namen geändert und heißt nun Mamoré. Mitten durch hochragenden Urwald wälzt er seine trüben Fluten, und ist für flache Dampfer über 1000 Kilometer weit aufwärts schiffbar. Auch hier wieder Spuren von zerstörten Ansiedlungen, wo sich Gummipicker niederlassen wollten, aber vor den wilden Indianern flüchten mußten. Der Wald hört langsam auf. Endlose Sumpfbiete und Grassteppen dehnen sich links und rechts, soweit das Auge reicht. Wir kommen in bewohnte Gegenden. Herden von halbwildem Vieh flüchten vor dem Getöse des sich stromaufwärts kämpfenden Dampfers. Sumpfvögel aller Arten kreuzen durch die Luft. Hier beginnt mein Reich, das große Jagdgebiet, von dem man mir Wunderdinge erzählt hatte. In einen kleinen Nebenfluß, den Yacuma, einbiegend, erreichten wir am sechsten Tage das Dorf Santa Ana. Nach siebzigtägiger Reise befand ich mich an dem Punkte, den ich mir auf der Landkarte herausgesucht hatte.

21.

Einiges von den Indianern Südamerikas

Das Departement Beni, nach dem gleichnamigen Fluß genannt, umfaßt fast die ganze Tiefebene von Bolivien. Es wird durchströmt von den schiffbaren Flüssen Beni, Mamoré und Itenez oder Guapore, der nach Nordosten die Grenze gegen Brasilien bildet. Die Ufer dieser Flüsse sind zum größten Teil 20—50 Kilometer weit landeinwärts mit prächtigem Urwald bestanden. Im Innern des Landes dehnen sich dagegen ungeheure Grassteppen aus, die zwischen Exaltacion und Trinidad streckenweise bis an das Ufer des Rio Mamoré heranreichen.

Diese Landschaften sind spärlich bevölkert von verschiedenen Indianerstämmen, die zum Teil noch wild und dem Weißen feindlich gesinnt sind.

Schon während der spanischen Kolonialzeit hatten die Jesuiten diese Gebiete besucht und überall Missionen gegründet. Es gelang ihnen, mehrere Stämme zum Christentum zu bekehren, sie legten feste Wohnsitze an, errichteten Gotteshäuser und bebauten das Land. Von einem Missionar wurde alles verlangt. Er war nicht nur Pfarrer und Lehrer, sondern mußte auch Baumeister, Schreiber, Schlosser und Landwirt, Musiker und Schneider sein. Die Indianer mußten zwei bis drei Tage in der Woche Frondienste leisten, und so entstanden mit der Zeit große Pflanzungen. Das Haupterzeugnis war das Zuckerrohr, aus dem Zucker und Branntwein hergestellt wurden, die überall einen guten Absatz fanden.

Als später ein Gesetz die Jesuiten aus Bolivien vertrieb, bemächtigten sich gewissenlose Händler und Ausbeuter dieser reichen und aufblühenden Kolonien. Um der Sklaverei zu entgehen, verbrannten die Indianer ihre Hütten und Kirchen und flohen in die Wälder, wo sie ihr früheres Nomaden- und Jägerleben weiterführten. Bis heute aber haben sich gewisse religiöse Gebräuche bei ihnen erhalten und kommen bei den häufig veranstalteten Festen zum Ausdruck. Christenglaube und Heidentum haben sich verschmolzen und bilden ein Chaos widersprechender Ideen.

Trotzdem die meist nur oberflächlich und in der Nähe der Flüsse erforschten riesigen Wälder und Steppen Südamerikas noch einige Millionen wilder Indianer beherbergen, wird das Aussterben der noch wilden Ureinwohner Südamerikas nicht aufzuhalten sein, denn die verschiedenen Stämme reiben sich in ihren beständigen Kriegen selber auf. Die Stammesgebiete sind durch Flußläufe oder Gebirgszüge festgelegt, werden sie aus irgendeinem Grunde, sei es Beuteluft oder wirklicher Nahrungsmangel, überschritten, so entstehen langwierige und verlustreiche Kämpfe, die nicht selten mit der Vernichtung der einen Partei enden.

Bei dieser Feindschaft aller gegen alle ist eine Verbindung und Verschmelzung der Stämme untereinander ausgeschlossen, und viele kleine

durch Krieg und Krankheiten geschwächte Gruppen gehen langsam an Inzucht zugrunde. Auch die Eingliederung in die Zivilisation und die Gewöhnung an eine wirklich feste Lebensweise gelingt nur selten, doch mag das zum größten Teil an der wenig rücksichtsvollen Behandlung der Indianer liegen. Durch den Verkauf von Ländereien an fremde Ansiedler durch die Regierungen, wurden sie von ihrem Grund und Boden vertrieben und gezwungen, sich in die Wälder zurückzuziehen, wo sie erst wieder kämpfend neues Land erwerben mußten. Es ist daher zu verstehen, daß sie den Fremden mit dem größten Mißtrauen begegnen. Ein Erlebnis, das ich kurz berichten will, möge die heutige Haltung des Indianers beleuchten. In der Nähe von Exaltacion, am Mamoré gelegen, nahm ich teil an einer Strafexpedition. Wir verfolgten einen Trupp Wilde, die eine Niederlassung verbrannt und Frauen und Kinder ermordet hatten. Durch Bluthunde geführt, gelang es uns, sie in ihrem Dorfe, oder besser gesagt an ihrer augenblicklichen Wohnstätte zu überraschen und vier Männer, zwei Frauen und zwei halbwüchsige Knaben gefangenzunehmen. Eine 30 Meter lange, schmale, niedere Hütte aus Zweigen geflochten, diente ihnen als Wohnung. Sie bildete einen einzigen Raum und der Schmutz und der Gestank darin waren unbeschreiblich. Wir nahmen die Gefangenen mit uns und sperren sie in einer Niederlassung in ein festes Blockhaus, das von Hunden, vor denen die Wilden große Angst haben, bewacht wurde. Schon unterwegs nahmen sie keine Nahrung zu sich und auch jetzt rührten sie weder rohes, noch gebratenes Fleisch an. Wir setzten ihnen alles vor, was wir selber hatten, aber nur ein etwa achtjähriger Junge fing am vierten Tage an, gekochten Fisch mit Reis zu essen. Er spuckte den ersten Bissen aber sofort wieder aus, wahrscheinlich wegen des ungewohnten Gewürzes von Salz und Pfeffer, das die Indianer nicht kennen. Sie kauerten am Boden und wären verhungert, hätten wir sie nicht freigelassen.

Die Hautfarbe der südamerikanischen Ureinwohner ist hell- bis dunkelbraun, geht aber manchmal auch ins gelbliche über. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß die im Durchschnitt etwa 1,55—1,65 Meter großen Leute der Kleingewachsenen Stämme, hellere Farben

aufweisen, während die Angehörigen der hoch und muskulös gewachsenen Stämme, unter denen sich viele bis zu 1,80 Meter große Leute befinden, dunkler gefärbt sind. Unter letzteren sind besonders die wilden und grausamen Striones und Lobas hervorzuheben, ferner die Chirivanos und Novimas. Die Gesichtsbildung ist sehr verschieden. Die Augen der gelblichen Rasse sind leicht geschlitz. Charakteristisch sind bei allen Ureinwohnern die stark hervortretenden Backenknochen und der große, runde Kopf. Die Nase ist im allgemeinen klein und stumpf, der Mund groß und zeigt oft wulstige Lippen. Weit aus der größte Teil hat einen finsternen, stumpfsinnigen, auch grausamen und verschlagenen Gesichtsausdruck. Die Leute ganzer Stämme zeichnen sich durch unproportionierte Körper und unansehnliche Gesichter aus, während andere wieder prächtig gewachsen sind und angenehme, ausdrucksvolle, rassistige Gesichter aufweisen.

Ein jeder Stamm spricht seine eigene Sprache, und oft nur durch einen Flußlauf getrennt, verstehen sie einander nicht. Herbe Kehllaute zeichnen die eine Sprache aus, während eine andere unter Zuhilfenahme von viel Speichel aus zischenden Lauten besteht. Es ist für uns sehr schwer, diese Worte richtig auszusprechen und eine solche Sprache, trotzdem sie nur 2000—3000 Wörter hat, zu beherrschen, ist fast unmöglich.

Sehr verschieden sind die Sitten und Gebräuche des ehelichen Lebens. Am tiefsten stehen die Wilden, bei denen die Frau Gemeingut des ganzen Stammes ist, bei denen die Kinder ihre Väter nicht kennen und der Erzeuger seine Kinder nicht. Sie werden alle gemeinsam wie eine Herde aufgezogen, und die Kindersterblichkeit ist groß. Alle Arbeit im Lager wird von den Frauen verrichtet, sie verfertigen außerdem Bogen und Pfeile und durchbohren mit unendlicher Geduld die Zähne der erlegten Tiere, um daraus Schmucksachen herzustellen.

Männer anderer Stämme kamen auf den Gedanken, sich mehrere Frauen zu nehmen, um durch ihre Arbeit ein angenehmeres Leben führen zu können. Begünstigt wird die Vielweiberei durch die viel größere Anzahl der Frauen, da viele Männer im Kampfe und auf der Jagd ihr Leben einbüßen. Aber trotzdem werden keine Ledigen unter

ihnen geduldet, sobald ein Mädchen die Reife erlangt hat, wird es einem Manne zugeteilt, sofern es nicht schon vorher eine Auswahl getroffen hat. Ich habe eine niedliche, kaum zwölf Jahre alte Indianerin kennengelernt, die Witwe war und zwei Kinder hatte (Zwillinge).

Im allgemeinen ist es für den Weißen leicht, ein Indianermädchen einzutauschen oder zu kaufen, einige Geschenke an die Mutter genügen meist. Es gibt viele Europäer, die so mit Indianerinnen zusammenleben und in ihnen eine treue, aufopfernde Lebensgefährtin gefunden haben. Frauen anderer Stämme verachten es dagegen, einem weißen Manne anzugehören, ihre Sitten sind streng, Untreue wird bisweilen mit dem Tode bestraft und der Weiße, der sich durch Gewalt in den Besitz einer der Ihrigen setzt, gilt als Todfeind. Geraubte Frauen getöteter Feinde werden zuerst als Sklavinnen, nachher aber wie die eigenen behandelt.

Das Leben der wilden Völker Südamerikas kennt kein anderes Ziel, als sich zu ernähren, sie sammeln keine Reichtümer und bauen keine ständigen Wohnungen. Ihre Waffen sind Pfeil und Bogen, Speer und Lotschläger aus Eisenholz. Sie haben also heute noch die Lebensweise unserer vorgeschichtlichen Vorfahren.

22.

Eine erfolgreiche Erkundungsfahrt und ihr schlimmes Ende

Bald nach meiner Ankunft in Santa Ana begann ich Erkundigungen über die Gegend einzuziehen, stellte mich dem Präfekten vor, zeigte ihm meine Empfehlungen und bat ihn, mir zu einem Practico, einem Pfadfinder, zu verhelfen, der mich nach den Sümpfen führen könnte. Es war nicht leicht, denn niemand wollte einen einzelnen Jäger monatelang in die Wildnis begleiten. Schließlich ließ sich ein untergesetzter Indianer, Miguel genannt, dazu bewegen, gegen ein Entgelt von 250 Mark im Monat mitzukommen. Ein Kanu war nicht

zu kaufen, dagegen konnte ich einen gut gearbeiteten Einbaum gegen 2 Mark Taggeld mieten. Die Reihzeit war weit vorgerückt, das Wasser im Sinken begriffen, und Eile tat not. Verproviantiert waren wir schnell. Und so fuhren wir am dritten Tage nach meiner Ankunft hinaus, den Jagdgesilden entgegen. Mein Mann war tüchtig, das sah ich bald. Wir ruderten täglich 14 Stunden einen raschfließenden, tiefen Fluß, den Kapulu, aufwärts. Ich erlebte harte Tage bis ich wieder trainiert war. Aber mein in Europa angesammelter Speck verlor sich bei der tropischen Hitze und den großen Anstrengungen bald. Ich ging sofort zu meiner alten und erprobten Lebensweise über, ausschließlich Fleischkost und nur einmal am Tage zu essen.

Nach 14 Tagen befanden wir uns in vollständig unbewohnten Niederungen, und die Jagd nahm ihren Anfang. Leider konnte Miguel mit der Schußwaffe nicht umgehen, dafür aber lud er mir Patronen und führte mir eine gute Küche. Die Gegend war reich bevölkert mit Reihern, aber die Hälfte hatte die Schmuckfedern bereits verloren, und die andern waren ziemlich abgestoßen. Um die Gegend zu erkunden, drangen wir weiter vor. Der Fluß teilte sich in viele Arme und löste sich im Sumpfe auf. Wir stakten mit Bambusstangen weiter. Mehrere Tage fanden wir kein festes Land mehr und mußten im Kanu schlafen. Endlos dehnten sich die Sümpfe, wir kehrten daher um und ich beschloß, dieses Gebiet nächstes Jahr, aber drei Monate früher, wieder zu besuchen.

Als wir den Kapulu abwärts fuhren, tauchte plötzlich zehn Meter vor uns ein gewaltiger Alligator von nie gesehener Größe auf. Mit geöffnetem Rachen schoß er auf uns zu und erhaschte beinahe meinen Begleiter. Wir warfen uns auf den Boden des Kanus, wütend umkreiste er uns, streckte seinen schweren Kopf in das Boot, und versuchte uns zu packen. Es fehlte nicht viel, so wären wir gekentert. Dann zog er sich zurück, nahm einen neuen Anlauf und packte den hintern Teil des Kanus mit seinem Rachen. Nun gelang es mir, die große Art zu ergreifen, die ich ihm auf den Schädel niederschmettern ließ. Er versank im Wasser, kam aber nach einigen Sekunden mit neuer Wut auf uns los. Inzwischen hatte ich die Flinte ergriffen und schoß ihn aus

nächster Nähe in ein Auge. Geblendet fuhr er in die Tiefe, dem Kanu noch einen Schwanzschlag versetzend, daß es in allen Fugen krachte. Miguel war bleich unter seiner dunklen Haut. Er sagte mit starren Augen, Herr es wird uns dennoch fressen.

Weiter abwärts erlegte ich zwei Hirsche, wir verbrachten einige Tage im Lager und stellten Trockenfleisch her. Ruderschläge ließen uns von der Arbeit auffahren. Ein Kanu näherte sich. Als ich die beiden Insassen gewahrte, griff ich unwillkürlich nach dem Gewehr. Auch sie schienen erschrocken und erhoben die Hände, ein Zeichen des Friedens. Ein ganz verwilderter, struppiger Kerl mit langen Haaren im Gesicht, lenkte das Fahrzeug. Born saß ein unbestimmbares Wesen, dunkelbraun mit losen schwarzen Haaren, die den nackten Oberkörper fast ganz bedeckten. Es war nur mit langen, zerrissenen Hosen bekleidet, die durch einen Gürtel zusammengehalten wurden. Die Brüste, die zwischen den herabhängenden Haarsträhnen zum Vorschein kamen, ließen erst das Weib erkennen. Der Mann stieß das Kanu an das Ufer und fragte in schlechtem Spanisch: „Wo bin ich?“ Auf meine Frage, sind Sie Deutscher, antwortete er: „Nein, Oesterreicher“. Ich lud ihn ein, am Feuer Platz zu nehmen, und Miguel bereitete einen Kaffee. Und nun erzählte mir der Oesterreicher seine Odyssee. Er war Angestellter eines Gummihauses, kam infolge des Krieges auf die schwarze Liste und mußte flüchten. Die Indianerin, die ihm den Haushalt besorgt hatte, begleitete ihn. Er kaufte Boot und Waffen und fuhr den Rio Yacuma hinunter, um nach dem Mamoré zu gelangen. Unterwegs hatte er Schiffbruch und verlor fast sämtliches Gepäck. Während der großen Überschwemmung verlor er den Lauf des Flusses und gelangte in die endlosen Sümpfe. Wochenlang waren die beiden so umhergeirrt und freuten sich zu hören, daß sie nur noch einige Tagereisen vom Rio Mamoré entfernt waren. Ich gab ihm Kleider, auch die Indianerin zog ein Hemd von mir an und lächelte verschämt. Andern Tages trennten wir uns, und ich habe nie mehr von ihm gehört.

Nach Santa Ana zurückgekehrt, besuchte ich die Honoratioren des Dörfchens. Ich wurde überall freundlich aufgenommen und eingeladen, auf ihren entfernten Estancias die Jaguare zu erlegen, da sie dem

Biehbestände großen Schaden zufügten. Unterkunft und größte Gastfreundschaft fand ich beim Leiter eines deutschen Geschäftshauses. Aber bald schlug wieder die Stunde der Abreise, denn ich wollte während der nächsten sechs Monate die Gegend kennenlernen, um dann die Reiherjagd zur richtigen Zeit und am gegebenen Ort auszuüben. Die Ausrüstung machte ein großes Loch in meine Kasse. Während die hiesigen Erzeugnisse billig sind, zahlt man für eingeführte Waren riesige Preise. Hundert leere Patronenhülsen kosteten über 30 Mark, ein Kilo Pulver 8 Mark, ein Kilo Schrot fast ebensoviel, ein Kilo Salz 2,50 Mark, ein Kilo Mehl 4 Mark, ein Angelhaken oder ein Büchlein Zigarettenpapier über eine Mark. Eine fette Kuh dagegen bekommt man für 30 Mark.

Inzwischen konnte ich von Indianern ein gut gearbeitetes, leichtes und doch geräumiges Jagdkanu kaufen. Ich fand auch einen neuen Jagdgefährten, einen großgewachsenen Nestizen, der sich mir als guter Ruderer und Tigerjäger vorstellte. Ich versprach ihm 120 Mark Monatslohn und wenn er ein Jahr bei mir aushalte, eine Jagdflinte als Geschenk.

Unser Ziel war der Truyanifluß, der einige Tagereisen unterhalb von Santa Ana von Westen kommend in den Mamoré mündet. Die Regenzeit war vorüber, ein dunkelblauer, wolkenloser Himmel strahlte über uns. Das Wasser in den Flüssen fiel rasch. Der Rio Mamoré hat hier eine Breite von 600 bis 800 Meter. Kilometerlange Sandbänke kamen zum Vorschein, die gute Lagerplätze abgaben. Mein Begleiter machte mich auf Spuren im Sande aufmerksam, die von Schildkröten herrührten. Er sagte, daß jetzt die Brutzeit beginne, und wir sollten unsern Proviant durch eine Anzahl Eier vermehren. Mir war es recht, und wir gingen auf die Suche. Bald bückte sich mein Gefährte, grub im Sande und brachte einige Duzend Eier zum Vorschein. Es war keine Kunst, die Nester zu entdecken. Die Schildkröte gräbt ein 25 Zentimeter tiefes, rundes Loch in den feuchten Sand, in das sie 30—36 Eier legt und zwar alle auf einmal, in einem Zeitraum von einer halben Stunde. Nachdem sie das Loch wieder zugescharrt hat, kriecht sie zweimal darüber hinweg, um den Sand zu glätten. Sie beschreibt

dann eine halbkreisförmige Schleife um das Nest, worauf sie ihr Element wieder aufsucht. In der Folge habe ich noch Tausende von Nestern gesehen, und alle wiesen genau die gleiche Schleife auf. Das Ausbrüten geschieht durch die feuchte Wärme des nassen Sandes in vierzig Tagen. Werden die Eier in trockenen Sand oder an die Sonne gelegt, so kann sich die Brut nicht entwickeln, und die Eier faulen.

In einigen Nestern fanden wir frisch aus der Schale gekommene Junge, und hatten dabei Gelegenheit, den Instinkt dieser Tiere zu beobachten. Bringt man sie auf festes Land, so schlagen sie sofort die Richtung nach dem Wasser ein. Ich setzte einige hundert Meter weit im Walde aus, aber stets fanden sie sogleich den Weg zum Flusse.

Die hier vorkommenden Eier haben die Größe eines kleinen Hühner-
eies. Die Schale ist weich und sandig. Der Inhalt besteht nur aus sehr fetthaltigem Dotter, der auch bei stundenlangem Kochen nicht hart wird. Erst wenn man die Eier nach dem Kochen einige Tage in die Sonne legt, werden sie fest und bleiben drei bis vier Wochen haltbar. Auf einer Insel fanden wir unzählige Nester und sammelten einige hundert Kilo Eier. Sie wurden in das leere Kanu gebracht und mit den Füßen zertreten. Die flüssige Masse wurde mit Stöcken eine Stunde lang geschlagen und gerührt, ein Quantum Wasser zugesetzt und blieb bis zum andern Morgen stehen. Inzwischen hat sich auf der Oberfläche eine dicke Fettschicht gebildet, die sorgsam abgeschöpft wird. Das noch anhaftende Wasser wird durch Auskochen entfernt, und nun ist die berühmte Schildkrötenbutter fertig. Sie schmeckt ausgezeichnet und ist das denkbar beste Kochfett.

Zu den Eiern gehört nun aber auch eine gute Schildkrötensuppe. Um die Tiere zu fangen, legt man sich bei mond hellen Nächten auf die Lauer an einer Stelle der Insel, die hinter dem Winde liegt, denn sonst verläßt keine das Wasser. Zwischen 9 und 10 Uhr nachts findet die Eierablage statt. Dann springt man vorwärts und legt die Tiere auf den Rücken, denn dann können sie nicht mehr weiter. Am andern Morgen werden sie zusammengelesen und lebend mitgenommen.

Der Truhani ist ein vielgewundenes Flüsschen. Seine Ufer waren bevölkert von Herden von Carpinchos, und in der Pampa tummelten

sich Hirsche. Ich erlegte seltene Vögel zum Ausstopfen und sammelte merkwürdige Fische, Kröten und Eidechsen, die ich in einem Gefäß mit Formol aufbewahrte. Umgestürzte Bäume und dickes Pflanzengewirr setzten unserm weiteren Vordringen ein Ziel. Wir schlugen das Lager auf und machten tagelange Märsche in das Innere. Der Boden war trocken, doch mußten wir uns durch mannhohle Dschungel vorwärts arbeiten. So strebten wir einem Wäldchen entgegen und wollten es gerade betreten, als sich vor unsern Füßen zwei Jaguare in gewaltigem Sprunge erhoben. Wir störten sie im Ehebette auf. Nur wenige Schritte trennten uns vom Walde, in den wir uns schleunigst zurückzogen, ein Verweilen im hohen Riedgrase hätte uns das Leben kosten können. Der Waldboden war kahl, und dennoch gewahrte man im trockenen Laube die zwei zum Sprunge geduckten Tiere nicht sofort. Das eine war vier, das andere sieben Meter von uns entfernt. Keine Bewegung verriet Leben, die Köpfe lagen tief gesenkt zwischen den Pranken, die glühenden Augen waren starr auf uns gerichtet, ein prachtvoller Anblick. Mein Jagdgefährte, der dem einen Jaguar noch einen Schritt näherstand, brachte seine Waffe nicht in Anschlag, er sagte mir nachher, er sei wie gebannt oder wie gelähmt gewesen. Hart an ihm vorbei sandte ich dem nächsten Tiere die tödliche Kugel über den Lichtern in den dreieckigen Schädel. Das andere setzte auf den Schuß mit einem gewaltigen Sprunge wieder in die Dschungel zurück. Kein Laut, keine Bewegung verriet, daß der Jaguar getroffen sei, er verharrte ganz genau in der gleichen Stellung, und der Mestize murmelte — gefehlt. Dann sah ich aber einen blutigen Flecken eben da, wo er sein mußte. Der Tod war blitzartig erfolgt und löste nicht die geringste Zuckung aus. Wir legten unsere schweren Rucksäcke ab und machten uns daran, das Fell abzuziehen. In diesem Moment setzte das zweite Tier unter furchtbarem Brüllen heran, betrachtete sein totes Weibchen und sprang in das Dickicht zurück. Unsere Waffen lagen am Boden, so daß wir keinen Schuß anbringen konnten. Nun schleppten wir die Beute weiter vom Rande weg in eine Lichtung, um vor weiteren Angriffen besser gesichert zu sein. Aber noch dreimal erschien das gereizte Tier. Ich schoß, aber ohne zu treffen.

Als wir nachher an einer Stange das Fell nach dem mehrere Stunden entfernten Lager trugen, folgte uns das Männchen hart auf den Fersen. Wir konnten es aber nicht sehen, nur hören. Bei Anbruch der Nacht erreichten wir todmüde das Lager und hingen das Fell an einem Baume auf. Ein großes Feuer beleuchtete den Platz, und wir legten uns schlafen. Aber nicht lange, denn aus nächster Nähe erscholl das furchtbare Gebrüll unseres Feindes. Er ließ uns die ganze Nacht keine Ruhe, peitschte mit dem Schwanz die Erde, sprang an den Bäumen empor und zerkratzte die Stämme. Bei Tagesgrauen beluden wir unser Kanu und suchten ein anderes Lager, noch lange verfolgt von dem Brüllen des ergrimmteten Tieres.

Die weitere Reise führte uns durch weite Pampas, durchsetzt von Wäldchen, halb ausgetrockneten Flüsschen und Seen. Nach der Karte befinden wir uns in dem Gebiete der Chacobos-Indianer. Dieser Stamm, wie so viele andere, ist langsam im Aussterben begriffen. Sie sind gegen die Weißen, wenn auch nicht gerade freundlich, so doch auch nicht feindlich gesinnt. Als wir Rauch aufsteigen sehen, halten wir darauf zu. Am Waldesrande liegt eine große Schar der braunen Kinder des Urwaldes. Außer dem Häuptling nimmt niemand Notiz von uns. Sie sind damit beschäftigt, einen ganz gebratenen, gewiß vier Meter langen Alligator zu vertilgen. Die Weiber und Kinder sind splitternackt, während die Männer zum Teil Überwürfe aus weicher Baumrinde tragen. Es erfolgte kein Gegengruß von seiten des Häuptlings, er glogte uns nur dumm an. In der Hand hielt er eine lange Lanze, Bogen und Pfeile hatte jeder neben sich am Boden liegen. Ich sagte ihm, daß ich mich auf der Jaguarjagd befände und lobte die reichen Jagdgründe seines Gebietes. Er antwortete in gebrochenem Spanisch, daß er mich verstehe. Ich erkundigte mich nach dem Vorkommen von Reihern in der Regenzeit und er erklärte mir, daß einige Stunden von hier nach Westen an einem See ein großer Brutplatz sei, wo es viele Eier und junge Vögel zum Essen gäbe, doch müßten wir uns in acht nehmen, nicht selber aufgefressen zu werden, denn es kämen mitunter Salvajes (Menschenfresser) dorthin, denen es Vergnügen mache, Weiße zu verspeisen. Die Chacobos sind mittelgroß, breit und

muskulös, ihre Haut braun, Nase und Mund schön geformt, die Augen klein und etwas geschlißt; der Gesichtsausdruck ist ernst, fast düster. Während der Häuptling mit mir sprach, mußte ich mich zusammennehmen, um nicht laut zu lachen. In seinem breiten Gesicht, dicht unter der Nase, war in einer Durchbohrung der Haut ein winziges Schnäuzchen aus roten Federn befestigt. Ich hatte unbedingt das Gefühl, das Kitzeln unter der Nase müsse ihn zu heftigem Niesen bringen. In den Ohrläppchen hatte er die Nagezähne von Carpinchos stecken, und um den Hals trug er eine Kette von durchbohrten Zähnen des Brüllaffen. Auch die andern Männer trugen den gleichen Schmuck, nur daß das Schnäuzchen manchmal aus grünen oder blauen Federn bestand. Würde man einem dieser Wilden sein Schnäuzchen aus der Nase ziehen, so wäre das eine tödliche Beleidigung, und man hätte die Feindschaft des ganzen Stammes zu gewärtigen.

Während ich mich mit dem Häuptling unterhielt, schielte mein Begleiter schon längst nach einem jungen, nackten, prächtig gewachsenen Mädchen, das in der Nähe stand. Er konnte es nicht unterlassen, mit einer unzweideutigen Gebärde den Häuptling zu fragen. Dieser verstand sofort und trat so nahe an ihn heran, daß sein Gesicht beinahe das seine berührte. Er stieß seine Lanze in den Boden und sagte mit furchtbarer Stimme nur die zwei Worte „Tu perro?“ Das will heißen: „Bist Du ein Hund?“ Ich fürchtete für sein Leben. Der Häuptling wendete sich aber ab, murmelte unverständliche Laute, worauf der ganze Trupp im Walde verschwand. Für uns aber war es das Beste, nun diese Gegend zu meiden. Ich wünschte keine zweite Begegnung.

*

*

*

Auf der Rückreise besuchten wir das einige Kilometer weit vom Rio Mamoré entfernt liegende Indianerdorf der Chayuvabas-Indianer. Auch hier befindet sich wie in Santa Ana eine alte Missionskirche aus der Jesuitenzeit. Die Leute sind friedlich und leben von Viehzucht und ihren Pflanzungen. Die Sitte im hiesigen Lande erlaubt jedem Fremdlinge beliebige, ihm unbekannte Häuser zu betreten und deren Familien

einen Besuch abzustatten. Man gibt Auskunft über den Zweck seiner Reise und erkundigt sich nach allerhand Bissenswertem. Man wird sofort mit einer Zigarette beehrt, deren selbstgepflanzter, ausgezeichnete Tabak in ein Maisblatt gewickelt ist. Nicht selten entzündet sie die Tochter des Hauses selbst, indem sie eine glühende Kohle aus dem Feuer zieht und zuerst selbst einige Züge raucht. Man belohnt sie mit einem feurigen Blick, der durch ein Lächeln quittiert wird. Inzwischen ist der ebenfalls selbstgepflanzte Kakao bereitet worden, der stark gesüßt und gequirt wird, daß er schäumt wie warmes Bier. Dazu werden kleine, harte, aus Mais gebackene Fladen herungereicht.

Ich nehme die Einladung eines bolivianischen Großgrundbesizers an, seine weit weg gelegenen Estancias zu besuchen und ihm einige Tiger abzuschießen. Ein Mozo (Rinderhirt) begleitet uns bis an die Grenzen seiner Besitzungen. Auf flinken Maultieren durchstreifen wir die Pampas, und schon seit Stunden geht es in der heißen Mittagssonne durch mannhohes Riedgras. Ich war halb eingeschlafen und wurde plötzlich durch einen wilden Schrei, den mein Begleiter, der Mestizo, ausstößt, aufgeschreckt. Etwa 30 Meter hinter mir bietet sich mir ein furchtbares Schauspiel. Mit den Hinterpranken auf dem Maultiere festgekrallt, versuchte ein mächtiger Jaguar den Mann herunterzureißen. Er hatte ihm die eine Laxe in das Gesicht geschlagen, das Maultier stand zitternd bockstill, der Angegriffene hielt mit äußerster Kraftanstrengung den geöffneten Rachen des Tieres von sich ab, und es gelang ihm, mit der andern die Winchesterbüchse an die Laxe des Tigers zu bringen, die ihn festhielt, und Feuer zu geben. Das Maultier machte einen Satz und beide stürzten zu Boden. Durch den zerschossenen Vorderfuß gehindert, ging der Jaguar nicht sofort wieder zum Angriff über, und der Jäger fand Zeit, den Lauf der Büchse an seine Brust zu stoßen und zu schießen. Zielen konnte er nicht mehr, denn sein Gesicht war von Blut und Pulverdampf bedeckt. Der erste Schuß hatte sich kaum zwei Zentimeter vor seinem Gesicht entladen. Der ganze Kampf spielte sich mit einer Schnelligkeit ab, der ein Eingreifen meinerseits ausschloß. Ich hatte noch etwas Tee in der Feldflasche, mit welchem ich die Wunde auswusch. Sie sah böse genug aus.

Eine Kralle war durch das Auge gedrungen und hatte es zerstört, auch Stirn und Wange waren arg zerrissen. Den ganzen Kopf mußte ich ihm mit Binden, die ich immer bei mir führte, umwickeln, nur Öffnungen für das Auge und die Nase blieben frei. Er sah aus wie eine ägyptische Mumie. Das Maultier war bald eingefangen. Die Trophäe mußten wir leider liegenlassen. Ich nahm nur den Kopf des Tieres als Andenken mit, und habe ihn heute noch zu Hause. Erst nach Stunden gelangten wir zu einem Flüsschen, wo ich die Wunde richtig auswuschen, desinfizieren und verbinden konnte.

Doch ein Unglück kommt selten allein. Zwei Tage reisten wir bei Nacht, da mein Begleiter starkes Bundefieber hatte und die Sonnenhitze nicht ertrug. Mit dem Kompaß halte ich Richtung nach Westen, und bald müssen wir an den Rio Mamoré gelangen. Der Mond war untergegangen, es mochte etwa 3 Uhr sein, und die Nacht war sehr dunkel, als sich mein Reittier hoch aufbäumte, schnaubte und durchbrannte. Ich war machtlos und ließ das Tier dahinfliehen. Da gewahrte ich eine dunkle Wand vor mir, es mußte ein Wald sein. Mit aller Kraft riß ich am Zügel, um den Kopf des Tieres herzubringen, aber das Leder riß entzwei und ich war führerlos. Ich hätte mich nun zu Boden fallen lassen sollen, aber schon stürzte das verrückte Tier in den Wald hinein. Ich beugte mich tief nieder und hielt mich an der Mähne fest, Satteltaschen, Gewehr, alles wurde mir weggerissen bis ich endlich selbst mit der Schulter gegen einen Baum stieß und rücklings zu Boden geschleudert wurde. Als ich wieder zur Besinnung kam, zündete ich Feuer an und wartete den Morgen ab. Meine rechte Schulter war dick angeschwollen und der Arm unbeweglich. Heftige Schmerzen plagten mich. Ich ging langsam in unsrer Spur zurück, fand unterwegs auch meine Büchse und Satteltasche. Nach mehreren Schüssen erhielt ich Antwort und traf auf meinen Gefährten in Begleitung eines Mozos, eines Angestellten einer Estanzia. Er führte mein Maultier am Zügel, das er in der Pampa weidend angetroffen hatte. An der Stelle, wo mein Tier durchgebrannt war, fanden sich Fußabdrücke eines Kaimans. Sobald nämlich die Lagunen austrocknen, wandern sie über Land, um wieder in ihr Element zu kommen. Den

Schrecken des Maultieres kann man sich denken, als ihm plötzlich ein solches Tier im Wege lag. Man half mir in den Sattel, und unter Begleitung des Mozos erreichten wir am gleichen Tage in traurigem Zustande unsern Ausgangspunkt, das Indianerdorf Exaltacion. Wir ließen uns dann nach Santa Ana rudern, wo wir unsere Verletzungen pflegen konnten. Bald darauf aber fuhr ich mit einem Dampfer nach Trinidad, um dort einen Arzt zu Rate zu ziehen, denn ich fühlte, daß ein Knochen in der Achsel gebrochen war.

23.

Eine Musterfarm

Trinidad, die Hauptstadt des Venigebietes, hat einen Gerichtshof und eine Garnison von etwa 100 Mann. Der Mittelpunkt des Handels und Verkehrs ist die Plaza, der große freie Platz in der Stadtmitte, die in keiner Siedlung der spanischen Kolonialzeit fehlt. Auf der einen Seite steht die Missionskirche, ein uraltes, haufälliges, nur aus Holz erstelltes Gebäude aus der Jesuitenzeit, das mehr einer alten Scheune gleicht als einem Gotteshaus. Die Pfarreien und Missionen dieser Gegend sind im allgemeinen nicht auf Rosen gebettet, denn der größte Teil der Bevölkerung ist arm und kann nicht viel zum Unterhalt seiner Geistlichen beitragen. Auf der andern Seite stehen die wenigen einstöckigen Häuser der Beamten. Sonst sieht man nur eingeschossige Wohnungen mit großen Innenhöfen, in denen nicht selten schöne Blumengärten angelegt sind. Der Großhandel liegt in den Händen einiger deutscher Firmen, Zeller, Billinger & Comp., Elsner & Comp., Barber & Comp. Den Kleinhandel mit Landeserzeugnissen betreiben hauptsächlich die Gollas, ein Mischvolk aus den Kordilleren, und die Cruzenios, die ein besonderes Geschick dazu besitzen. Die vielen Indianer unter dem Sammelnamen Trinitarier wohnen in Bambushütten rings um die Stadt. Sie, Männer und Weiber, sind die körperlich arbeitende

Klasse und um geringen Lohn verrichten sie den Weißen unermülich ihre Arbeit.

Die Gründung von Ortschaften und neuen Ansiedlungen stößt in diesen Gegenden auf große Schwierigkeiten, alles ist Steppengebiet, strichweise bedeckt mit Dornbusch und Wald. In der Regenzeit steigen die Flüsse über die Ufer und verwandeln die Pampas in bodenlose Sümpfe. So liegt auch Trinidad acht Kilometer entfernt von einer Wasserstraße, dem Ivari. Während in der Trockenzeit Ochsenwagen den Verkehr vom Fluß zur Stadt besorgen, fahren die Dampfer in der Regenzeit über die überschwemmte Pampa hinweg bis in die Stadt hinein, von der ein Teil unter Wasser steht.

In Trinidad lernte ich Herrn Leutenegger, einen Schweizer, kennen. Er nahm mich mit nach seiner Besitzung, wo ich meine ungewollten Ferien verbringen und mich ausheilen sollte. Am Ufer des Ivariflusses gelegen, erhebt sich auf künstlich erhöhtem Gelände ein mächtiger, einstöckiger Bau. Im Erdgeschoß befinden sich die Lagerräume und Wohnungen der Angestellten, im ersten Stock eine Flucht großer, schön ausgestatteter Zimmer, die alle einen Ausgang auf den Balkon haben, der sich um das ganze Haus zieht. Ein erhöhter, turmartiger Aufbau gewährte einen weiten Rundblick auf die Pflanzungen ringsum, die in der Ferne von hohem Wald eingeschlossen sind.

Herr Leutenegger ist verheiratet mit einer Tochter eines mächtigen Gummibarons von Bolivien, aus dem Hause Suarez. Die Besitzungen dieser Familie übertreffen an Flächeninhalt die Schweiz. Ein Heer von 20 000 Menschen arbeitet in den Gummiwäldern an den Flüssen Madre de Dios und Beni. Große Viehherden tummeln sich auf der weiten Pampa und eigene Dampfer vermitteln den Verkehr. Frau Leutenegger hieß mich willkommen. Ihre Gastfreundschaft kannte keine Grenzen, und ich denke stets mit Dankbarkeit und Liebe an die herzensguten Menschen zurück.

Der künstliche Hügel, auf dem sich die Besitzung, Loma genannt, befand, erregte meine Aufmerksamkeit. Die ganze Anlage deutet auf eine alte Befestigung hin. Die Erhöhung beträgt vier Meter, ist 300 Meter lang und 150 Meter breit. In der Mitte erhebt sich

abermals ein acht Meter hoher Hügel, auf der einen Seite vom Ivarisfluß geschützt, auf der andern Seite von tiefen Sumpflöchern umgeben. Mit Pallisaden versehen, bildete das Ganze eine schwer zu stürmende Befestigung. Allerhand Funde deuten aber darauf hin, daß sie schon in vorspanischer Zeit von den Ureinwohnern errichtet wurde. Der vor wenigen Jahren verstorbene Südamerikaforscher Nordenskiöld machte hier Ausgrabungen und ich setzte seine Arbeit fort. Wir fanden Steinwerkzeuge und Knochen von Menschen und Tieren sowie Scherben zerbrochener Töpfe.

Während wir eines Abends bei einem Spiel Karten saßen, wurde Besuch gemeldet. Ein baumlanger, abgerissener, zerfetzter Kerl trat ein und meldete sich als Schweizer. Er war schon wochenlang unterwegs und kam auf der lateinischen Zehrung aus dem Hochland herunter, indem er sich immer an andere Reisende anhängte und deren Schiffe benutzte. Nun wünschte er Arbeit, und auf das Befragen, was er denn könne, sagte er: „Ich war halt in der Schweiz Bremser bei der Nordostbahn auf den Güterzügen.“ Was haben wir gelacht. Er erhielt Kleider und eine Anstellung als Aufseher, war aber nicht beliebt, da er allen Indianerweibern nachstellte.

Die Zeit war herangekommen, wo Herr Leutenegger seine Estanzias besichtigen wollte. Sie liegen meist am Mamoré und erstrecken sich bis weit in das Innere. Ein Dampfer führte uns an Ort und Stelle. Herr und Frau Leutenegger, zwei Damen aus Trinidad und ich bildeten die Reisegesellschaft. Tagelang durchstreiften wir zu Pferd die Grassteppen. Unter anderm machten wir auch Besuch bei einem Häuptling der Movimas-Indianer, er war eine Prachtgestalt, aber finster und einsilbig. Vor kurzem hatte er seine Frau getötet, weil sie ihm nicht gehorchte, wie er sagte. Trotzdem alle halb oder ganz zivilisierten Indianer der ordentlichen Gerichtsbarkeit des Landes unterstehen, getraute sich doch niemand, ihn zu verhaften, denn er behauptete das Recht zu haben, seine Leute nach Gutdünken zu bestrafen.

Herr Leutenegger hatte seine Viehzüchtereien mit Schweizernamen getauft. Auf der einen, „La suiza“, an einem flachen See gelegen, verweilten wir mehrere Tage. Die ganze Gesellschaft badete, und wir

befanden uns weit draußen, als plötzlich eine der Damen laut aufschrie „ein Kaiman, ein Kaiman hat mich gebissen“. Wir schwammen so schnell wie möglich herbei, um zu helfen. Es war aber kein Kaiman, sondern einer der gefürchteten Raubfische, Piranas oder Caraißen, die gewöhnlich in Herden leben. Wir umringten die Dame, peitschten das Wasser mit Händen und Füßen und schrien dazu. Wäre sie allein gewesen, hätte sie das Ufer nicht mehr erreicht, denn einige Blutstropfen genügen, ganze Scharen dieser Bestien herbeizulocken, und ein Lebewesen, das einmal gebissen ist, wird in kürzester Zeit von ihnen bei lebendigem Leibe aufgefressen. Wir hatten Glück, aber es war ein peinliches Gefühl, bis die 200 Meter zum Ufer zurückgelegt waren.

Bei der Erstellung von Umzäunungen wurden auf einer Estanzia Gräber freigelegt. Es handelte sich um die Begräbnisstätte von Ureinwohnern. Die Särge, wenn man so sagen will, bestanden aus etwa 70 Zentimeter langen Trögen, die mit einem übergreifenden Deckel verschlossen waren. Der Inhalt bestand aus ganz verwesten, zerbröckelten Knochen. Es hatte den Anschein, als seien die Toten zuerst zerschnitten und dann in diesen Tongefäßen begraben worden. Leider war es nicht möglich, eines der mit roh gemalten schwarzen Ornamenten verzierten Gefäße ganz herauszunehmen, sie fielen bei stärkerer Berührung in sich zusammen.

Herr Leutenegger hatte hier auch eine Pferdezucht ins Leben gerufen, denn Pferde und Maultiere belasteten den Betrieb jährlich mit großen Summen. Aber fast jedes Jahr muß der Bestand durch frische Tiere aus Argentinien ergänzt werden, denn immer wieder bricht die Pferdeseuche, das „Mal de cadera“ aus, der die meisten Tiere zum Opfer fallen.

Die Krankheit beginnt mit einer sehr raschen Abmagerung der Tiere. Bald tritt eine Lähmung der hinteren Füße ein, die so stark wird, daß das Tier beim Gehen die Hufe zusammenschlägt. Das Kreuz springt merkwürdig in die Höhe und das Tier muß sich bald niederlegen. Die Lähmung ergreift nun den ganzen Körper, und in einigen Tagen tritt der Tod ein. Es ist grauenvoll, die krächzenden Nasengeier heranhipfen zu sehen, noch bevor die Kranken Tiere die Augen ge-

schlossen haben. Zum Glück hat man dann die zum Reiten abgerichteten Ochsen, die erhalten müssen, bis neue Pferde und Maultiere aus dem Süden anlangen. Merkwürdigerweise werden auch die Carpinchos von dieser Seuche befallen.

Eine große Plage für alle Tiere und auch für die Menschen ist der Boro. Eine große Fliege setzt durch einen Stich in die Haut ein Ei ab, das sich zu einem Wurm entwickelt, einer stark behaarten, borstigen Raupe. Er kann die Größe eines kleinen Fingers erreichen, bereitet heftige Schmerzen und verursacht eine ekelhafte Wunde. Anschwellungen, Zucken und Entzündung zeigen die Stelle an, wo sich der Wurm ins Fleisch hineingebohrt hat. Durch einen sofortigen Einschnitt kann der noch kleine Wurm gut entfernt werden, ich habe aber Leuten solche herausgeschnitten, die größer waren als Engerlinge und bereits Löcher bis auf die Knochen gebohrt hatten.

Mehrere Male sichteten wir Jaguare, sie waren hier äußerst frech und holten sogar in der Nacht die Kälber aus den Umzäunungen vor den Häusern. Einmal trafen wir zwei zusammen an, die sich im Flussbett badeten. Vom schwankenden Kanu aus waren unsere Schüsse jedoch unsicher, so daß sie entkamen.

Wir haben nun die Runde gemacht und alle die sieben weit auseinanderliegenden Viehzüchtereien besucht. Überall wurde das Vieh zusammengetrieben und die fünf- bis siebenjährigen fetten Ochsen von den Herden ausgeschieden. Es gab dabei manches Reiterstück zu sehen, bis die halbwilden Tiere mit dem Lasso eingefangen und in starken Umzäunungen eingesperrt waren. Hierauf erfolgte der Abmarsch nach den Gummiwäldern, um dort die Leute mit frischem Fleische zu versehen. Ein wegekundiger Reiter führt die Spitze. Die wildesten Tiere sind an den Hörnern mit gezähmten Ochsen zusammengebunden, damit sie nicht fliehen können. Die ganze Herde zieht weidend vorwärts, begleitet von sechs berittenen Vaqueros, wie die Rinderhirten genannt werden. Am Tage werden so bis 40 Kilometer zurückgelegt. Während der Nacht soll die Herde so nahe wie möglich zusammenbleiben und wird beständig von zwei Reitern umkreist. Es kommt aber häufig vor, daß ein oder mehrere Jaguare einen Angriff wagen, und dann

stiebt die ganze Herde auseinander und flüchtet kilometerweit. Es ist eine mühevollere Arbeit, diese Tiere am andern Tage wieder einzusammeln, und meist geht eine Anzahl davon für immer verloren. Infolge solcher Zwischenfälle dauert es gewöhnlich vier bis fünf Wochen, bis die 1000 Kilometer nach den Gummitwäldern zurückgelegt sind. Dort werden auch die Reittiere verkauft, und die Begleiter des Transports kehren auf großem Umwege mit Flußdampfern nach ihrem Ausgangspunkt zurück.

24.

In den Sümpfen des Territoriums Beni

Meine Schulter war inzwischen geheilt, die Regenzeit im Anzug, und ich verlasse die liebe, gastfreundliche Familie, um wieder nach Santa Ana zurückzukehren. Einen Monat später befinde ich mich in Begleitung eines Movima-Indianers im oberen Napuloflusse.

Ich hatte Mühe gehabt, einen geeigneten Mann zu finden. Es gibt nämlich sehr wenige oder fast gar keine freien Indianer hier. Die meisten sind ihrem Patron oder Dienstherrn verschuldet. Da sie weder schreiben noch lesen können, und das Wenige, das sie brauchen, beim Patron kaufen müssen, der sie dazu anreizt und ihnen stundet, entsteht eine Schuld, die mehr und mehr anwächst. Sie kann bis zu 2000 Mark und mehr betragen; bei den kümmerlichen Löhnen, eine Riesensumme. Der verschuldete Mann ist nun der Sklave seines Herrn. Will er seine Stelle wechseln, so ist das nur möglich, wenn ein anderer Patron seine Schulden bezahlt, also ihn aus- oder abkauft; Sklave ist er weiter geblieben, nur hat er seinen Herrn gewechselt. In letzter Zeit sind mehrere solcher Fälle vor Gericht gekommen, nicht durch Anzeige der Verschuldeten, sondern durch Streitigkeiten der reichen Großgrundbesitzer unter sich. Der gerichtliche Entscheid übertraf alle Erwartungen und ehrte die Richter. Die Schulden der armen Indianer wurden nicht voll anerkannt, sondern auf einen angemessenen Betrag zurückgeführt, und

die betreffenden Patrone mußten sich verpflichten, jeden Monat von der übrigbleibenden Schuld eine Abschreibung zu machen, um es dem Manne auf diese Weise zu ermöglichen, frei zu werden.

Wie ein Indianer zu Schulden kommt, zeigt folgendes Beispiel. Zur Zeit als die Arbeiter sehr gesucht waren, überboten sich die Gummibarone mit Vorschüssen, beziehungsweise der Arbeitsuchende erhielt Handgeld. Aber damit begann dann auch sein Sklavenleben. Zwei Indianer, die als gute Arbeiter bekannt waren, verlangten 2000 Pesos Vorschuß, ohne einen Begriff davon zu haben, wie groß der Wert des verlangten Geldes eigentlich war, denn das Verständnis für Zahlen hört bei ihnen auf, sobald es über 100 geht. Eine Einigung konnte nicht erzielt werden, die Indianer beharrten auf der verlangten Summe. Der Patron ließ daher den beiden reichlich Branntwein vorsehen, dann füllte er ein Säckchen mit Silber und Nickelgeld, zusammen 300 Pesos, und sagte, hier sind also die 2000 Pesos. Von einem Zeugen, einer Kreatur des Patrons, wurde ein Vertrag aufgesetzt und jeder der Indianer übernahm, ohne es zu wissen, eine Schuld von 1000 Pesos, trotzdem er nur 150 empfangen hatte.

Also auch ich hatte meinen Mann losgekauft, zahlte 400 Pesos für ihn und versprach ihm einen Monatslohn von 150 Pesos, so daß er am Ende der Reise nicht nur frei gewesen wäre, sondern noch eine schöne Summe verdient gehabt hätte.

Wir ruderten täglich vom frühen Morgen bis gegen Abend flußaufwärts. Dann wurde gekocht und gebraten, was man tagsüber vom Kanu aus geschossen hatte. Enten, Fasanen, Truthühner, Affen und Nasenbären waren die gewöhnlichen Gerichte. Nachher bleibt man noch einige Zeit lang am Feuer sitzen und raucht seine Pfeife, um dann schlafen zu gehen. Als eines Abends ein lautes Schwirren durch die Luft ging, warf sich mein Indianer plötzlich langausgestreckt zu Boden und bat mich, das gleiche zu tun. Auf mein „Warum?“ sagte er: „vibora volante“, die fliegende Schlange, umkreise uns. Ich begriff nicht recht und ließ mir von dem geheimnisvollen Tiere erzählen. Es fliege nur des Nachts herum. An der Brust habe es einen langen, giftigen Stachel, den es aufrichten könne, und wer gestochen werde,

Mensch oder Tier, müsse sterben. Ich hörte auch in andern Gegenden von diesem gefürchteten Tiere erzählen, nur daß es dort „Aspi“ genannt wurde. Als ich einmal auf einem Baume Umschau hielt, gewahrte ich zwei solcher „Vögel“, es sind nämlich Insekten, nahe beieinander direkt über mir. Ich zog mein Hemd aus und erwischte beide mit einem Schlage und setzte sie in Spiritus.

Wir rückten langsam gegen die Sümpfe vor. Noch hatte der große Regen nicht eingesetzt, und ein Teil der Niederungen war mit hohem, trockenem Grase und Schilf bedeckt. Wir legten Feuer an, das sich zu riesigen Bränden entwickelte. Tagelang loderten die Flammen, die Nächte hell und gespenstisch beleuchtend.

Nach einer sehr ermüdenden Fahrt unterließen wir es eines Abends aus Bequemlichkeit, das Kanu zu entladen. Wir legten es nur an der Kette fest und schliefen am hohen Uferbord. Man kann sich unsern Schrecken vorstellen, als wir es am andern Morgen beinahe leer fanden. Im Lehm eingedrückt, sahen wir die großen Spuren eines Kaimans. Unser Zelt, das Fleisch und eine Kiste mit präparierten Vogelbälgen, darunter prachtvolle Reiher, waren verschwunden. Auf der andern Seite des Flüsschens, etwa 40 Meter entfernt, lag das gewaltige Bieft am Ufer. Da ich schon zugesehen hatte, wie ein Kaiman ganze Stücke Morast aus dem Ufer riß und verschlang, glaubte ich an die Möglichkeit, daß er auch das zusammengelegte Zelt verschluckt haben könnte. Ich nahm ihn genau aufs Korn und sandte ihm aus meinem Militärgewehr ein Dum=Dum-Geschosß hinter den Kopf, die tödlichste Stelle. Sich hoch aufbäumend verschwand er im Wasser. Mit großen Angelhaken mußten wir ihn nachher aus der Tiefe ziehen. Beim Ausnehmen fand sich das Zelt leider nicht vor, dagegen hatte es den einen Sack mit etwa 30 Kilogramm Trockenfleisch verschluckt. Daneben fanden sich ganze Hüft- und Schenkelknochen von Ochsen, die einen noch fast unverfehrt, die andern schon abgerundet, zermahlen und halb verdaut. Eine Handvoll Steine, die sich im Magen fand, half mit zur besseren Verdauung.

Ohne Zelt konnten wir während der dreimonatigen Regenzeit nicht leben. Wir fuhren deshalb zurück bis zu der nächsten Ansiedlung.

Dort konnte ich ein Maultier mieten und sandte meinen Begleiter mit einem Briefe nach Santa Ana, um Stoff zu einem neuen Zelt zu kaufen. Nach sechs Tagen hätte er wieder zurück sein können, aber vierzehn Tage lang wartete ich vergebens. Ich reiste ihm daher nach und erfuhr, daß der Indianer den Brief zwar abgegeben hatte, dann aber spurlos verschwunden war.

Aber die Regenzeit hatte begonnen, und mit ihr die Reiherjagd. Ich nähte das Zelt zusammen und fuhr allein wieder flussaufwärts. Bald kamen die ersten Reiherzüge an, und die Zeit wurde mir nicht lang. Ein gewaltiges Gewitter leitete die Regenperiode ein. Kaum 50 Meter hoch hingen die Wolken und ließen Tag und Nacht das Wasser herniederrauschen. Während 48 Stunden rollte der Donner ununterbrochen, und mancher stolze Baumriese stürzte ins Mark getroffen nieder. Mein neues Zelt hatte ich auf einem erhöhten Punkte im dichten Busch aufgeschlagen. Ausgespannte Hirschfelle verschlossen den einen Eingang, am andern unterhielt ich ein Feuer. Jaguare brüllten in der Ferne, Schlangen krochen am Zelte vorüber oder suchten Schutz unter meinen Decken. Die Alligatoren blökten und peitschten das Wasser.

Der Fluß stieg an einem Tage um zwei bis drei Meter und wälzte eine schwarze Brühe daher. Fischgeruch verpestete die Luft, und Tausende von Fischen trieben tot den Fluß herab. Es kamen immer mehr, Weißfische, große Grundfische, Surubis, Welse, Bacus alles durcheinander, sie bedeckten die Oberfläche des Flusses. Dazwischen sprangen andere hochauf in die Luft und gegen das Ufer, schwammen im letzten Todeskampf im Kreise herum, legten sich auf den Rücken und wurden fortgetrieben. Laut und grausig ertönte das Bellen von Tausenden von Alligatoren. Sie starben nicht, diese Teufel. Sie suchten das Ufer auf und lagen, ganze Haufen, auf- und nebeneinander. Ich mußte die Büchse ergreifen und auf die frechen Viecher schießen, sonst wären sie mir ins Zelt gekrochen. Glücklicherweise war es Tag, bei Nacht wäre dieses Abenteuer schauerlich gewesen.

Nach mehreren Stunden wurde das Wasser heller und der Totentransport hörte langsam auf. Was war nun eigentlich geschehen? Nach einiger Überlegung fand ich eine Deutung für den Vorgang.

Durch den anhaltenden Wolkenbruch und durch das schnelle Steigen des Wassers wurde die Asche des in den Niederungen abgebrannten Grases nach dem Flusse gespült, und die sich bildende Lauge hatte die Fische getötet.

Ich ruderte noch einige Tage weiter flußaufwärts und fand mitten in den Sümpfen eine kleine Bodenerhöhung, etwa 40 Meter lang und zwei Meter hoch. Das war ein willkommener Lagerplatz, hier konnte ich das Zelt aufspannen und mich häuslich niederlassen. So weit das Auge reichte, kein Baum, kein Strauch, nur Schilf, Papyrusstauden, Morast und Wasser. In der Luft war ein beständiges Hin und Her von Sumpfvögeln aller Gattungen. Ganz in der Nähe tummelten sich Tausende von Reiher, kämpften miteinander um die erhaschten Fische und verführten einen Heidenlärm. Hier blieb ich mehrere Wochen und widmete mich der Reiherjagd, wie ich sie bereits in einem früheren Abschnitt dieses Buches beschrieben habe. Zur Vorsicht hatte ich trockenes Holz mitgenommen, so daß ich mir jeden Tag wenigstens eine warme Mahlzeit leisten konnte, die meist aus gebratenen Reihern und Aalen bestand. Die Aale fing ich, soviel ich wollte, auf ganz eigenartige Weise. Während ich im Verstecke auf die Reiher wartete, ließen sich ganz in der Nähe große Sumpfvögel, die Lujusus, nieder. Mit ihren fußlangen Schnäbeln durchwühlten sie den Morast, und holten einen Aal nach dem andern hervor. Die kleinen wanderten lebend in ihre Vorratskammer, einen großen, faltigen Hautsack am Halse. Noch lange sieht man an dem rot und schwarz gefärbten Kropfe die Bewegungen der sich windenden Tiere. Erwischt der Lujusu aber einen stärkeren Aal von mehreren Pfunden, der ihm im Rehsack vielleicht Unbequemlichkeiten verursachen könnte, so umfaßt er ihn mit seinen kräftigen Zehen, zerquetscht ihm mit seinem harten Schnabel den Kopf und läßt ihn danach mit Behagen den Schlund hinuntergleiten. Nach einem solchen Bissen schließt er die Augen, zieht das eine Bein hoch und gibt sich der Verdauung hin. Jetzt ist meine Zeit gekommen, ich erlege ihn, schneide den Kropf auf. Die wohlschmeckenden Aale werden herausgeholt, gebraten und zum zweiten Male verspeist. Wird der Lujusu nur verwundet oder aufgeseucht, so macht es ihm Mühe, mit

seinem Kropf voller Fische in die Höhe zu kommen. Er speit deshalb während des Fluges sein Frühstück wieder aus, und ich kann mir das meinige holen, wenn es nicht ins Wasser gefallen ist.

Um diese Zeit erlebte ich eines der wunderbarsten und merkwürdigsten Schauspiele der Natur. Den Fluß herauf wälzen sich ungeheure Fischzüge. Schon auf große Entfernung hört man das Plätschern, Rauschen und Hochspringen der Fische, wie Wellenschlag bei starkem Winde. Sie kommen aus dem Amazonasstrom und aus dem fernen Atlantischen Ozean. Alle Wasserfälle haben sie überwunden, jetzt teilen sie sich und dringen in die kleinsten Flößchen und Sümpfe ein, um sich hier dem Brutgeschäft zu widmen.

Das Flußbett ist ausgefüllt mit Fischen, sie stoßen sich gleichsam vorwärts und streben mit unwiderstehlicher Gewalt, getrieben von einer geheimnisvollen Macht, den Quellflüssen entgegen. Den vielen Arten von Weißfischen folgen die großen Raubfische. Der Kaiman schießt mit geöffnetem Rachen in die Fischmasse hinein, hebt seinen Kopf in die Höhe, klappt seine mit den spitzen Zähnen bewehrten Kiefer ein- bis zweimal auf und zu und verschlingt die Beute. Lautes Blöken zeigt seine Befriedigung über den reichen Schmaus.

Auf der Rückreise stieß ich in der Nähe von Santa Ana, das heißt noch zwei Tagereisen davon entfernt, auf eine einsam am Flußufer stehende Indianerhütte, umgeben von einer kleinen Pflanzung. In der Hoffnung, hier grünen Mais und Zucawurzeln eintauschen zu können, landete ich. Lautes Jammern und Stöhnen tönte mir aus der armseligen Hütte entgegen und ich trat ein. Auf dem Boden lag, auf dem Rücken lang ausgestreckt, ein sinnlos betrunkenener Indianer. In der Ecke wand sich eine Frau, die, wie ich bald feststellte, sich in Geburtswehen befand. Es mußte ein schwerer Fall sein, denn sie bat mich ihr beizustehen. Ich fand mich in die schwere Lage und leistete ihr, so gut wie ich es vermochte, Geburtshelferdienste. Als die Mutter das Kindlein in den Armen hielt, versuchte ich den Mann zu wecken, was aber nicht möglich war. Ich holte deshalb aus meinem Kanu gemahlenen Pfeffer und leerte ihm eine gehörige Dosis davon in beide Nasenlöcher. Gewaltiges Niesen und Pusten schüttelte ihn, und ich

glaubte, er müsse ersticken. Ich goß ihm nun noch Wasser über das Gesicht, worauf er endlich erwachte. Als er sich ausgehustet hatte, war er so ziemlich nüchtern und hörte nun das Geschrei seines Kindes. Die Leute waren christliche Movimaindianer. Als sie am andern Tage sahen, daß das Kind nicht lebensfähig war, baten sie mich, es zu taufen. Da ich den Ritus gut kannte, entsprach ich ihrem Wunsche. Nachdem die Taufe vorüber war, umarmten mich beide als ihren Compadre. Das Lebenslichtlein erlosch bald in dem kleinen Körperchen, und ich half dem betrübten Vater, aus Baumzweigen ein Sörglein zu flechten. Dann begruben wir das Kindlein am Fuße eines schattigen Baumes. So war ich Geburtshelfer, Pfarrer und Totengräber innerhalb drei Tagen.

Die Indianerfrauen bringen ihre Kinder sitzend zur Welt. In jedem Hause befindet sich ein sogenannter Gebärschemel. Es ist dies ein viereckiger, schön geglätteter Holzkloß, etwa 30 Zentimeter im Geviert. Mit dem Rücken gegen die Hauswand oder einen Baumstamm gelehnt, sitzt die Frau darauf und bringt so den jungen Erdenbürger auf die Welt. Zur Erinnerung wird in den Block eine Kerbe geschlagen und erst wenn dieser ringsum auf beiden Seiten davon voll ist, kommt ein neuer in Gebrauch.

Wieder ist eine Reihersaison vorüber, ich verbleibe vier Wochen lang bei meinem Freunde Becker in Santa Ana und erhole mich von meinen Strapazen.

25.

Von Riesengürteltieren, Affen und Krokodilen

Frisch ausgerüstet und in Begleitung von zwei gutbezahlten Indianern fahre ich auf einem Flußdampfer den Mamoré aufwärts. Mein leeres Boot wird vom Dampfer geschleppt. Ich wollte die Urwälder, die sich von den Ausläufern der Cordilleren nach der Tiefebene erstrecken, kennenlernen, seltene Tiere jagen und Insekten sammeln. An Bord ist eine bunte Gesellschaft versammelt. Hohe

geistliche Herren besuchen die weit abgelegenen Missionen und Kirchensprengel. Reiche Gummihändler und große Viehzüchter reisen zu ihrem Vergnügen und zur Erholung nach dem Hochland, nach Cochabamba und La Paz. Zum Zeitvertreib wird auf der langen Reise viel und hoch gespielt. So schaute ich einmal zwei Viehzüchtern zu. Zuerst ging das Spiel um Hunderte, dann um Tausende. Als kein bares Geld mehr vorhanden war, lautete jeder Einsatz auf 500 Stück Vieh. Einer verlor alles und zuletzt auch seine Besizung von 250 Quadratkilometer Land samt Gebäuden. Und nun kam das letzte Spiel, die letzte Möglichkeit. Er spielte um seine Frau. Des Gegners Einsatz bestand aus dem gewonnenen Vieh und den Ländereien. Seine Frau brachte ihm Glück, er gewann dieses Spiel und bewahrte sich so vor dem Ruin und seinen Gegner vor einem Todfeinde. Der großmütige frühere Gewinner schob ihm noch einige Noten zu, damit er die Reise fortsetzen konnte.

Wo der Chaparé in den Mamoré mündet, verlassen wir das Schiff, das weiter fährt, den Chaparé aufwärts bis Santa Rosa, an den Ausläufern der Kordilleren. Von dort aus gelangt man auf Maultieren in das Hochland, nach Cochabamba.

Die Urwälder dieser Landstriche, besonders die zwischen dem Rio Itiboro und Rio Chaparé sind schwer zugänglich und kaum erforscht, denn ihre Bewohner, die wilden Yuracaresindianer, sind allem Neuen abhold. Nicht selten kommt es vor, daß sie vorbeifahrende Dampfer mit einem Hagel von Pfeilen überschütten. Doch auch hier hatten die Jesuiten vor Jahrhunderten blühende Missionen gegründet. Aber nach Vertreibung der Missionare, durch ein Gesetz der Regierung, zerfielen die Kirchen, und nur wenige Überreste dieser Indianer sind friedlich geblieben. Sie sind bekannt als ausdauernde Ruderer und werden von den Reisenden gerne eingestellt. Ich übernachtete einst in einem Lager dieser sehenswerten Halbwilden, der Volksmund nennt sie „die Getigerten“. Ihre dunkelbraune Haut weist nämlich am ganzen Körper schwarze Flecken auf von der Größe eines Handballens. Es sieht aus, als ob sie mit einem Pinsel aufgetupft worden wären. Die Leute sind klein, aber von breiter, kräftiger Statur. Der Kopf ist groß, die

dichten Haare hängen über die Augen und geben dem Gesichtsausdruck etwas Düsteres und Feindseliges. Vermutlich sind diese Flecken auf eine Blutkrankheit zurückzuführen, entstanden und gefördert durch Inzucht. Auch die kleinen Kinder weisen schon bei der Geburt die gleichen Merkmale auf.

Nachdem das letzte Geräusch des Dampfers verklungen war, schlugen wir unser Lager auf. Das Zelt wurde etwa 100 Meter vom Ufer entfernt im Dunkel des Urwaldes aufgestellt und das ganze Gepäck darin untergebracht. Das Kanu wurde unter Wasser gesetzt und hinter Wasserpflanzen verborgen, damit kein zufällig vorbeifahrendes Boot unsern Aufenthalt entdecken konnte. Jeder Zivilisation entrückt, umschloß uns hier nach allen Seiten ein herrlicher Urwald. Schon am nächsten Tage beginnen wir, unsere Umgebung auszukundschaften. Wir treffen auf frische Fährten von Tapiren, Jaguaren, Wildschweinen und unzähligen kleinen Tieren. Wir finden auch Höhlen, die tief in das Erdreich gegraben und frisch befahren sind. Ich erkenne sie als Wohnstätten des Riesengürteltieres und hoffte, eins oder mehrere erlegen zu können, um die seltenen Tiere später Museen zu überlassen. Aber zuerst mußten wir die Lebensweise dieser Tiere studieren, denn sooft wir auch die Wälder durchstreiften, nie kam uns eins zu Gesicht, obwohl wir immer wieder auf verfaulte, auseinandergerissene Baumstämme trafen. Die großen Käfer, fetten Würmer und Raupen, die sich darin festgesetzt haben, dienen den Gürteltieren zur Nahrung. Abwechslungsweise hielten wir drei Wochen lang Wache vor einer Höhle, in die ein Tier eingefahren war. Nachts saßen wir der Sicherheit halber auf Bäumen und lauerten auf das Erscheinen des seltenen Wildes. Trotz der furchtbaren Moskitoplage hielten wir tapfer aus, aber vergebens. Nun probierten wir es mit Wasser. In der Nähe befand sich ein See, in stundenlanger Arbeit füllten wir schließlich die Höhle, aber der Erfolg blieb aus. Wohl hörten wir unter dem Boden als dumpfes Geräusch, wie sich das Tier im Wasser vorwärts arbeitete, aber am Ausgang erschien es nicht. Wir wachten wieder tagelang, aber vergebens, ein anderer Ausgang bestand nicht, das Tier hatte sich einfach weiter eingegraben.

Das Gürteltier besitzt unheimliche Kräfte. Mit seinen zwölf Zentimeter langen Krallen zerreißt es die dicksten Wurzeln. Es whlt sich in den härtesten Boden ein, und das mit einer Schnelligkeit, die jedes Nachgraben von vornherein aussichtslos erscheinen lft. Wir brachten daher an drei Höhlen Selbstschsse an, die ein- oder ausfahrende Tiere zur Strecke bringen sollten. Wo vermutete Baumriesen am Boden lagen, wurden schmale Streifen geubert und ebenfalls Kugelbüchsen mit Selbstschssen angebracht. Schon in der ersten Nacht ging ein Schuß los, und bei Tagesgrauen eilten wir hinaus, das sehnlichst gewünschte Tier zu holen. Zu unserm Staunen fanden wir einen verendeten Tapir, dem die Kugel durch den Kopf gegangen war. War es auch nicht das, was wir wollten, so bildete das Wildbret doch eine Bereicherung unserer Küche. Die Haut wurde getrocknet und später als Fußbekleidung verwendet. Jede Nacht ging das eine oder andere Gewehr los, manchmal waren es drre Aste, die von den Bäumen auf die Abzugschnur fielen, manchmal Rehe oder Wildschweine, die den Schuß auslösten. Endlich, am zwölften Tage, morgens um 3 Uhr, hörte ich den trockenen Knall meines Militrgewehres, das vor der Höhle befestigt war, die wir seinerzeit mit Wasser gefllt hatten. Kaum konnte ich den Morgen erwarten. Wir eilten hinaus, und mein Jgerherz schlug gewaltig, als ich nach so vieler Mühe das so seltene Wild tot zum Bau herauszog. Im Triumphe trugen wir es heim. Die Stärke des Panzers beträgt einen Zentimeter, die armdicken, kräftigen Fue und der Schwanz weisen eine mosaikartige Zusammensetzung von kubizentimetergroen Hornwrfeln auf.

Ich öffnete den Magen des Tieres und fand darin einige Pfund Ameiseneier der Blattschneiderameise. Diese legt ihren kunstvollen Bau tief in der Erde an, und so erklärt sich der wochenlange Aufenthalt des Grteltieres unter dem Boden. Es kommt erst wieder zum Vorschein, wenn es mit der Brut der Ameisen aufgeräumt hat.

Wir verlegten unsern Lagerplatz einige Tagereisen weiter flusabwrts, und hofften auf die gleiche Art noch einige der Tiere zu erlegen. Wochenlang mhten wir uns ab, aber ohne Erfolg. Höhlen fanden wir

überall, aber ich kam zu der Überzeugung, daß ein einzelnes Tier allein Duzende davon besitzt und abwechslungsweise aufsucht.

Dagegen befanden wir uns hier in einem Affenparadiese. Die ganze Nacht, und hauptsächlich morgens, ertönt das laute Geschrei der Brüllaffen durch die Wälder. Sie sind verschiedenartig gefärbt, fuchsrot bis ganz schwarz und werden bis 20 Pfund schwer. Das dicke Fell ist seidenweich und wird gern gekauft. Der in großen Herden lebende braune Misete ist wenig scheu und bleibt stundenlang auf den Bäumen über dem Zelt. Er ist sehr wunderbar, gelehrt und possierlich und darum auch als Spiel- oder Hausäffchen sehr beliebt.

Der größte Affe Südamerikas ist der langhaarige Marimono. Er gehört in die Klasse der Klammeraffen, und seine Hand ist nur vierfingrig, daumenlos. Er lebt in großen Scharen zusammen, sein Kommen wird angezeigt durch lautes Rauschen in den Baumwipfeln. Seine Art zu wandern ist ganz verschieden von der anderer Affen. Er springt nicht von Ast zu Ast, sondern ergreift mit seinen langen Armen die Zweige und zieht sich so vorwärts, während der Körper senkrecht nach unten hängt. So turnt er unglaublich rasch von einem Baum zum andern. Ist die Entfernung zu weit, um nach dem nächsten Zweige zu greifen, so hält er sich mit dem langen Schwanze fest und läßt sich fallen. Durch das Gewicht kommt der Ast in schwingende Bewegung und ermöglicht es ihm, einen akrobatischen Sprung von fünf bis sechs Meter Weite nach dem nächsten Baume auszuführen. Der menschenähnliche Affe erreicht die Größe eines sieben- bis achtjährigen Kindes. Er trägt einen leidenden, sanften Gesichtsausdruck zur Schau, die Gefangenschaft verträgt er nicht auf die Dauer, trotzdem er sehr schnell ganz zahm wird und rührend zärtlich ist.

Eines Tages kam ein Jäger aufgeregte in das Lager mit der Meldung, daß er einen Tucumari, einen Affen so groß wie einen Menschen, gesehen habe. Ich hatte früher schon von diesen Riesenaffen gehört, und voll Verlangen, das seltene Bild zu stellen, brachen wir selbdtritt zur Verfolgung auf. Nach langem Hin und Her fanden wir die Fährte. Ein deutlicher Abdruck war im Lehmboden festzustellen, aber

leider stammte er nicht von einem Affen, sondern von einem Bären. Wir folgten stundenlang seinen Spuren, konnten ihn aber nicht einholen. Ich glaube nicht, daß in Südamerika ein größerer Affe als der Marimono vorkommt. In den Cordilleren nennen die Indianer den Bären Hucumari, und er ist ganz gewiß mit dem in der Tiefebene sehr seltenen Zucumari identisch, also kein Affe, sondern ein Bär.

Meine Gefäße mit Formol waren inzwischen fast gefüllt mit Amphibien und Insekten aller Arten. Ich hatte auch eine Menge merkwürdiger kleiner Fische erbeutet, die man mit der Angel nicht fangen kann. Im Urwald findet sich jedoch ein mächtiger Baum, dessen Stamm bis auf den Boden hinunter mit dicken Stacheln bedeckt ist. Die Indianer nennen ihn Ochoho, in andern Gegenden Seibo. Durch einen Einschnitt mit der Art kann man diesem Baume einen ganzen Eimer voll trüben Saft abzapsen. Wird dieser in stillstehendes Wasser oder in den Fluß geleert, so kommen nach einigen Minuten in großem Umkreise alle Lebewesen betäubt auf die Oberfläche und können abgeschöpft werden. Wir haben die so gefangenen Fische ohne nachteilige Folgen gegessen. Beim Einschlagen der Art in den Baum spritzt der Saft meterweit. Kommt er einem unglücklicherweise in die Augen, entsteht eine bösertige Entzündung, die gänzliche Erblindung nach sich ziehen kann.

Wir fahren flußabwärts, Trinidad entgegen, um uns dort für die anrückende Regenzeit neu zu verproviantieren. Da und dort rudern wir in kleine Urwaldbäche hinein. Man trifft hier immer auf viel Wild, und in dem Halbdunkel des Waldes halten sich seltene Nachtvögel, die merkwürdigen Nachtreiher, auf, mit riesigen breiten Schnäbeln und Köpfen und roten Augen.

An einer armdicken Liane erkletterte ich einen Baumriesen, um Umschau zu halten, und gewahrte an einem dicken Aste in einer kleinen Senkung zwei große, braungetüpfelte Eier. Ich kroch auf den Ast hinaus, um mir die Eier zu sichern. In diesem Augenblick erhielt ich von links und rechts kräftige Flügelschläge an den Kopf. Ein mächtiger Uhu stieß nach mir. Da ich keine andere Waffe besaß, warf ich die Eier nach ihm. Seine phosphoreszierenden, gelben Augen sprühten

Feuer und ich glaube, er hätte mich gerne gekröpft. Einer meiner Jäger gab einen Schreckschuß ab, worauf er verschwand.

Etwa fünf Kilometer weit vom Mamoré, mitten im Urwald, fuhren wir durch stundenweit sich hinziehende Kakaowälder. Die Bäume waren mannsdick und voll behangen mit reifen Früchten, von denen viele auf dem Boden lagen. Herden von Affen, Tapiren, Nasenbären und Wildschweinen war hier die Tafel gedeckt. Sie betrachteten uns als unwillkommene Eindringlinge und zogen sich nur widerwillig, pfeifend und grunzend zurück. Wir sammelten eine Masse Früchte und schleppten sie in das Lager. Dort werden die haselnußgroßen Kerne geröstet und zu einem feinen Brei zerstoßen, der durch ein Sieb aus Baumsfasern getrieben wird. Meine braunen Begleiter kennen diese Arbeit. Aus der Masse werden faustgroße Kugeln geformt, die rasch trocken und hart werden, und sich in Blätter eingewickelt lange halten. Der so zubereitete Kakao ist im kalten Wasser leicht löslich und gibt ein ausgezeichnetes, nahrhaftes Getränk, da ihm die Kakaobutter nicht entzogen wurde. Ob die Wälder seinerzeit von Indianern gepflanzt wurden oder wild aufgewachsen sind, konnte ich leider nicht erfahren.

Nach unserer Ankunft in Trinidad gab ich meinen beiden Leuten acht Tage frei, denn sie hatten sich recht gut gehalten. Ich selber war häufig eingeladen und besuchte einige Bälle, auf denen ich aber, da ich kein guter Tänzer bin, nicht heimisch wurde. Viel wohler war es mir daher, als ich mit meinen zwei Mann den Ivarisfluß aufwärts ruderte, neuen, unbekanntem Jagdgründen entgegen. Nach wochenlanger Fahrt durch die Wälder und abwechslungsreicher Jagd gelangten wir in ein weites Steppengebiet. Wir zogen das Kanu auf das Land und versorgten das Gepäck im Zelte. Dann gingen wir zu Fuß auf Entdeckungsreisen.

Unverhofft stoßen wir in einem Palmenwalde auf ein Indianerdorf. Nachdem sich die erste wilde Aufregung einigermaßen gelegt hat, werden wir von einigen alten Indianern, die sich schnell mit Pfeil und Bogen bewaffnet hatten, empfangen. Es sind Angehörige der halb-wilden Warayos-Indianer, die hier ihren festen Wohnsitz haben. Fast alle Männer befinden sich auf einem Jagdzuge, nur die Alten und

Halbwüchsigen sind zum Schutze der Frauen und Kinder zurückgeblieben. Eine Handvoll Tabak, die ich ihnen zum Geschenk machte, bringt etwas Leben in die starren, finstern Gesichter, und schließlich kann ich mich mit einem notdürftig verständigen. Ich frage ihn aus nach dem Vorkommen von Reiher in dieser Region und erklärte ihm, daß wir die Federn dieses Vogels sammeln. Er führte uns darauf in eine Hütte und hob ein Fell von einem Lager. Darunter befand sich ein ganzer Haufen von Reiherfedern. Auch die andern Schlafstätten waren so gepolstert. Ich traute meinen Augen kaum und wunderte mich, woher der Reichtum kam. Für einen Beutel voll Tabak wollte er mir die Federn überlassen, aber sie hatten nicht mehr den geringsten Wert für mich, da alle zerknickt und zerbrochen waren. Es waren viele Kilo, und sie hätten in gutem Zustande ein großes Vermögen dargestellt. Schließlich rückte er mit dem Geheimnis heraus. Weiter aufwärts, an einem Nebenflusse des Ivari, befindet sich ein kilometerlanger Brutplatz von Sumpfvögeln. Schon ihre Eltern hätten dort Eier und junge Vögel geholt. Diese Nahrungsquelle werde von ihnen gehütet und wehe dem, der sich erlauben wollte, die Vögel abzuschießen. Er werde unnachsichtlich getötet. Nach diesem Bescheide kehrten wir zu unserm Lager am Ivarifluß zurück und ruderten flußabwärts.

Die Regenzeit hatte eingesetzt, das Wasser war gestiegen und überflutete die Ufer. Wir sind wieder rings von Urwald umgeben. Endlose Reiherzüge streichen von Süden nach Norden über uns hin. Sie hier zu jagen, war unmöglich, deshalb beschlossen wir, ihnen zu folgen. Am Flüge erkennt ein geübter Jäger, ob der Reiher einem Brutplatze zustrebt, oder ob er auf der Wanderung begriffen ist. An dem Schrei des Vogels kann er auch erkennen, ob er nach dem Brutplatze oder von ihm wegfliegt. Mit dem Kompaß wird die genaue Richtung festgestellt, die nun trotz aller Schwierigkeiten durch Dick und Dünn eingehalten wird. Eine solche Pirschjagd, die manchmal wochenlang dauert, ist mit den allergrößten Anstrengungen verbunden und erfordert eine eiserne Gesundheit.

Das Kanu wurde entladen und bald sind wir im sumpfigen, halb-

dunklen Urwalde untergetaucht. Das Wasser war zu wenig tief, um fahren zu können. Im Abstand von zwei bis drei Meter belegten wir den Boden mit armdicken glatten Ästen und schleppten dann das sieben Meter lange, ziemlich schwere Kanu unter vereinten Kräften vorwärts. Hatten wir einige hundert Meter zurückgelegt, mußte das Gepäck nachgetragen werden. Dichtes Unterholz versperrte uns öfter den Weg, so daß wir stundenlang mit Machete und Art arbeiten mußten, um durchzukommen. Die Sonne dringt mit keinem Strahl durch das Labyrinth der Baumriesen. Die feuchte Hitze ist auch bei Nacht fast unerträglich, und die Insektenplage unerhört. Wir schlafen in den Hängematten oder auf schnell aufgerichteten meterhohen Pritschen. Schließlich gelangten wir an einen See, und glaubten uns an Ort und Stelle. Aber die Vögel flogen in großen Scharen darüber hin, eine Kolonie war nirgends zu entdecken. Tagelang ging es hierauf wieder durch trockenen Wald, wo wir manchmal in zwölfstündigem Marsche nur ein bis zwei Kilometer vorwärts kamen. An Wildbret fehlte es uns jedoch nicht. Fasanen und Truthühner waren leicht zu erlegen. Hier schoß ich zum ersten Male ein großes Stachelschwein, das trotz seinem borstigen Aussehen ausgezeichnet schmeckte.

Als wir fast jede Hoffnung aufgaben, je unser Ziel zu erreichen, hörten wir eines Abends das Lärmen und Zanken vieler Vogelstimmen. Aber erst nach zwei weiteren mühevollen Tagen, die wir durch niederen, sumpfigen Wald wateten, bis an die Hüften im Morast, erreichten wir todmüde, mit abgerissenen Kleidern, einen großen, herrlichen, grün schimmernden See. In der Mitte befand sich eine Insel, auf der die Reiher ihren Brutplatz angelegt hatten. Zuerst suchten wir einen schönen Lagerplatz, und säuberten uns von dem Ungeziefer, das sich in den Kleidern und auf der Haut festgesetzt hatte. Besonders schwierig waren die Blutegel zu entfernen, die sich in Massen bis an die Knie herauf festgesogen hatten.

Die Bäume auf der Insel standen beinahe bis an die Kronen hinauf im Wasser und waren überladen mit Nestern. Vom Kanu aus hätte man die halbflüggen Jungen ergreifen können. Auf den Zweigen und aus dem Wasser sammelten wir Tausende von kostbaren Federn.

Drei Wochen lang suchten wir so jeden Morgen den Brutplatz ab. Als auch die letzten Jungen flügge geworden waren und selber ihre Nahrung suchen konnten, gingen wir zu der Jagd über. Aber nur die wenigen Vögel, die in den Zweigen hängenblieben, konnten wir bekommen. Sobald nämlich ein geschossener Reiher in das Wasser fiel, wurde er von den Kaimans verschlungen. Trotzdem ich manchen mit der Kugel erlegte, kamen immer mehr und wurden ungeheuer frech. Während ich im Kanu blieb, saßen meine zwei Leute in den Bäumen versteckt, von wo aus sie die Reiher erlegten. Ich sah die Beine des einen Jägers über dem Wasser baumeln, als sich eben ein riesiger Kaiman anschickte, nach ihnen zu schnappen. Mit den Vorderfüßen zog er sich am Stamme hoch, der Körper war stark gebogen und der Schwanz ragte zwei Meter zum Wasser heraus. Mit diesem schlug er nun heftig abwärts und schnellte sich so in die Höhe. Hätte ihn nicht im gleichen Momente meine Kugel erreicht, so wäre der Mann verloren gewesen.

Zum Vergiften von Raubzeug führte ich immer Strichnin mit mir. So nahmen wir jetzt die in den letzten Tagen erlegten Reiher, öffneten jeden an der Seite, und versahen sie mit einer Kapsel von einem Gramm Strichnin. Am Abend zerstreuten wir die Vögel um die Insel und um den See herum. In der Nacht ging ein gewaltiger Lärm los. Die vergifteten Tiere bellten schauerlich und peitschten das Wasser. Der ganze See war in Aufruhr, meine zwei Jäger bekamen es mit der Angst zu tun, sie standen auf und kletterten auf die Bäume, um nicht gefressen zu werden. Auch ich war froh, als der Tag graute. Da und dort schoß eines der franken Ungetüme pfeilschnell durch das Wasser. Andere schnellten meterhoch mit geöffnetem Rachen in die Luft, ihre weißen Bäuche glänzten in der aufgehenden Sonne, und mit lautem Getöse fielen die gewaltigen Leiber wieder in ihr Element zurück. Ich glaubte mich in die Urzeit versetzt, als vor mir zwei der riesigen Echsen miteinander kämpften. Ihre furchtbaren Rachen sind ineinander verbissen, und sie versinken zusammen in der Tiefe.

Erst nach zwei Tagen gingen wir, nachdem sich die Furcht der Indianer gelegt hatte, wieder in den See hinaus. Nun kamen die

Kadaver der Tiere zum Vorschein. Es waren Riesen darunter von über fünf Meter Länge. Mehrere Tage hatten wir eine gute Jagd und kein Reiher wurde uns mehr weggeschnappt, aber doch mußten wir wegen der Kaimans, und zwar wegen den toten, unsern schönen Lagerplatz räumen. Die toten Leiber waren durch die Hitze ungeheuer angeschwollen und trieben auf dem ganzen See umher. Nasgeier spazierten auf ihnen herum, es war von weitem anzusehen, wie mit Leuten besetzte Boote. Als sich plötzlich ein starker Wind erhob, wurden über hundert dieser Kadaver zu uns herangeschwemmt und wir hatten Mühe, uns vor der verpesteten Luft zu flüchten.

Auch das Seewasser, das wir bis dahin getrunken hatten, schmeckte uns nicht mehr. Wir fanden schließlich einen Abfluß aus dem See, dem wir folgten. Es war nur ein schmales Flößchen, das sich durch bodenlose Sumpfwälder schlängelte, aber immerhin der Richtung des Mamoréflusses entgegen. Schließlich landeten wir wiederum an einem Waldsee. Hütten und Bananepflanzungen zeigten sich unsern Blicken und wir ruderten darauf zu. Es war eine Ansiedlung friedlicher Trinitarier-Indianer. Sie haben sich aus den Ortschaften, wo sich Weiße ansiedelten, zurückgezogen, um nicht ihre Sklaven zu werden. In tiefstem Frieden, weltabgeschlossen, leben sie glücklich in einer herrlichen Gegend. Die Wälder sind reich an Wild und von den Weißen haben sie früher die Bebauung des Landes gelernt. Jede Hütte war umgeben von einer Pflanzung und einem kleinen Wäldchen von Fruchtbäumen. Aus selbstgepflanzter Baumwolle und Palmfasern verfertigen sie ihren Tiboy, einen Überwurf, ihre Hängematten und Angelschnüre. Bananen, Tuffkawurzeln, Reis und Mais sind ihre Hauptnahrungsmittel. Die Körner werden in ausgehöhlten Holzklözen zu Mehl zerstoßen, aus dem sie schmackhafte Kuchen oder Fladen herstellen. Die Süßigkeit liefern ihnen Zuckerrohr und wilder Honig. Das zum Kochen verwendete Fett ist weniger appetitlich, es besteht fast ausschließlich aus Fischfett und Knochenöl.

Wir wurden freundlich aufgenommen und eingeladen, mit ihnen zu essen. Es gab auf Kohlen gebackenen, fetten Fisch und eine Reispeise, ebenfalls mit Fischen gekocht und mit dem scharfen Aji ge-

würzt. Zum Nachtisch ließen wir uns süße Drangen und die wohlriechenden Cuayabas gut schmecken.

Trotzdem sie Schußwaffen, meistens alte Voroerlader besitzen, lieben es die Indianer, mit Pfeil und Bogen auf die Jagd zu ziehen, und sie besitzen eine unglaubliche Geschicklichkeit in der Handhabung dieser Waffe. Wir standen auf dem erhöhten Uferbord und betrachteten einige große Fische, die sich an der Oberfläche sonnten. Welchen willst du, fragte mich der Häuptling. Dann maß er mit den Augen die Entfernung, legte einen zwei Meter langen Pfeil auf und schoß ihn senkrecht in die Höhe. Turmhoch schwirrte der Pfeil empor, überschlug sich und sauste hernieder. Das Kunststück gelang, der Pfeil traf und durchbohrte den fast zehn Pfund schweren Fisch. Ein Junge sprang in das Wasser und zog die zappelnde Beute, an dem mit Widerhaken versehenen Pfeil an das Ufer. Schon den Kindern ist der Bogen ein Spielzeug, sie üben sich fleißig und erbeuten damit Vögel und kleine Tiere. Ich versuchte, einen der großen Bogen zu spannen, aber es war mir unmöglich. Sie sind aus dem eisenharten Holze des Chuntabaumes, einer Palme, gefertigt, und besitzen eine ungewöhnliche Schnellkraft. Ein guter Jäger kann damit noch bis auf 50 Meter einen sicheren Schuß anbringen. Größere Tiere werden aber meistens auf 15 bis 20 Meter angepirscht. Die Pfeilspitze, aus hartem Bambusholz, verursacht eine große Wunde und bringt das Tier stark zum Schweitzen. Flüchtet sich das angeschossene Wild dennoch, so verfolgt es der Indianer in eiligem Laufe kilometerweit und versucht, ihm während der wilden Jagd noch einige Pfeile beizubringen, bis es stürzt.

Vor unserm Abschiede nehmen wir noch an einer Festlichkeit teil. Die übliche Chicha, das Mais- und Tuffkabier fließen in Strömen, und auf Bananenblätter serviert, werden allerhand Speisen herumgereicht. Eine Anzahl Indianer haben sich verkleidet, vier davon tragen furchterregende, aus Holz geschnitzte Masken und sind mit Fellen und Vogelbälgen behangen. Sie stellen die bösen Geister dar. Die Leute der andern Gruppe sind fast nackt. Nur auf dem Kopfe tragen sie einen kunstvoll aus farbigen Arrarafedern gearbeiteten Schmuck. Um Knie, Hand und Fußgelenke ziehen sich Bänder mit Schellen und Klappern aus

Muscheln und Zähnen. In der Hand schwingt jeder eine Machete, das Buschmesser. Der geliebte Schwerttanz beginnt. Dumpfe Trommelschläge und schrille Pfeifen bilden die Musik. Die bösen Geister werden von den Messerträgern eingeschlossen und in wilden Tänzen umkreist. Während sie in gebückter Stellung schwerfällige, plumpe Bewegungen ausführen, versuchen sie durch den Ring zu entfliehen, werden aber von den Tänzern mit den Macheten zurückgetrieben. Immer wilder wird der Tanz, immer lauter das Brüllen der bösen Geister, bis sie schließlich den Ring durchbrechen. Das Jungvolk tobte und schrie, während die alten Indianer mit steinernen Gesichtern am Feuer saßen. Ich versuchte oft, von diesen schweigsamen Leuten etwas aus ihrer und ihrer Vorfahren Vergangenheit zu erfahren, aber vergebens. Sie stellen sich taub und stumm, und ihr Blick ist starr in die Weite gerichtet.

Die Tänze gehen die ganze Nacht weiter, auch die rundlichen Frauen und schlanken Mädchen nehmen daran teil. Ihr mit Cussyöl getränktes, schwarzes Haar glänzt im Feuerschein. Ich wurde eingeladen mitzutanzten und gab mir redliche Mühe, ihnen mit meinen derben Jagdschuhen nicht auf die nackten Füße zu treten. Wenn es trotzdem passierte, so kam die Entschuldigung von ihrer Seite mit einem Lächeln und der Notlüge, sie hätten nichts gespürt. Sie waren nur mit dem Tiboy, einem ärmelfreien Hemde in grüner, roter oder gelber Farbe bekleidet. Sie tanzten auch einzeln mit erhobenen Armen und rhythmischen Bewegungen. Bald tauchten sie im Schatten der langblättrigen Bananenbäume unter, bald gingen sie an das Ufer und kühlten ihre erhitzten Körper in den Fluten des Sees. Der Vollmond beleuchtete eine wunderbare Szene, ein friedliches, glückliches Naturvolk wie es seine Feste feiert.

Begleitet von einigen Eingeborenen, erreichten wir durch einen engen Wasserlauf wieder den Rio Mamoré. Erst nach einigen Tagen machte ich die Entdeckung, daß mein mit Reptilien und Insekten gefülltes Gefäß leer war. Die Indianer hatten es, Alkohol darin vermutend, angebohrt und den Inhalt getrunken. Die ganze mühsam

zusammengesuchte Sammlung war vertrocknet, die schönen, seltenen Käfer hatten ihren Glanz verloren und waren beschädigt. Wütend warf ich den nun wertlosen Kram in den Fluß.

Die Pampa am linksseitigen Ufer war gänzlich überschwemmt. Wir benutzten Bambusstangen zum Staken und kamen rasch vorwärts nach Westen. Auf einem alleinstehenden Baume, mitten im Wasser, entdeckten wir einen Jaguar. Er war ausgehungert und sehr mager. Er mochte uns als eine willkommene Beute betrachten, denn er machte Anstalten, den Baum zu verlassen und uns anzugreifen. Ein wohlangebrachter Schuß machte seinem Einsiedlerleben ein Ende.

Mehrere Tage treffen wir kein Land an, wir verbringen die Nächte in sitzender Stellung im Kanu und müssen die zudringlichen Kaimane mit Schüssen und Stangen abwehren. Später treffen wir wieder viele Reiher und haben wochenlang eine sehr ausgiebige Jagd. Ein größerer Fluß, auf den wir stoßen, nach der Karte der Apere, gestattete uns eine rasche Rückreise dem Mamoré entgegen. Wir fuhren bei Tage und schliefen bei Nacht an Land. Als wir jedoch eines Morgens aufwachten, war unser Boot verschwunden. Das Ufer, wo wir es festgemacht hatten, muß unterhöhlt gewesen sein und war während der Nacht lautlos in den Fluten versunken. Zum Glück war das Fahrzeug vollständig entladen worden, und wir befanden uns noch im Besitze unserer Waffen und Jagdbeute. Unsere Lage war aber trotzdem peinlich. Zuerst versuchten wir ein Floß zu bauen, wir fanden aber sehr wenig trockene Baumstämme, und frisch geschlagenes Holz ist zu Flößen zu schwer. Es blieb uns schließlich nichts übrig, als ein neues Kanu herzustellen. Nach langem Suchen fanden wir einen entsprechenden Baum, der dazu geeignet war. Er wurde gefällt und abgemessen. Da wir nur eine Art hatten, schritt die Arbeit langsam vorwärts. Tag und Nacht wurde abwechslungsweise daran gearbeitet. Als die äußere Form zu rechtgehauen war, konnte mit dem Aushöhlen begonnen werden. Span um Span wurde mit Art und Buschmesser herausgeholt. Auch das Feuer wurde zu Hilfe genommen. Nach zehn Tagen endlich konnten wir das Fahrzeug in das Wasser bringen. Es war zwar plump und

schwerfällig, aber groß genug, um uns aufzunehmen. Wir gelangten auch ohne weiteren Unfall nach Trinidad, von wo aus wir mit einem Dampfer nach Santa Ana fuhren.

26.

An den Ufern des Rio Rapulo

Auf meiner letzten Rapulofahrt hatte ich in der Ferne mit dem Feldstecher viel wildes Vieh gesichtet. In Santa Ana machte ich davon Anzeige, und erhielt die Erlaubnis, es gegen Vergütung von drei Mark für jedes erlegte Stück zu jagen. Die Regenzeit war vorbei, wir hatten daher vier bis fünf Monate keine Niederschläge zu erwarten. Mit einem kleinen Viehzüchter machte ich einen Vertrag auf Halbpant. Er stellte sich und zwei Mann mit einem vier-spännigen Ochsenkarren und zwei Pferden zur Verfügung, während ich für die Abschlußprämie und das Salz zum Konservieren des Fleisches aufkam. Ferner kaufte ich wieder ein neues Kanu, das wir samt der nötigen Ausrüstung auf den Wagen luden.

In Südamerika gibt es keine Bisons oder Büffel; was man hier unter wilden Viehherden versteht, sind von Transporten oder Estanzias entlaufene und verwilderte Tiere. Besonders die Nachkommenschaft einer früher versuchsweise durchgeführten Kreuzung von indischen Zebu-Stieren, mit dem aus Spanien stammenden südamerikanischen Rind, war wild und böseartig und benützte jede Gelegenheit, auszubrechen. Die verlorengegangenen Tiere suchten Zuflucht in der äußersten Wildnis. Sie durchquerten die Sümpfe, schlossen sich zu großen Herden zusammen und lebten in den Wäldern, aus denen sie vielfach nur nachts austraten, um zu weiden. Sie versteckten sich auch gerne in den fast unzugänglichen Binsenwäldern und Papyrusstauden der Niederungen. Alte, überständige Stiere, sogenannte Einzelgänger, trifft man überall, sie sind sehr böseartig und greifen jedes Lebewesen an, das ihnen in die Quere kommt.

Nach monatelanger, erlebnisreicher Jagd waren unsere Wagen hoch mit Trockenfleisch, Fett und Häuten beladen. Nebenbei hatten wir mit dem Lasso noch dreißig Stück Jungvieh eingefangen. Sie wurden zu je dreien zusammengesperrt und neben den Wagen hergetrieben. Wieder bei den Quellflüssen angelangt, brachten wir das Kanu ins Wasser, und ich blieb mit meinem Indianergefährten hier zurück, um die Reihzeit abzuwarten. Der Wagen fuhr weiter nach Santa Ana, wo wir später den Erlös aus unserer Jagdbeute teilten.

Mein Begleiter und ich führten inzwischen eine Zeitlang ein angenehmes Leben. Mit Hunden durchstreiften wir die Pampas, um die Gegend kennenzulernen. Wir machten dabei die merkwürdige Entdeckung, daß sich quer durch die Sümpfe zwei Meter breite und anderthalb Meter hohe Dämme zogen. Wir folgten ihrem Verlauf und erreichten nach zwei Tagen einen etwas höher gelegenen größeren Platz, der vor der Überschwemmung der Regenzeit sicher war. Hier fanden wir Scherben alter Tongefäße, was auf eine frühere Wohnstätte schließen ließ. Die Ureinwohner, vielleicht des Kanubaues noch unbekannt, hatten also in den Niederungen kilometerlange Wege gebaut, um während der Regenzeit unter sich in Verbindung zu bleiben.

Der Kasuar oder südamerikanische Strauß kam hier sehr häufig in ganzen Herden vor. Oft fanden wir Nester mit 20—30 Eiern, die wir uns gutschmecken ließen. Ich hatte hier Zeit und Gelegenheit, die Lebensweise und Gewohnheiten dieser Vögel zu studieren. In der Brutzeit sammelt das Männchen eine Schar von sechs bis acht Weibchen um sich und sucht einen geeigneten Nistplatz. Dort scharrt es eine kleine Unterlage aus Gras zusammen, worauf die Weibchen ihre Eier ablegen. Straußenweibchen, die nicht unter männlichem Schutze stehen, legen ihre Eier wahllos an verschiedenen Plätzen, wo sie dann nicht ausgebrütet werden. Befinden sich in einem Neste etwa 30 Eier, so übernimmt das Männchen das Brutgeschäft, während sich die Weibchen zerstreuen. Getreulich bleibt es auf seinen Eiern sitzen und nur in der heißen Mittagszeit, während der die Eier von der Sonne warmgehalten werden, verläßt es seinen Platz, um Futter zu suchen, entfernt sich aber nicht über 200 Meter vom Neste. Der brütende Strauß ist von

seiner Arbeit so in Anspruch genommen, daß er jede Vorsicht vergißt, und man kann sich ihm bis auf wenige Schritte nähern. Drei bis vier Eier wirft er aus dem Neste heraus und läßt sie verfaulen. Sobald nun die jungen Strauße die Schale sprengen, pickt der Alte die faulen Eier auf. Der durchdringende Geruch lockt eine Unmenge Fliegen und Käfer an, die den Jungen in den ersten Tagen als Nahrung dienen. Dann lockt der Strauß durch seinen weithin tönenden Ruf die Weibchen wieder an, die Herde vereinigt sich, und wandert Futter suchend durch die Pampa.

Seiner schönen Federn wegen bildet der Strauß eine gute Jagdbeute. Er ist aber schwer anzupirschen, und man muß eine seiner Eigentümlichkeiten, seine große Neugier, ausnutzen, um an ihn heranzukommen. An einem Stocke wird ein blutrotes Tuch in der Luft geschwenkt, und dann begibt man sich in ein Versteck aus Zweigen. Es kann eine Stunde oder auch weniger vergehen, bis der erste Strauß in Sicht kommt. Unverwandt betrachtet er das rote Tuch, steht einen Augenblick still und nähert sich dann mit hoherhobenem Kopfe. Ein besonders Neugieriger streckte einmal seinen Kopf in die Schußöffnung meines Verstecks, so daß ich ihn mit einem schnellen Griffe am Flügel erwischen konnte. Im gleichen Moment aber erhielt ich einen gewaltigen Fußtritt, der mich auf den Boden legte. Mit einer Handvoll Federn, die ich ihm ausgerissen hatte, blickte ich ihm verdutzt nach, wie er das Weite suchte. Komisch genug sah das aus, denn die Strauße flüchten im Zickzack, jeden Augenblick einen Haken schlagend, und zur Erhaltung des Gleichgewichts die kurzen Flügel ausbreitend.

Eines Nachts wurde ich durch einen stechenden Schmerz geweckt und erwischte beim Lichtmachen eine mächtige Vogelspinne, die mich soeben in den Zeigefinger gebissen hatte. Die Wunde war äußerst schmerzhaft und nicht ungefährlich. Schon nach einer Minute war die ganze Hand stark angeschwollen, so daß ich mir einige Einspritzungen mit Kaliumpermanganat machen mußte. Aber trotzdem entwickelte sich eine Blutvergiftung, denn an den zentimeterlangen Fangzähnen oder Hauern der fast handgroßen, behaarten Vogelspinne haftet meistens Mas. Kommt man ihr zu nahe, so richtet sie sich auf den Hinterbeinen auf und stürzt

sich mit einem fauchenden Laut auf den Gegner. Mit Vorliebe holt sie die jungen Vögel aus den Nestern, woher sie auch ihren Namen hat. Sie saugt ihrer Beute aber nicht nur das Blut aus, sondern zerkaut sie zu einer breiartigen Masse und schlürft sie auf.

Glücklicherweise haben Vogelspinnen und Skorpione einen erbitterten Feind. Es ist eine große, stahlblau schillernde Wespe, die bei den Einwohnern unter dem Namen „Amigo del Hombre“, Freund des Menschen, bekannt ist. Man begegnet dieser fünf Zentimeter langen Wespe überall, sogar in den Häusern und Höfen. Lautlos fliegt sie umher und untersucht alle Winkel und Nischen. Dem Menschen tut sie nichts, hat sie aber eine Vogelspinne oder einen Skorpion bemerkt, so geht sie sofort auf ihn los und versetzt ihm einen oder mehrere Stiche, worauf sie ihre Beute fortschleppt und vergräbt.

Wir zogen uns wieder an die Ufer des Rio Napulo zurück. Hier hatte ich ein seltsames, aber nicht angenehmes Erlebnis. Ich fing an der Laufangel einen schweren Aal. Als ich ihm mit dem Hautmesser einen Hieb versetzte, um ihn zu töten, erhielt ich einen elektrischen Schlag, der mich beinahe zu Boden warf. Mein Begleiter sprang hinzu und machte mit einem Stocke dem Tier den Garaus. Daß der Zitteraal, denn ein solcher war es, an der Angel gefangen wird, ist ein seltenes Ereignis, und der Fischer muß gewöhnlich seinen Tribut zahlen. Der Fisch besitzt nämlich besondere Organe, in denen Elektrizität bis zu einer Spannung von über 300 Volt erzeugt wird. Auf kürzere Entfernungen oder bei direkter Berührung kann er damit starke Schläge austeilen. Der Napulo ist wegen dieses Fisches berüchtigt, und bevor die Indianer den Fluß durchqueren, treiben sie stets zuerst eine Herde Ochsen durch das Wasser, damit diese die ersten starken Schläge erhalten. Rinder wehren sich gegen die Entladungen durch Aufbäumen und Brüllen, während das Pferd lautlos im Wasser versinkt. Zum Essen ist der elektrische Aal aber vorzüglich.

In Begleitung meiner beiden ausgezeichneten Jagdhunde, verfolge ich eine frische Jaguarfährte. Sie führt mich in dichten Busch, wo sich bald starker Nasgeruch bemerkbar machte. Die Hunde bellten laut und zogen sich zu mir zurück, als aus nächster Nähe das drohende

Rnurren und Fauchen des Jaguars kam. Das Tier war nicht zu sehen, ich zog mich etwas zurück und hegte die Hunde, die einen wütenden Angriff unternahmen. Da kam aus dem Gestrüpp ein Junges hervor, etwa doppelt so groß wie eine Katze. Die Hunde wollten sich darauf stürzen, als mit mächtigem Gebrüll der Jaguar dazwischenfuhr. Ein Prankenhieb zerfleischte den einen, der andere flüchtete. Im gleichen Moment schnellte das Raubtier in einem mächtigen Sprunge auf mich zu, ich sprang einen Schritt zur Seite, und sandte ihm, bevor es noch den Boden berührt hatte, eine Ladung größter Posten hinter das Blatt, ein zweiter Schuß streckte es tot zu meinen Füßen nieder.

Nach kurzer Zeit kam der junge Jaguar wieder zum Vorschein und beschnupperte die tote Mutter. Ihm folgte ein zweites, etwas kleineres, Junges. Ich schnitt mir eine Gabel und presste den Kopf des Jungen zur Erde, worauf ich ihm die Füße fesselte. Auch das zweite Junge, das flüchten wollte, nahm ich mit Hilfe meines übriggebliebenen Hundes gefangen und trug beide im Rucksack nach dem Lager. Erst am andern Tage holte ich mit dem Indianer zusammen das Fell des erlegten Tieres, merkwürdigerweise ohne von dem Männchen belästigt zu werden. Wahrscheinlich war es auf einem größeren Raubzuge begriffen. Das junge Pärchen wurde im Lager angebunden und mit Fleisch und Fischen gefüttert. Sie entwickelten sich ganz verschieden. Während das Männchen bald zutraulich wurde, sich streicheln ließ und aus der Hand fraß, blieb das Weibchen bössartig und kratzte wo es konnte, auch nahm es das Futter meist nur nachts zu sich. Nach einigen Monaten war das männliche Tier fast doppelt so groß wie seine Schwester, ich ließ es bald frei umherlaufen, ohne fürchten zu müssen, daß es mir davonlaufen würde. Beide begleiteten mich über ein Jahr lang auf meinen Reisen. Als sie halb ausgewachsen waren und so schwer wie große Hunde, ging ich zur Dressur über. Das Männchen zeigte auch hier die größte Ausdauer und Anhänglichkeit; wenn ich des Mittags im Lager Siesta hielt, so diente mir sein geschmeidiger Körper als Kopfkissen, und oft bin ich auf dem seidenweichen Felle eingeschlafen. Das Weibchen dagegen mußte ich erschießen, als es einen wütenden Angriff auf mich ausführte. Das Männchen blieb folgsam, bis es im zweiten

Jahre in die Reife kam. So landete ich einst in einer Ansiedlung. Etwa ein Duzend Indianerinnen waren gerade mit Wassertragen beschäftigt und wanderten in einer Reihe, eine hinter der andern, dem Dorfe zu, den großen irdenen Wasserkrug auf dem Kopfe. Mein Jaguar sprang ihnen nach und warf eine nach der andern mit einem Latzhiebe zu Boden, aber ohne sie zu verletzen, da er die Krallen zurückgezogen hatte. Unter furchtbarem Geschrei „el tigre, el tigre“ rannten die armen, zu Tode erschrockenen Weiber ins Dorf zurück, und bald erschienen, mit allen möglichen Waffen versehen, die Männer, um die Bestie zu töten. Die aber stand mit der vergnügtesten und harmlosesten Miene neben mir. Das aufgeregte Völklein beruhigte sich allmählich wieder, doch durfte ich das Dorf nicht betreten. Später bei einem bössartigen Angriff auf einen Menschen mußte ich leider auch ihm mit einer Kugel den Tod geben.

Noch immer befanden wir uns an den Ufern des Rio Napulo. Der niedere Wasserstand hatte die Alligatoren zusammengedrängt. Zu Hunderten hielten sie die Ufer besetzt und wurden uns selbst im Lager lästig. Interessant war es, sie beim Fischefangen zu beobachten. Hat sich irgendwo ein Schwarm Fische versammelt, so schwimmt der Alligator ganz langsam und vorsichtig heran. In der Nähe angelangt, bäumt er seinen Körper zum Wasser heraus und schnellt sich mit geöffnetem Rachen mitten in den Schwarm hinein, wobei er gewöhnlich gute Beute macht. Andere Tiere liegen ganz in der Nähe des Ufers auf der Lauer. Wenn sie merken, daß sich zwischen ihnen und dem Lande Fische angesammelt haben, so führen sie einen gewaltigen Schwanzschlag aus, Duzende von Fischen auf das Ufer werfend. Sofort stürzen sich die nächsten Tiere auf die Beute und nicht selten entwickeln sich heftige Kämpfe, in deren Verlauf der unterliegende Teil auch noch aufgefressen wird.

Die Bewegungen des Alligators oder Kaimans sind blitzschnell. Man würde es nicht glauben, sieht man die Tiere sich auf ihren kurzen Beinen langsam, fast beschwerlich auf den Sandbänken fortbewegen. Hier verlor ich auch meinen guten Tigerhund. Während er an das Ufer ging, um Wasser zu saufen, schnappte ein solches Biest nach

ihm, ohne ihn zu erhaschen. Der Hund eilte was er konnte die Böschung hinauf nach dem Lager, verfolgt von dem hungrigen Alligator, der in großen Sprüngen hinterhersezte, und ihn nach kaum 30 Metern eingeholt und verschlungen hatte. Diese Frechheit reizte uns zur Vergeltung. Mein indianischer Gefährte sagte mir, er wolle mir nun einmal zeigen, wie sie die Alligatoren ohne Waffen töteten. Er verschwand und kam nach einiger Zeit mit einem erlegten Wasserschwein zurück. Dann schnitt er aus starkem Holze etwa 20 Zentimeter lange Stäbe, spitzte sie an beiden Seiten zu, und band je vier zu einem Stern zusammen. An die Enden steckte er Fleischstücke und warf diese Kugeln in das Wasser, wo sie von den gierigen Kaimans sofort aufgeschnappt wurden. Die Spitzen bohrten sich aber in Hals und Rachen, so daß die Tiere die Kinnladen nicht mehr schließen konnten. Im Wasser bleibend, würden sie in dieser Stellung ertrinken, weshalb sie ans Land kriechen, wo sie mit Eisenholzkeulen erschlagen werden. Ich erschoss die Tiere und verbot ihm, weiter solche Sterne in das Wasser zu werfen.

Beim Fischen mit großem Köder kommt es hin und wieder vor, daß ein Alligator anbeißt. Es ist dann merkwürdig, wie sich dieses schwere Tier mit Leichtigkeit an einer Leine bis an das Ufer ziehen läßt, ohne auch nur den geringsten Widerstand zu leisten. Kugelschüsse in den Körper können es dagegen von einem geplanten und in Ausführung begriffenen Angriff nicht abhalten, ein Zeichen, daß es Schmerz im Leibe wenig spürt, während der Schlund, wo der Angelhaken fest sitzt, sehr empfindlich ist.

Auf der Fahrt mit dem kleinen Jagdkanu hat man noch Angriffe anderer Art abzuwehren, die zwar nicht gefährlich, aber sehr unangenehm sind. Der Buféo, ein delphinähnlicher Fisch von fast drei Meter Länge, bevölkert in Scharen die Quellflüsse des Amazonasstromes. Ist das Wasser klar, so sieht man, wie sich die riesigen Fische mit unheimlicher Schnelligkeit fortbewegen. Der Kopf ist nach allen Seiten drehbar, was bei der lang vorgebauten, mit spizen Zähnen bewehrten Schnauze sehr komisch anzusehen ist. Er hat die schlechte Gewohnheit, neben den Booten aufzutauchen und durch sein Spritzloch

im Kopfe den Rest seiner Mahlzeiten, bestehend aus kleinen Fischstücken und Schleim, unter Geräusch in die Luft zu blasen. Der zwei Meter hohe Auswurf verteilt sich kreisförmig und läßt einen sehr unangenehmen Geschmack im Gesicht und auf den Kleidern zurück. Damit aber nicht genug, mit seiner schweren, waagerechten Schwanzflosse schlägt er heftig auf das Wasser, so daß sich ein großer Strahl über das Schiff und seine Insassen ergießt. Die Angriffe wiederholen sich ununterbrochen, oft längere Zeit, so daß man an Land gehen muß, um das Wasser auszuleeren.

Als stiller Beobachter lernte ich einst den Jaguar als tüchtigen Fischer kennen. Ich saß versteckt im Kanu und verfolgte die Liebesspiele mehrerer Buféos, die sich an einer flachen, sandigen Uferstelle, die Körper zur Hälfte aus dem Wasser ragend, begatteten. Plötzlich schnellte aus der hohen Uferböschung ein Jaguar in das seichte Wasser und krallte sich an einem der Fische fest. Mit dem Fange ergriff er seine Beute und zog sie rückwärts schreitend auf das Trockene. Es war mir ein leichtes, den Räuber mit einem Schusse zu erlegen. Zum Andenken nahm ich von beiden Tieren die Schädel mit, die heute noch in meiner Sammlung sind.

27.

Von den Quellflüssen des Amazonas zum La Plata

Inzwischen hatte die Regenzeit und damit die Reiherjagd wieder ihren Anfang genommen. Wir ruderten flußauf- und flußabwärts, auch beim größten Regen, stets neue günstige Stellen auskundschaftend. Außerlich war ich von einem Indianer kaum mehr zu unterscheiden. Ich hatte meinen Körper daran gewöhnt, nackt die Sonnenhitze zu ertragen. Meine Haut war gegerbt und braun gebrannt. Von Zeit zu Zeit übergieß man sich mit Wasser, um die Hitze des Körpers zu fühlen. Gegen die Stiche der Moskitos war ich immun, mochten

Tausende an mir sitzen und mein Blut aussaugen, ich spürte keinen einzigen Stich mehr. Es gab auch keine Anschwellungen. Täglich hingegen genoß ich meine drei bis vier Pfund Fleisch, die meine Kraft aufrechterhielten.

Mit dem Ansteigen des Wassers erreichte auch die Schlangenplage ihren Höhepunkt. Bald war nirgends mehr festes Land anzutreffen, und die Schlangen suchten Zuflucht auf Bäumen und Sträuchern. Auch im Röhricht befanden sich viele, denn mit großer Geschicklichkeit ziehen sie sich Grasbüschel oder Schilfstauden zu einer Lagerstätte zusammen. Durchfährt man dann mit dem Kanu dieses Schilfmeer, so lassen sie sich in das Kanu fallen und verkriechen sich im Gepäck und im Bettzeug. Beim Ausladen muß man daher stets sehr vorsichtig sein, um nicht von einem der ekelhaften Tiere gebissen zu werden. Ich fand sogar nach Monaten in einem Koffer, den ich lange nicht geöffnet hatte und erst in Santa Ana auspackte, in Reiherfedern eingehüllt vier Stück vor, samt einem Neste mit Eiern. Mußte man einmal im Boote übernachten, so durfte man sich die ganze Nacht nicht bewegen, denn man war rings von kriechenden Tieren umgeben. Sobald man sie drücken oder belästigen würde, könnte man gebissen werden. Trotz der großen Hitze hatten wir unsere Beine in dickes, steifes Hirschleder gekleidet und entgingen so öfters den giftigen Bissen, denn die hohlen Giftzähne vermögen hartes Leder nicht zu durchdringen. Das scharf geschliffene Buschmesser war stets bei der Hand, um unverhoffte Angriffe abzuwehren.

Alles Land war überschwemmt, und wir fanden es allmählich unerträglich, noch länger die mühsamen, gefährlichen Nächte im Kanu zu verbringen, der stete Kampf mit den Schlangen rieb uns auf. Wir errichteten deshalb in einer Baumgruppe ein Hängegerüst von vier mal vier Meter aus armdicken Bambusstangen. Darüber wurde das Zelt gespannt. Eine Erdschicht diente als Feuerstelle. So hatten wir eine heimelige Wohnstätte, und waren gegen Regen, zudringliche Schlangen und Alligatoren einigermaßen geschützt.

Inzwischen haben sich Tausende von Reiher versammelt und beginnen in einem Wäldchen, in dem das Wasser bis an die Kronen der

Bäume reicht, ihre Nester zu bauen. Nun stellen wir die Jagd ein und begnügen uns mit der Bewachung des Brutplatzes. Jeden Morgen sammeln wir die über Nacht ausgefallenen Federn, die gewaschen und getrocknet werden. Sobald sich in den Nestern Eier und Junge befinden, erscheinen große Scharen Geier und andere Raubvögel, man weiß nicht, woher sie kommen, plötzlich sind sie da. Aber der Reiher verteidigt tapfer seine Brut und mancher Feind fällt von dem spitzen Schnabel durchbohrt in das Wasser, und wird ein Fraß für die immer hungrigen Alligatoren. Wir richteten einen regelrechten Wachtdienst ein, und ich erlege mit einer Kleinkalibrigen Winchesterbüchse täglich einige Duzend Raubvögel.

Wie die Reiherjagd vor sich geht, habe ich schon in früheren Abschnitten ausführlich erzählt, es möge daher genügen, wenn ich berichte, daß dieser letzte Jagdzug zugleich auch mein ergiebigster war. Mit reicher Beute kehrten wir wenige Wochen später nach Santa Ana zurück.

Dort angekommen, verpackte ich meine Federn, Jagdtrophäen und Sammlungen und fuhr nach Trinidad, um die Heimreise nach Europa anzutreten. Ich hatte nach langem Hin und Her schließlich den viel weiteren Weg nach Süden zum Parana, nach Buenos Aires gewählt, anstatt auf dem Mamoré, Madeira und Amazonas abwärts nach Para, zu fahren. Den Ausschlag hatten die ungünstigen Zollverhältnisse gegeben, denn in Brasilien hätte ich fast tausend Mark Ausfuhrzoll für das Kilogramm Federn zu bezahlen gehabt, außerdem wollte ich gern noch den Reiseweg nach Santa Cruz della Sierra von Trinidad aus kennenlernen, und zuletzt reizte es mich, nochmals die Gegend zu sehen, die ich vor Jahren bei der Petroleumexpedition kennengelernt hatte, und dabei den Urwald bis Porto Suarez allein zu durchqueren. Diesen Entschluß bereute ich später sehr, denn es dauerte sechs Monate und acht Tage bis ich endlich in der Heimat ankam. Unerhörten Strapazen und Krankheiten wäre ich fast erlegen.

In Trinidad forderten Grippe, Flecktyphus und schwarze Blattern täglich viele Opfer. Ungepflegt lagen die Eingeborenen in ihren Hütten in Reihen nebeneinander auf dem Boden. Die Toten, manchmal ganz blau, blieben oft längere Zeit unter den Kranken liegen, weil niemand

mehr die Kraft hatte, sie wegzuschaffen. Unter diesen Umständen war ich froh, mich nicht längere Zeit in Trinidad aufhalten zu müssen. Ein kleiner Flußdampfer, die „Siglo XX“, fuhr nach wenigen Tagen südwärts. Als einziger europäischer Passagier konnte ich mich in der Kabine mit dem Kapitän zusammen häuslich einrichten. Das ganze übrige Schiff war vollgepfropft mit Eingeborenen, die kaum zum Schlafen Platz fanden. Wieder einmal ging es den Mamoré aufwärts bis nach Torno Largo. Hier mündet der Sará oder Rio Grande, auf dem die Fahrt weiter geht. Die Ansiedlungen haben gänzlich aufgehört, was sich auf beiden Seiten des Ufers ausdehnt, ist unbewohntes, unbekanntes Urwaldgebiet. Fast undurchdringliche vier bis fünf Meter hohe Dschungel säumen das Ufer ein. Das Flußbett ist oft weniger als hundert Meter breit und die Schwierigkeiten der Schifffahrt nehmen hier ihren Anfang. Meine jahrelange Erfahrung auf südamerikanischen Flüssen kommt uns sehr zu statten, ich kenne ihre Lücken allmählich. Tagelang stehe ich von morgens bis abends am Steuer der „Siglo XX“ und lotse sie glücklich durch alle Hindernisse hindurch. Die Strömung ist zeitweise stark, und nur langsam arbeitet sich der Dampfer aufwärts. An manchen Stellen sind die Ufer eingestürzt und ein Chaos von Schlingpflanzen und Baumriesen versperrt den Weg. Es bleibt nichts übrig als anzuhalten, und alles beteiligt sich an den Aufräumarbeiten, häufig bis zum Hals im Wasser stehend. Oft dauert es Stunden, bis mit den Axten die meterdicken Stämme durchgehauen sind und die Fahrt fortgesetzt werden kann. Während der Nacht wird der Dampfer am Ufer befestigt und ein Lagerplatz aufgeschlagen. Aber nur wenige getrauen sich am Lande zu schlafen. Die Furcht vor dem Jaguar hält sie davon ab, auch sind schon Überfälle der wilden Sirionesindianer vorgekommen. Für alle Fälle gibt daher die eingeborene Mannschaft des Dampfers vor dem Schlafen eine Salve aus Gewehren und Pistolen ab, um die Wilden einzuschüchtern, wie sie sagten. Ich mußte über diese Harmlosigkeit lachen, die doch den Lagerplatz eher verriet als schützte. Man versicherte mir aber, die Indianer hätten vor den Schußwaffen einen solchen Respekt, daß auch eine größere Horde keinen Angriff wagen würde. Bei Tage zeigten sie sich hin und wieder am Ufer,

stießen wilde Schreie aus, schossen einige Pfeile auf das Schiff ab, und verschwanden wieder im Dunkel des Waldes.

Ungeheuer groß sind diese noch unerforschten Urwälder. Sie gäben gutes Kulturland und könnten Millionen von Menschen ernähren. Die Ländereien gehören dem Staate, und ein Hektar kostet auch heute noch nicht mehr als 50 Pfennig. Aber dennoch wird die Ausbeutung und Verwertung des natürlichen Reichtums dieser Landstriche noch lange auf sich warten lassen. Erst der Bau von großen Eisenbahnlinien wird diese Reserven späteren Geschlechtern erschließen.

Je weiter wir aufwärts fahren, desto schwieriger wird das Manövrieren mit dem Dampfer. Trotzdem er flach gebaut ist und nur wenig Tiefgang hat, sitzen wir öfters auf Sandbänken auf. Einmal liefen wir so heftig auf einen unsichtbaren Baumstumpf, daß das ganze Schiff gehoben wurde, sich um sich selber drehte und beinahe umkippte. Wer schwimmen konnte, sprang sofort in das Wasser. Mit einem Flaschenzuge gelang es uns nach vielen Mühen, den Dampfer wieder flott zu machen, und weiterzufahren.

Nach zwölfwägiger Fahrt erreichten wir La Estrella, einen vorgeschobenen Posten. Eine kleine Ansiedlung, umgeben von üppigen Pflanzungen, bot uns zwei angenehme Ruhetage. Hier ist der Kapitän und Eigentümer der „Siglo XX“ zu Hause.

Die Wasserverhältnisse sind ungünstig, weshalb wir von hier aus in großen Booten, den sogenannten Montarias, weiterfahren. Die Strömung ist zum Rudern zu stark, die Fahrzeuge müssen mit Stangen vorwärts gestoßen werden. Die Ufer sind sehr hoch und steil, doch soll das Flußbett während der Regenzeit ganz ausgefüllt sein, aber dann erlaubt die starke Strömung keine Schifffahrt. Nach einigen Tagen ist Quatro Djos, die Endstation der Wasserfahrt, erreicht, deren wenige Ansiedler den Verkehr nach Santa Cruz vermitteln. Reittiere sind augenblicklich nicht aufzutreiben. So bleibt mir keine andere Wahl, als mit einem Ochsenkarren das noch ferne Santa Cruz zu erreichen. Erst nach vier Tagen sind wir reisefertig. Sechs brandmagere Ochsen ziehen den schwerfälligen Wagen in mehr als langsamem Tempo durch den sumpfigen Waldweg. Die Räder quietschen auf ihrer hölzernen

Achse, daß es meilenweit zu hören ist. Zehn Stunden sind wir täglich unterwegs. Aber Mittag wird etwas gekocht, und die Ochsen suchen ihr mageres Futter am Weg. Schließlich meldet mir der Führer, die Tiere seien an der Seuche erkrankt. Er gab aber bald zu, daß sie bei der Abfahrt schon angesteckt waren, und daß in der ganzen Gegend überhaupt alles Vieh krank sei. Wir befanden uns in einer unbewohnten Gegend, halb Wald-, halb Steppengebiet, bald Sumpf, bald tiefen, heißen Sand durchquerend. An einem Morgen blieben zwei Ochsen liegen und waren nicht mehr auf die Beine zu bringen. Wir fuhren mit den übrigen vier weiter. Ich ging zu Fuß dem Wagen voraus oder schlenderte hinterdrein, denn es war nicht mehr mit anzusehen, wie der Führer den Tieren seine mit einem spitzen Nagel versehene Bambusstange beständig in die Weichteile stieß, um noch eine letzte Anstrengung aus ihnen herauszuholen. Die Klauen der Tiere waren vereitert und geschwollen. Als wir an einem Abend nach mühsamen Marsche durch Buschwald, wo die abgehauenen, scharfen Baumstrünke handhoch über den Boden ragten, Lager schlugen, gewahrte ich, daß zwei Ochsen die Klauen fehlten. Sie standen mit blutenden Stümpfen im Sande. Der Führer zuckte die Achsel; ich schoß die Tiere nieder. Der Weg wurde besser, und am nächsten Tage sollten wir bewohnte Gegenden erreichen, aber nur im Schnecken-tempo brachten die beiden letzten furchtbar leidenden Ochsen den freischendenden Wagen vorwärts. Ich war zurückgeblieben und wurde plötzlich durch einen Schrei aufgeschreckt. Die Ochsen liefen eine kurze Strecke im Galopp davon, blieben dann aber stehen. Ich eilte herbei und gewahrte eine fast zwei Meter lange, armdicke Klapperschlange, die sich am Boden wand. Sie hatte den einen Ochsen gebissen, und war dann unter die Räder gekommen. Es war ein scheußliches Tier von nie gesehener Größe, mit einer Klapper von vierzehn Ringen. Nun war guter Rat teuer. Mit einem Zugtier allein war das Gespann nicht mehr vorwärtszubringen. Mein wertvolles Gepäck wollte ich aber nicht ohne Aufsicht zurücklassen. Ich schickte den Führer allein weiter, um neue Ochsen oder Maultiere aufzutreiben. Er kam am andern Tage mit sechs frischen, gesunden Ochsen und einem Reitpferde zurück, die er in Portachuelo

gemietet hatte. Nun schwang ich meine müden, wunden Knochen auf den Gaul, und in raschem Tempo ging es Santa Cruz entgegen, das wir drei Tage später erreichten.

In dem Dorfe Portachuelo hatte ich noch ein lustiges Erlebnis. Die Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit der Cruzenios, der Nachkommen der Spanier ist bekannt. Kommt man als Fremdling in ihr Haus und bittet um Unterkunft, so empfangen sie den Fremden mit den Worten: „Treten Sie ein und machen Sie es sich bequem, das ganze Haus steht Ihnen zur Verfügung“. Betrachtet und bewundert man irgendeinen Gegenstand, so heißt es sofort, das gehört ihnen, behalten sie es. Dieses Angebot darf aber nicht wörtlich genommen werden, denn sonst würde man die Gastfreundschaft gröblich verletzen. Ich fand Unterkunft bei einem jovialen Großgrundbesitzer, der sich sehr für meine Reise interessierte. Als er großen Gefallen an meiner schönen Jagdflinte fand, sagte ich in der herkömmlichen Redensart: „Betrachten Sie sie als Ihr Eigentum“. Mein Erstaunen war aber groß, als er sich sehr höflich bedankte und das Gewehr dann versorgte. Spaß oder Ernst, ich wurde nicht klug daraus, aber die Waffe blieb verschwunden. Am frühen Morgen stand ich reisefertig vor dem Haus. Mein freundlicher Gastgeber zeigte mir mit Stolz seine große Anzahl Pferde und Maultiere, die sich in einer Umzäunung tummelten. Ein besonders schönes Maultier, das seine 2000 Mark kosten mochte, erregte meine Aufmerksamkeit. Ich fing an, es zu loben und seine Eleganz zu bewundern, und schon kam die gewünschte Phrase aus dem Munde meines Wirtes: „Gehört Ihnen, verfügen Sie darüber“. Ich ließ mir dies nicht zweimal sagen, winkte meinen Führer heran und hieß ihn, das Maultier satteln. Eine höfliche Verbeugung und Dankesworte meinerseits und schon ritt ich auf dem Wege nach Santa Cruz davon. Mein guter Freund schaute mir verblüfft nach. Gegen Mittag holte uns ein Reiter ein, er übergab mir im Namen seines Patrons meine Jagdflinte, die ich vergessen hätte. Ich meinerseits gab das herrliche Reittier zurück und bestieg den alten Klepper, den ich vorsorglicherweise mitgeführt hatte.

Die Stadt Santa Cruz hatte sich in den dreizehn Jahren, seitdem

ich sie das letztmal besucht hatte, nicht verändert, aber die Lebensweise hier war anders geworden. Die Bewohner sind verarmt. Der Verdienst fehlt, die goldführende Quelle, der rege Handel mit dem Gummigebiet am Rio Beni hat aufgehört. Die Ausfuhr von dort geht heute nach Norden mit der Mamoré-Eisenbahn zum Amazonas nach Para. Industrie fehlt in Santa Cruz vollkommen, und die Viehzucht hat mit niederen Preisen zu kämpfen. Der größte Teil der jungen Männer hat seinen Verdienst im Benigebiet gesucht, ist ausgewandert und kehrt nicht mehr zurück. Frauen und Töchter sind daheim geblieben, sie scheuen die weite, beschwerliche Reise, und fürchten sich vor dem Ungeziefer und dem Fieber. Ihrer Ernährer beraubt, führen viele von ihnen ein äußerst kümmerliches Dasein. In ihren Mußestunden verfertigen sie mit großer Geschicklichkeit wunderbare Stickerien und Klöppeleien, die sie dann den wenigen Durchreisenden zu verkaufen suchen. Steigt ein Fremder im Hotel ab, so finden sich schon am ersten Abend Duzende von zierlichen und hübschen Mädchen ein, sowohl Weiße, wie solche mit indianischem Einschlag. Manche zwölf- bis dreizehnjährige ist von ihrer Mutter begleitet: „Herr, wenn Sie wünschen, bleibt mein Töchterchen hier.“ Die bitterste Armut hat diese Leute dazu gebracht, ihr eigenes Fleisch und Blut zu verkaufen.

Es vergingen drei Wochen bis es mir gelang, neun Maultiere und einen Führer zu mieten, der mich bis Porto Suarez begleiten wollte. Ich bezahlte dafür 1200 Mark und hatte für den Unterhalt zu sorgen. Auf sechs Tieren war mein Gepäck verladen, das Reservetier trug eine Last Mais als Notration. In Gewaltmärschen durchquerten wir den vollständig ausgetrockneten und kahlen Monte Grande, und übernachteten wie vor Jahren in den Militärstationen. Die Besatzungen sind heute meist zurückgezogen, da die Überfälle der Indianer auf gehört haben.

Wir nähern uns am siebenten Tage San José. Die Gegend wird immer trostloser, kein grüner Grassalm ist mehr anzutreffen, und unsere Tiere ernähren sich von zähen Palmenblättern. Wir reiten in das Dorf ein. Der Bach, in dem seinerzeit eine lustige Weiberschar Wäsche hielt, ist ausgetrocknet. Viele Häuser sind unbewohnt, niemand

beachtet uns, verlassen stehen wir auf der glühendheißen Plaza. Ich mache einen Rundgang und erkundige mich nach alten Bekannten, treffe aber nur den blinden Fritz Habegger auf seiner kleinen Pflanzung, den ich vor dreizehn Jahren in Porto Suarez kennengelernt hatte. Er versicherte mir, mich noch an der Stimme zu erkennen, und wir tauschten alte Erinnerungen aus. Die Armut des Dorfes, hervorgerufen durch jahrelange Trockenheit und Unterbindung jeglichen Transitverkehrs, erschütterte mich, und ich wünschte mich weit weg von hier. Um das Fünffache des gewöhnlichen Preises konnte ich für die Maultiere etwas Mais kaufen, sie hatten es nötig, denn sie waren am Verhungern. Nach kurzem Aufenthalt reisten wir weiter.

Ich fühlte mich unwohl, und schon am folgenden Tage hatte ich heftiges Fieber. Wir ritten durch sandige, heiße Talmulden. Die roten Sandsteinberge glühten wie Hochöfen, jedes pflanzliche Leben war abgestorben. Ein glühendheißer, trockener Wind wirbelte den Sand auf, entzündete die Augen und erregte Zucken am ganzen Körper. Wasser gab es nirgends, weder zum Trinken, noch zum Waschen. Ich hatte über 40 Grad Fieber und saß 16 Stunden am Tage im Sattel. Als wir endlich ein Wasserloch fanden, mit trüber, stinkender Brühe, lag ein verendetes Reh darin, aber wir sind dennoch froh, es ist wenigstens eine Flüssigkeit, die wir aber nur gekocht genießen. Die ganze Nacht sind wir unterwegs, ich leide furchtbar und glaube immer, zu ersticken. Ein heftiger Hustenanfall reizt mich zum Erbrechen, ich gleite vom Reittier herunter und bleibe eine Zeitlang liegen. Als ich mich etwas besser fühlte, machte ich Licht, aber wie sehe ich aus. Ich selbst, das Maultier und der Boden rings herum sind voll Blut. Wir warten hier den Morgen ab. Der heftige Blutsturz hatte mir jedoch große Erleichterung gebracht, so daß wir die Reise fortsetzen konnten. Endlich, am sechsten Tage, erreichen wir Aguas Calientes, die heißen Quellen. Tagelang ungewaschen, voll Schmutz und Sand, konnte ich mich nicht halten und stürzte mich in eine der aufbrausenden Quellen. Einen Augenblick umfing mich ein wonniges Gefühl, dann setzte der Herzschlag aus, und ich war wie gelähmt. Mein Führer zog mich aufs Trockene, wo ich mich wieder erholte. Ganz in der Nähe befand sich

eine Ansiedlung, wo wir gute Aufnahme fanden. Später nahm ich vorsichtig nochmals ein Bad, und lag den ganzen folgenden Tag in der Hängematte. Auch den Maultieren tat der Aufenthalt gut. Sie fanden am Rande der Quellen und Bäche saftige Gräser und haben sich bis zum Bersten vollgefressen. Sie ahnen, daß ihrer noch acht magere Tage warten.

Bald sind wir wieder draußen im heißen Buschwald, doch treffen wir hin und wieder eine Ansiedlung, wo wir Wasser bekommen und übernachten können. Auf der Weiterreise begegnen wir einem Auto, das vergebliche Anstrengungen macht, durch den fußtiefen Sand vorwärtszukommen. Etwa ein Duzend Indianer und Ansiedler aus der Umgebung ziehen und stoßen den Wagen. Stundenweit ist der Weg mit Baumstäben belegt, damit die Räder nicht im Sande versinken und schleudern. Der Lenker des Autos ist ein hoher Beamter von Santa Cruz. Er wollte der Regierung den Beweis liefern, daß auf dieser Strecke ein Autoverkehr möglich sei. Er benötigte zuerst mehrere Monate, um durch Ochsentransporte Benzindépôts anzulegen. Durch sumpfige Wegstrecken wurden Knüppeldämme angelegt, und stets mußte ihn eine Schar Indianer begleiten, um Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Schwer enttäuscht langte er schließlich nach wochenlanger Fahrt in Santa Cruz an. Ich legte die gleiche Strecke in 21 Tagen zu Pferd zurück.

Puerto Suarez ist erreicht. Die beschwerliche Reise vom Amazonas zum Paraná ist zurückgelegt. Ich gönne mir einige Tage vollständige Ruhe und erhole mich rasch von den Anstrengungen. Aber noch bin ich nicht am Endpunkte angelangt. Die kostbaren Reihersfedern müssen noch aus Bolivien durch Brasilien nach Paraguay gebracht werden. Überall ist der Ausfuhrzoll sehr hoch, und die Grenzen sind gut bewacht. Früher unbekannte Sachen, Paßformalitäten und Fingerabdrücke sind heute unumgänglich notwendig, was ich in Puerto Suarez schließlich erledigen konnte. Zu meinem weiteren Unternehmen benötigte ich ein Kanu, in Puerto Suarez war aber keins aufzutreiben. Mit einem Motorboot fuhr ich nach Corumba, wo ich im Hafen einen alten, über neunzigjährigen Neger traf, mit dem ich seinerzeit am Rio St.

Lourenço auf der Tigerjagd war. Ich spreche ihn an, er erkennt mich sofort und weiß sogar noch meinen Namen. Mit dem unterwürfigen Ausruf: „Wie freue ich mich, Euere Herrlichkeit, Don Gualteiro, wiederzusehen“, breitete er die Arme aus. Ich nehme ihn in eine Hafenkneipe mit und trank mit ihm einen Zuckerrohrschnaps. Er versprach mir, bis zum andern Tage für 100 Milreis — ein leichtes, geräumiges Kanu, einen Einbaum zu verschaffen. Er hielt Wort und ich fuhr damit nachts nach Porto Suarez zurück, wo ich es eine halbe Stunde vom Hafen entfernt im Schilf versteckte. Das Gepäck holte ich mit einem Wagen vom Hotel ab, verlud es ins Boot, und fuhr nach Corumba zurück. Einige alte Hirschfelle bedeckten das Kanu, ich saß nachlässig im Hinterteil und angelte. So trieben wir mitten durch den belebten Hafen. Zollbeamte schossen mit ihren Motorbooten an mir vorbei zu einem ankommenden Dampfer. Die Strömung des Flusses trieb mich weiter bis ich dem Gesichtskreise der Stadt entschwunden war. Von hier aus kannte ich die Ufer einige hundert Kilometer weit abwärts bis nach Fuerte Olimpo, da ich ja viele Jahre hier gejagt hatte. Bald fand ich auch einen Lagerplatz, wo ich tagsüber schlief, um nachts weiterzufahren. Nach einigen Tagen gelangte ich in die Nähe der Grenzfestung Coimbra. Sie liegt am rechten Flußufer auf einem Hügel. Ein Scheinwerfer beleuchtete nachts den hier etwa 400 Meter breiten Fluß. Um diese gefährliche Stelle zu passieren, trieb ich mein Kanu am Ufer in ein dichtes Gewirr von Wasserpflanzen hinein. In der Dämmerung löste ich es vom Ufer ab und ruderte so gut ich konnte, nach der Mitte des Flusses. Das Kanu hatte ich dicht mit Schilf und Gras bedeckt, und als ich in den Bereich des Scheinwerfers kam, legte ich mich nieder. Schwimmende Inseln treiben beständig auf den Flüssen und erregen kaum die Aufmerksamkeit der Wache. Die Fahrt geht sehr langsam, die Strömung treibt mich gegen das Ufer, und ich kreise mehrere Male in einem Wirbel. Da tönt das Clairon durch die stille Nacht, ich glaube mich entdeckt, bleibe aber liegen. Kommandoworte werden laut, ich höre marschierende Soldaten, dann ist alles wieder ruhig. Nach den Sternen ist es Mitternacht, gewiß war es die Ablösung der Wache, die mich erschreckt hatte. Als

ich mich wieder aufzurichten wagte, befand ich mich wieder mitten im Strom, und fast aus dem Bereich der Scheinwerfer. Bald erreichte ich die bolivianische Grenze, einen trostlosen, sumpfigen Zipfel, der sich an die Bahía Negra anlehnt. Hier erhebt sich mitten aus dem Schilf ein fünf Meter hoher bolivianischer Grenzstein. Etwas unterhalb kannte ich einen prächtigen Lagerplatz, wo ich oft mit meinem alten Freunde Belasquez kampiert hatte. Ihn steuerte ich an und erwartete den Morgen. Dann ging ich auf altbekannten Pfaden auf die Wirsch nach einem Hirsche. Ich erlegte bald einen kapitalen Achtzehnder, und das war die letzte Jagd in den mir so lieb gewordenen, reichen Jagd- gefilden Südamerikas.



Wnc. 5042/103/51

Alte Reisen und Abenteuer

- Bd. 1 Fernão de Magalhães, Die Weltumsehlung [Amerika]
 Bd. 2 Ulrich Schmidel, Abenteuer in Süd-
 Bd. 3 J. Cook, Die Suche nach dem Südl.
 Bd. 4 Peter Kolb, Zum Vorgebirge der Guten
 Hoffnung [Amerikas]
 Bd. 5 Christoph Columbus, Die Entdeckung
 Bd. 6 Kapitän Phillip, Gründung der Straf-
 kolonie Sydney
 Bd. 7 Carl Friedrich Behrens, Der wohl-
 versuchte Südländer [Grönland]
 Bd. 8 Hans Egede, Die Erforschung von
 Bd. 9 Hernando Cortes, Die Eroberung von
 Mexiko [Spanisch-Amerika]
 Bd. 10 Francis Drake, Als Freibeuter in
 Bd. 11 Marco Polo, Am Hofe des Großkhans.
 Reisen in Hochasien und China
 Bd. 12 Dünko Park, Vom Gambia zum Niger
 Bd. 13 Vasco da Gama, Der Weg nach Ost-
 indien

Reisen und Abenteuer

- Bd. 1 Sven Hedin, Abenteuer in Tibet
 Bd. 2 Sven Hedin, Transhimalaja
 Bd. 3 Kapitän Scott, Letzte Fahrt (Scotts
 Tagebuch)
 Bd. 4 Georg Schweinfurth, Im Herzen von
 Afrika
 Bd. 5 H. M. Stanley, Wie ich Livingstone fand
 Bd. 6 Kapitän Scott, Letzte Fahrt (Abenteuer
 der Gefährten)
 Bd. 7 Sven Hedin, Durch Asiens Wüsten
 Bd. 8 Sven Hedin, Zu Land nach Indien
 Bd. 9 A. E. Nordenskiöld, Umsehlung Asiens
 und Europas
 Bd. 10 H. M. Stanley, Im dunkelsten Afrika
 Bd. 11 Georg Wegener, Erinnerungen eines
 Weltreisenden
 Bd. 12 Gustav Nachtigal, Sahara und Sudan
 Bd. 13 Ernest Shackleton, Im sechsten Erdteil
 Bd. 14 Walter v. Rummel, Sonnenländer
 Bd. 15 B. D. Silber, Untergang der Jeannette-
 Expedition [Sudan]
 Bd. 16 Slatin Pascha, Feuer und Schwert im
 Bd. 17 Finar Niffelsen, Ein artischer Robinson
 Bd. 18 H. M. Stanley, Mein erster Weg zum
 Kongo [Innerasien]
 Bd. 19 Sven Hedin, General Prschewasski in
 Bd. 20 Sven Hedin, Meine erste Reise
 Bd. 21 H. M. Stanley, Auf dem Kongo bis
 zur Mündung
 Bd. 22 Henry S. Landor, Auf verbotenen Wegen
 Bd. 23 Sven Hedin, N. d. Schwelle Innerasiens
 Bd. 24 Otto Sverdrup, Neues Land
 Bd. 25 Hans Meyer, Hochtouren im tropischen
 Afrika [Südpol]
 Bd. 26 Douglas Mawson, Leben und Tod am
 Bd. 27 Arthur Berger, Auf den Inseln des
 ewigen Frühlings
- Bd. 14 Francisco Pizarro, Der Sturz des
 Inkareichs
 Bd. 15 John Smith, Unter den Indianern
 Virginien
 Bd. 16 Georg Wilhelm Steller, Von Kam-
 schatska nach Amerika [Afrika]
 Bd. 17 Herodot, Reisen und Forschungen in
 Bd. 18 Tacitus, Germania
 Bd. 19 John A. Jewitt, Makwinas Gefangener
 Bd. 20 Adam Olearius, Die erste deutsche Ex-
 pedition nach Persien
 Bd. 21 Pater Dobrighoffer, S. J., Auf ver-
 lorenem Posten bei den Abiponen
 Bd. 22 Christoph Mathias Fernberger von Egen-
 berg, Unfreiwillige Reise um die Welt
 1621—28
 Bd. 23 Hans Staden, Ein deutscher Landsknecht
 in der Neuen Welt
 Bd. 24 Zetzkochill, Das Buch der Könige von
 Tezcuc
- Bd. 28 Balthasar Stefansson, Jäger des hohen
 Nordens
 Bd. 29 Prinz Max zu Wied, Unter den Rothhäuten
 Bd. 30 Emil Dohub, Elf Jahre unter den
 Schwarzen Südafrikas
 Bd. 31 L. B. Manfilla, Die letzten wilden
 Indianer der Pampa
 Bd. 32 Hans Meyer, Hochtouren im tropischen
 Amerika [zum Bahren Jakob]
 Bd. 33 Rüdmer W. Rüdmers, Die Wallfahrt
 Bd. 34 Wilhelm Junter, Bei meinen Freunden
 den Menschenfressern
 Bd. 35 H. v. Foller, Unter Javas Sonne
 Bd. 36 Philipp Berges, Wunder der Erde
 Bd. 37 Alex. v. Humboldt, In Südamerika
 Bd. 38 Andreas Reischel, Sterbende Welt
 Bd. 39 Henry Hoel, Aus Bolivias Bergen
 Bd. 40 Martin Johnson, Mit dem Kurdeikasten
 bei den Menschenfressern
 Bd. 41 Ch. A. Lindbergh, Wir zwei. Im Flug-
 zeug über den Atlantik
 Bd. 42 Thertel Mathiasen, Mit Knud Raas-
 mussen bei den amerikanischen Eskimos
 Bd. 43 Gerhard Rohffs, Kreuz und quer durch
 die Sahara
 Bd. 44 Georg Wegener, Fliegt mit!
 Bd. 45 Julius Payer, Die Entdeckung des Kaiser-
 Franz-Joseph-Landes
 Bd. 46 Phillip Bodenheimer, Rund um Süd-
 amerika [Nächte]
 Bd. 47 Jörgen Hansen, Im Banne der hellen
 Bd. 48 Richard E. Byrd, Himmelwärts
 Bd. 49 R. v. Scherzer, Mit der Novara u. d. Erde
 Bd. 50 Harvey J. Howard, Zehn Wochen bei
 hinesischen Banditen
 Bd. 51 George H. Wilkins, Eismeerflug
 Bd. 52 A. Jacobsen, Die weiße Grenze

Jeder Band etwa 160 Seiten Text, mit 30 Abbildungen u. Karten, in sich abgeschlossen u. einzeln käuflich
 In Halbleinen je RM. 2.80, in Ganzleinen je RM. 3.50
 Prospekte auf Verlangen kostenlos

S. A. Brockhaus / Leipzig

Neue Reisewerke

aus dem Verlag F. A. Brockhaus:



ROY CHAPMAN ANDREWS

Mit Harpune, Büchse und Spaten

Ein Forscherleben unserer Tage.

Mit 65 Abbildungen. Geheftet M. 8.—, Leinen M. 9.50

RICHARD E. BYRD

Flieger über dem Sechsten Erdteil

Abenteuer und Forschungen der amerikanischen Südpolexpedition 1928/29. In Leinen etwa M. 13.—

ALEXANDRA DAVID-NEEL

Heilige und Hexer

Glaube und Aberglaube im Land des Lamaismus.

Dargestellt nach eigenen Erlebnissen in Tibet. Mit 22 Abbildungen nach Aufnahmen der Verfasserin. Geheftet M. 8.30, Leinen M. 10.50

S V E N H E D I N

Rätsel der Gobi

Die Fortsetzung der Großen Fahrt durch Innerasien in den Jahren 1928—1930.

Mit 74 Abbildungen nach Aufnahmen und Zeichnungen des Verfassers und seiner Mitarbeiter sowie 2 vierfarbigen Karten. Geheftet M. 13.—, Leinen M. 15.—

MARTIN JOHNSON

Das Löwenbuch

Afrikanische Abenteuer mit dem König der Tiere.

Mit 42 Abbild. u. 1 Karte. Geh. M. 6.50, Leinen M. 8.—



10931